Neue historische Vorträge und Aufsätze.

Von

Karl Theodor Heigel,
Professor der Geschichte an der k. techn. Hochschule zu München.

München, 1883.
M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.
(Gustav Himmer.)

Neue historische Vorträge und Aufsätze.

Von

Karl Theodor Heigel,
Professor der Geschichte an der k. techn. Hochschule zu München.

München, 1883.
M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.
(Gustav Himmer.)

Vorwort.

„Cherchant l'homme dans l'homme même
le connait et le peint bien mieux."

Montaigne.

„Vorrede erspart Nachrede!"

Wie soll ich aber rechtfertigen, daß heterogene Vorträge und Aufsätze, die schon in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht waren, nochmals zu einem Sammelwerk, das der von strengen Kritikern ein- für allemal geforderten „inneren Einheit" entbehren muß, vereinigt wurden?

Bekanntlich ist Karl Hillebrand mit geistvollem Plaidoyer für die Berechtigung solcher Sammelliteratur eingetreten. Leider darf ich mich aber nicht der Ueberzeugung hingeben, daß ich den von jenem Anwalt an Inhalt und Ausführung gestellten Anforderungen gerecht zu werden vermag. Zwar bin ich mir dessen bewußt, daß ich in allen Theilen, mag mich des Archivars oder des Lehrers Beruf in der Wahl des Stoffes geleitet haben, die Kenntniß nicht „von zweiter Hand" besitze, allein wenn Hillebrand fortfahrend dem Kritiker die Frage an den Essayisten gestattet: „Widerstehen deine Ideen auch einer tüchtigen Beweisführung der Gegner? Bist du Künstler, Gelehrter, Denker oder auch nur ein interessanter Mensch, oder bist du nichts von alledem? Bist du auch nur das, wofür du dich ausgiebst?" so ziehe ich vor, die Antwort schuldig zu bleiben. Ich kann nur, ermuthigt durch

ehrenvollen Erfolg der früher veröffentlichten Vorträge „Aus drei Jahrhunderten", auf's Neue die Bitte aussprechen: möge das anspruchslos Gebotene — nicht im Kreise der Gelehrten, denen gar nicht zugemuthet sein soll, sich mit solchem Büchlein zu befassen, aber im Kreise der Gebildeten anspruchslos aufgenommen werden! —

Daß ich mir erlaubte, ein schnurriges Kapitel von Freuden und Leiden eines „Schützentages" aus alter Zeit als heiteres Intermezzo einzufügen, mag man der Vorliebe — oder Schwäche des Autors zu gute halten!

München, im Oktober 1883.

Inhaltsverzeichniß.

Die Wittelsbacher in Schweden.

In guter Absicht gab Gustav Adolf seiner Tochter und Thronerbin eine durchaus männliche Erziehung, doch gereichte die ungewöhnliche Methode Christinen nicht zum Heil. Die Entwicklung ihrer Verstandeskräfte, ihr Lerntrieb und ihre Gelehrsamkeit würden auch heute noch an einer Frau überraschen, aber bei diesem intellektuellen Reichthum fehlte ihr ein gewisser nüchterner und schlichter Sinn für die zweckmäßige Anwendung. Anstatt festen Willens, klarer Ueberzeugung und unverrückbarer Ziele hatte sie kleinlichen Eigensinn, dunklen Drang und schwärmerische Sehnsucht. Dieser Fehler im Temperament führte die Tochter des Reformationshelden, die Schülerin und Freundin der Philosophen nach Rom. Ihrer persönlichen Freiheit zulieb will sie dem Glanz der Krone entsagen, aus gemüthlichem Unbehagen aber durch Unterwerfung unter päpstliche Autorität auf Freiheit des Willens verzichten.

Dieser wunderliche und doch so erklärliche Entschluß brachte eine Linie des Wittelsbachischen Hauses auf Schwedens Thron, und auf die Regierung der wankelmüthigen Christine folgt das Regiment von drei Königen, die, geborene Herrscher voll Kraft und Energie, für Schweden das Zeitalter Gustav Adolfs noch einmal heraufführten und durch ihre Thaten die Welt in Staunen setzten.

Der Geschichte jener Wickinger der neuen Zeit näher zu treten, ist heute um so dringlicher Anlaß geboten, da Schwedens erster Historiker, Frederik Carlson, für die Geschichte Karl's X. und seines Sohnes aus handschriftlichen Quellen neue Aufschlüsse in reichstem Maße bot. Zwar steht noch zu erwarten, daß er durch Schilderung der Thaten Karl's XII. sein epochemachendes Werk zum Abschluß bringe, allein schon jetzt sind auch über diese letzte

Periode so viel neue Quellen in jüngster Zeit erschlossen worden, daß die Gestalt des „blauen Königs“ in völlig verändertem Lichte erscheint.

In der pfälzischen Linie der Wittelsbacher galt nicht, wie seit dem sechzehnten Jahrhundert in der bayerischen das Recht der Erstgeburt, sondern es wurde an der Gewohnheit der Theilung festgehalten, so daß sich fort und fort neue Seitenlinien bildeten. Der geringfügigste Besitz, fast nur auf Burg und Dorf Kleeburg beschränkt, war Johann Casimir, dem Bruder des regierenden Herzogs Johann von Zweibrücken, zugefallen. So erklärt sich, daß er gleich anderen deutschen Fürsten sein Glück in der Fremde suchte und sich an den Hof des Schutzherrn seiner Glaubensgenossen, Gustav Adolfs, begab. Durch treue Ergebenheit und tüchtige Dienste gewann er die Gunst des Königs in solchem Maße, daß ihm dieser die Hand seiner Schwester Katharine bewilligte und den ersten Platz unter den schwedischen Großen einräumte.

Während Johann Casimir noch wiederholt in sein deutsches Heimatland zurückkehrte und dem pfälzischen Kurhaus die Hilfe Schwedens vermittelte, fühlte sich sein Sohn Karl Gustav, auf schwedischem Boden zu Nyköping geboren, auch ganz als Schwede.

Karl Gustav lernte in der Jugendzeit am Hofe zu Paris französische Bildung kennen, doch seine eigentliche Schule war der Krieg. Während des großen deutschen Kriegs geboren, hatte er von Kindheit an nur von Schlachten und Belagerungen und Stürmen gehört, wie sollte da nicht die Vorliebe für das Kriegshandwerk, das damals als der wahre Beruf des Fürsten galt, in ihm groß wachsen? Als er das neunzehnte Jahr erreicht hatte, ließ ihn der Drang, an Gefahren und Ehren der Schweden in Deutschland Theil zu nehmen, nicht länger ruhen. „Ich bekenne,“ schrieb er an den Vater, „daß Gott mir von Natur ein lebhaftes Verlangen einflößte, mein Glück mit dem Schwerte zu suchen.“

In Torstenson's Heer erfocht er sich die Sporen, als selbständiger Heerführer commandirte er die Schweden vor Prag. Als der Osnabrücker Friede endlich dem furchtbaren Kriege ein Ende setzte, kehrte er nach Schweden zurück. Seine Hoffnung und der Wunsch der Nation, daß ihm Königin Christine die Hand reichen werde, erfüllten sich nicht. Christine war nicht sowohl diesem Werber, als dem Ehestand überhaupt abhold. Sich die volle Unabhängigkeit für immer zu retten und zugleich den Verwandten

für alle vereitelten Hoffnungen zu entschädigen, gab es denn freilich nur ein Mittel: Verzicht auf die Krone zu Gunsten des Vetters. Christinens erste Eröffnungen hierüber nahm Karl Gustav unfroh entgegen. Mit Aufrichtigkeit, wie wir glauben, denn mit der Macht wuchs die Verantwortung, und an die veränderte Conjunctur knüpften sich unberechenbare Schwierigkeiten. „Ich betheuerte," so erzählt er selbst, „daß ich nichts Anderes verlange als die Heirat; benehme man mir diese Hoffnung, so wollte ich mich lieber mit einem Stück Brod begnügen und Schweden niemals wiedersehen." Das sei Fanfaronade, meinte Christine, Gott selbst habe ihren tapferen Vetter zu Höherem bestimmt, als daß er auf des Vaters Gütern als Maier sitze. Sie gab nunmehr Absicht und Beschluß auch den Ständen kund; diese erwiderten, daß sie zwar Herrn Karl Gustav alles Gute wünschten, doch nur zur Vermählung rathen könnten. Allein die Ausstellungen ihrer Räthe erschütterten sie ebensowenig wie des Vetters ritterliche Haltung. Sie setzte es allen Rücksichten und Schwierigkeiten zum Trotz durch, daß Karl Gustav zum Thronfolger ernannt wurde. Nun war nur noch der letzte Schritt zu thun. Aus den Schätzen lateinischer Bildung hatte sie heiße Sehnsucht nach dem „einzigen" Rom gezogen, und dem Wunsche, das rauhe Taurien zu verlassen und das klassische Welttheater zu betreten, alle anderen Güter opfernd, legte sie am 25. Februar 1654 die Krone nieder. Nur noch bis zur Krönungsfeier ihres Nachfolgers blieb sie in Stockholm, dann verließ sie ihr Heimatland. Als sie zu einem Bächlein kam, das damals die Grenze zwischen Dänemark und Schweden bildete, stieg sie aus dem Wagen und überhüpfte die Wasserfurche mit dem freudigen Ausruf: „Endlich bin ich frei."

Karl Gustav war damals 32 Jahre alt. Er war nicht von hohem, aber kräftigem Wuchs, dabei rasch und gewandt in allen Bewegungen; das unschöne Antlitz wurde belebt durch feurige Augen, dunkles Haar hing in natürlichen Locken auf den Nacken herab. Sein Wesen hatte etwas Leutseliges und Herzgewinnendes, aber zugleich angeborne Majestät, die jede unziemliche Vertraulichkeit ablehnte.

Mit kräftiger Hand ergriff er die Zügel der Regierung und suchte den Mißständen, die in Folge der unsicher hin und her tastenden inneren Politik Christinens groß gewachsen waren, zu steuern. Er sah sich dabei von der Sympathie des Volkes unter-

stützt, während freilich der Adel de la vieille roche mit Mißvergnügen des Königs Energie gewahrte. Zum Glück für ihn waren diese in Schweden reicher denn irgendwo mit Vorrechten ausgestatteten Stände unter sich zerklüftet und zerfahren, so daß es ihm ohne gefährliche Intriguen möglich war, nur durch Klugheit und Beharrlichkeit eine Stellung über den Parteien zu behaupten.

Allen Zweigen der Verwaltung wandte er gleiche Sorgfalt zu, er begnügte sich nicht damit, neue Gesetze zu geben, sondern überwachte auch auf's Strengste ihre Ausführung und prüfte ihren praktischen Erfolg. Es kann hier nicht näher auf diese reiche Thätigkeit eingegangen werden, wir können aber ein Zeugniß des trefflichsten Gewährsmannes anführen: Carlson tritt der traditionellen Vorstellung, als beschränke sich Karl's X. Geschichte auf eine Darstellung seiner Kriege, mit Entschiedenheit entgegen, weit höher als diese kriegerischen Thaten sei sein Verdienst um Hebung des Wohlstands und der Sicherheit im Lande.

Freilich blieb dieses Streben nicht lange ungestört. Seiner äußeren Politik möchte man auf den ersten Blick den Vorwurf der Unbeständigkeit machen, allein der häufige Wechsel ist nicht etwa auf Unselbständigkeit des Monarchen, sondern auf die Unsicherheit seiner Hilfsmittel zurückzuführen. „Schweden, mit einer noch schwachen Grundlage für seine innere Macht, aber immer vorwärts strebend, sich einen Platz unter den großen Mächten des Welttheils zu bereiten: das ist das Schauspiel, welches Karl's X. Regierung darbietet." Unermüdlich spähte der Kluge, wo sich günstige Gelegenheit biete, suchte bald hier, bald dort Unterstützung und Bundesgenossen zu gewinnen, allein keine Rücksicht und Hoffnung konnte ihn je bewegen, sich einer fremden Macht dienstbar zu machen. Vergebens bot der schlaue Lenker der Geschicke Frankreichs, Kardinal Mazarin, seine Künste und Schätze auf, den thatkräftigen nordischen König gefügiger zu machen: nur schwedische, nicht französische oder habsburgische Politik wollte Karl treiben, nur die Bedürfnisse des Landes waren Ziel und Zweck für sein Handeln. Gerne hätte er dem Lande die Segnungen des Friedens gewahrt, allein es war gegenüber der Anmaßung und den Drohungen Polens unmöglich. Saß ja doch auf polnischem Thron ein Wasa, der nicht vergessen konnte, daß ihm ein natürliches Erbrecht auf Schwedens Krone zustehe. Polen vor Allem mußte in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden, doch entging dem klaren

Blick des Königs von vornherein nicht, wo der gefährlichste Widersacher Schwedens zu suchen sei. „Unser höchstes Interesse ist," schreibt er vor Ausbruch des Kriegs an den Gouverneur Lievlands, „den Russen von der Ostsee abzuwehren und zu verhüten, daß er Kurland an sich reiße, wodurch er unsere Schiffahrt verderben und Lievland umgarnen könnte."

Sein Grundsatz war, daß jeder Krieg so rasch als möglich zu Ende geführt, d. h. der Gegner so rasch als möglich niedergeworfen werden müsse. In diesem Sinne sprach er, als er am 10. Juli 1655 das Schiff bestieg, nun sollte ihn auch derjenige, der ihm mit größter Eile nachreisen wollte, nicht mehr in Warschau, noch in Krakau einholen.

Das kühne Wort wurde zur That. Karl Gustav drang in raschem Siegeslauf bis Warschau, bis Krakau vor. Wo die Schweden von ihm geführt wurden, glückte auch das Schwerste. Vor Kurzem noch hatte Casimir von Polen auf das Reich des „Eindringlings" Karl begehrliche Blicke geworfen. Jetzt war sein eigenes ein Opfer der inneren Zwietracht, eine Beute der feindlichen Waffen.

Die Tapferkeit und Ausdauer der schwedischen Truppen war von Alters her unbestritten, den Vorwurf geringer Beweglichkeit hatten sie schon im deutschen Kriege thatsächlich widerlegt, jetzt vollends setzte die Schnelligkeit und Sicherheit der schwedischen Operationen alle Welt in Staunen. Und doch vergaß der jugendliche Feldherr nie die nötige Vorsicht: der Kühnheit des Angriffs entsprach die Sorglichkeit der Vorkehrungen zur Behauptung der gewonnenen Vortheile. Auch der Laie muß aus Puffendorf's ausführlicher und durch treffliche, nach der Natur aufgenommene Pläne und Abbildungen unterstützter Darstellung die Ueberzeugung gewinnen, daß nur ein hervorragender Feldherr und ein treffliches Heer so viel physische und geistige Kraft einem an Zahl weit überlegenen Feind entgegensetzen können.

Dessenungeachtet standen die Früchte dieser vielen Siege nicht im Verhältniß zu ihrer Glorie. Alle europäischen Mächte sahen mit scheelen Augen auf den Aufschwung Schwedens, auf die selbständige Stellung, die sich der König durch eigene Kraft eroberte.

So stieß er denn bald auf Hindernisse, welche ihm die zweckmäßige Ausbeutung seiner Erfolge unmöglich machten. Auch stellte

sich mehr und mehr heraus, daß die rasche Unterwerfung Polens nur eine Veränderung auf der Oberfläche herbeigeführt hatte, daß die stolzen Magnaten, wie das streng katholische Landvolk in Polen einer Unterordnung unter schwedisches Regiment auf's heftigste widerstrebten.

Die gleichsam spielend errungenen Triumphe waren verrauscht; der ernstere, gefährlichere Kampf begann. Allerorten im Polenland loderte der Aufstand empor, es war unmöglich, der elementaren Gewalt eines Volkskriegs mit einem durch langwierige Kämpfe geschwächten Heere zu begegnen, der Rückzug war unvermeidlich. Allein gerade in Noth und Drangsal leuchtete die Thatkraft des Königs heller als im glänzenden Siegeslauf. Fünf Polen standen in der großen Schlacht bei Warschau gegen einen Schweden, aber nicht die Uebermacht, sondern Geschick und Tapferkeit entschieden den Sieg.

Er brachte Erleichterung der Lage, noch nicht die Rettung, denn mit den Polen traten jetzt Oesterreich und Dänemark in engen Bund. „Ich zweifle nicht," sprach Karl Gustav unverzagt, „daß Gott uns hilft, wenn wir uns helfen wollen." Der gefährlichen Vereinigung seiner Feinde beschloß er durch raschesten Angriff auf Dänemark zuvorzukommen. Jütland war bald unterworfen, aber nun stand das Schwedenheer vor der durch Winterstürme wildbewegten See. An Ueberfahrt war nicht zu denken, und doch konnte nur der Fall der dänischen Hauptstadt die Entscheidung bringen. Jede Zögerung mußte verderblich werden. Bis zum Frühjahr konnte Dänemark seine Rüstungen und die Befestigung der Hauptstadt vollenden, Oesterreich seine Streitmacht an's Gestade des Baltischen Meeres werfen, der ehrgeizige und energische Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg zum Angriff auf das längst begehrte Schwedisch-Pommern schreiten. Auch England und Holland wollten nur den günstigsten Augenblick erspähen, um in die Aktion einzutreten. Ehe das gefährliche Netz um sein Haupt zusammengezogen wäre, mußte Karl die Entscheidung suchen, die eiserne Nothwendigkeit entschuldigte auch ein verwegenes Wagniß, und der König zauderte denn auch nicht länger, als im Jänner 1658, wie einer von Karl's Diplomaten sich ausdrückt, „Gott selbst für Karl Gustav und die schwedische Armee eine Brücke über das Meer legte." An Durchführung des tollen Planes, sein Heer

über den großen und kleinen Belt zu führen, um in's Herz des dänischen Reichs den vernichtenden Stoß zu führen, setzte er sein eigenes Leben auf's Spiel, und seine Gegenwart war den Soldaten ein Pfand sicheren Gelingens.

Angesichts des auf der Insel Fünen wohlverschanzten Feindes betrat das schwedische Heer am 9. Februar 1658 den gefrorenen Belt. Die Reiter mußten absitzen und die Rosse am Zaume führen, die Geschütze wurden auf Schleifen behutsam fortgezogen, denn die Eisdecke war dünn und schwankte unter der ihm aufgebürdeten schweren Last. Wohl schreckte unheimliches Knistern und Krachen Mann und Roß, wohl riß das Geschützfeuer der Feinde ganze Reihen nieder, aber der König, nicht achtend der um ihn sausenden Kugeln und Eissplitter, bewahrte unerschütterliche Ruhe und ritt für Freund und Feind leicht erkennbar seinem Gefolge voran.

Plötzlich bricht das Eis, zwei Reiter-Compagnien verschlingt die schwarz emporquellende Woge. Auch im Rücken des Heeres donnert das weithin berstende Eis, überall stockt der Angriff, überall zaudern die sonst so Muthigen, — nur ihr Führer schwankt keinen Augenblick. Weit entfernt, seine eigene Person in Sicherheit zu bringen, reitet er unaufhaltsam voraus über die hallende Fläche. Eine Kugel streift sein Auge, Blut überströmt sein Antlitz — er reitet voraus. „Blas't! Blas't!" ruft er den Trompetern zu, und der kriegerische Klang und mehr noch der Anblick ihres Heldenkönigs belebt die Truppen mit neuer Zuversicht. Todesmuthig stürmen sie gegen den Feind und zersprengen ihn trotz seiner gedeckten Stellung, auf den genommenen Schanzen begrüßt das schwedische Heer seinen König mit donnerndem Victoria! Der Besitz der Insel Fünen ist der Preis des Sieges.

Aber das Schwerste ist noch ungethan. Ein zweiter, breiterer Meeresarm, der große Belt, liegt zwischen dem Sieger und seinem Ziel Kopenhagen. Nach mehreren Tagen banger Erwartung trifft endlich im Lager Karl's die Kunde ein: Der Belt ist zugefroren! „Jetzt, Bruder Fredrik," ruft König Karl, „jetzt werden wir uns auf gut schwedisch sprechen!"

In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1658 wird der gefährliche Marsch, der seines Gleichen nicht in der Kriegsgeschichte aller Völker hat, angetreten. Von der Südspitze Fünen's aus mußten die Insel Langeland, Laaland und Falster und endlich die letzte Meerenge überschritten werden.

Eine furchtbare Nacht! Sturm umtobt die schweigend vorrückenden Heeresmassen. Kurz vorher hatte Thauwetter die Eisdecke so erweicht, daß die Soldaten durch fußhohes Wasser waten mußten. Stellenweise gerieth die Fläche in wellenförmige Bewegung, jeden Augenblick mußte man fürchten, das offene Meer zu finden. Alle Fährnisse und Schrecken waren jedoch nicht im Stande, die Tapferen zu hemmen, am 16. Februar stand das schwedische Heer auf der Insel Seeland.

Kopenhagen schien verloren. Zwar hatten die Schweden über kein Belagerungsgeschütz zu verfügen, sodaß an Eröffnung einer förmlichen Belagerung nicht zu denken war, allein ein rascher Sturm konnte vielleicht die Stadt in Karl's Gewalt bringen. Vielleicht! Vielleicht vergeblich sein! So erwog der königliche Feldherr, der vor der feindlichen Hauptstadt ein verschanztes Lager bezogen hatte. Wohl mochte, wenn er im Morgensonnenschein die Thürme und Schloßzinnen Kopenhagen's herüberblitzen sah und himwieder auf sein sieggekröntes Banner den Blick richtete, ein strahlendes Ziel vor seinen Sinnen auftauchen: die drei Kronen wieder zu vereinigen, die gleich Molins berühmten „Bältespännare" (Gürtelkämpfern) grimmig ringenden Brüder zu einigen und ein großes scandinavisches Reich zu gründen — —

Allein es lag nicht in Karl Gustav's Art, den Bogen zu überspannen. Die Gefahren seiner eigenen Lage erwägend, nahm er den angebotenen Waffenstillstand an, dem am 8. März 1658 der Roeskilder Friedensschluß folgte. Schoonen, Bleckingen und Drontheim wurden von Dänemark an Schweden abgetreten, das erst durch diese Erwerbungen ein geschlossenes Ganzes wurde.

Der Roeskilder Friede bezeichnet den Höhepunkt der Erfolge Karl's X. Kardinal Mazarin äußerte damals, er bewundere diesen Friedensschluß mehr als den Uebergang über den Belt, denn hier habe der Schwedenkönig bewiesen, daß er nicht nur Andere, sondern sich selbst beherrschen könne.

In heller Siegesfreude gab Karl vom Feldlager aus Befehl, zur Verschönerung der Hauptstadt umfassende Anstalten zu treffen; auch das Königsschloß an der Salzsee sollte glänzender sich erheben. Der König selbst gab die genauesten Weisungen für den Bau. Aber gleichzeitig dachte er auch auf pünktlichste Regelung des Staatshaushalts als feste Grundlage für künftige Siege. Die Anordnung, daß die Rentenkammer im königlichen Schloß selbst

Gemächer erhalte und zwar so nah als möglich seinen eigenen Wohnräumen, charakterisirt sein Wesen.

Großes war durch den Roeskilder Frieden erreicht, aber Polen und Oesterreich waren unversöhnte Feinde Schwedens, und der große Kurfürst von Brandenburg ließ es mindestens zweifelhaft, zu wessen Gunsten er in der entscheidenden Stunde den Degen in die Wagschale werfen werde. Es gewährt hohes Interesse, an der Hand der in jüngster Zeit veröffentlichten diplomatischen Papiere zu verfolgen, wie Karl Gustav und Friedrich Wilhelm, beide ebenso scharfsichtig wie ehrgeizig, sich unablässig im Auge behielten und überwachten. Zwar war die Demüthigung Polens auch für das brandenburgische Haus ein Vortheil, da sich daran die Hoffnung auf Erlangung der Souveränetät des Herzogthums Preußen knüpfte, aber ein aufrichtiges Einverständniß zwischen Brandenburg und Schweden war, so lange die deutschen Ostseeufer in schwedischem Besitz blieben, nicht auf die Dauer möglich, waren ja doch ohnehin in jenen unruhigen Zeiten die Begriffe Nachbar und Feind ziemlich synonym.

„Es ist unsere Armee," schrieb Karl an Björnklo, „durch welche allein wir unsere und unserer Länder Wohlfahrt aufrecht erhalten können." Die Lage verschlimmerte sich noch, als auch Dänemark durch seine früheren Bundesgenossen gezwungen wurde, auf's Neue in den Kampf einzutreten. Um den Friedensbruch zu strafen, rückte Karl zum zweitenmal vor Kopenhagen, aber die Bürger selbst steckten die Vorstädte in Brand, damit der Feind für den Angriff keine Schutzwehr finde, und rüsteten sich zum Widerstand bis zum Aeußersten. Als überdies holländische Kriegsschiffe zum Schutz der gefährdeten Stadt herbeieilten und die kleine schwedische Flotte sich nach ehrenvollem Kampf zum Rückzug genötigt sah, konnte die Belagerung nicht länger fortgesetzt werden. Jetzt ließ auch der Brandenburger sein wohlgerüstetes Heer zu Schwedens Feinden stoßen. „Ich fühle aufrichtige Bewunderung vor des Schwedenkönigs unerschrockenem Muth," äußerte Mazarin, „wenn ich betrachte, wie er, obgleich er schon sechs mächtige Feinde gegen sich hat, dennoch sich nicht veranlaßt sieht, nur die geringste Aenderung in seinen Plänen zu treffen, sondern im Gegentheil der Palme gleich sich immer mehr erhebt, je mehr man sich bemüht, ihn zu beugen."

Während der König, unterstützt von tüchtigen Generälen, fast über-

all den Ruhm der schwedischen Waffen aufrecht erhielt, war er ebenso unermüdlich bemüht, durch diplomatische Künste die Liga seiner Feinde zu sprengen. Er vermochte aber nur Rußland zum Abschluß eines Waffenstillstands zu bewegen, dagegen beraubte ihn der Tod Cromwell's des einzigen Freundes unter den europäischen Mächten; auch England verpflichtete sich jetzt, Schweden zum Verzicht auf die durch den Roeskilder Frieden gewonnene Beute zu nötigen.

Noch stand das schwedische Heer, den Sund beherrschend, im Herzen des dänischen Reiches, noch war Nichts verloren, Alles zu gewinnen, da raffte den Mann, an dessen Lebensfaden das Glück seines Heeres und seiner Nation hing, ein Fieberanfall hinweg. Am 13. Februar 1660 verschied er; das letzte Wort des unerschrockenen Kriegshelden war: Friede! Mit ihm sanken in's Grab die weitgehenden, wohldurchdachten Pläne einer Reform der inneren Zustände Schwedens. An unbeugsamem Muth, Scharfblick und Spannkraft des Körpers und des Geistes hatte er nicht seines Gleichen unter den Zeitgenossen. „Aber niemals," sagt Carlson, „hat er seine Größe von derjenigen Schwedens geschieden; er hat nicht den Ruhm oder das wechselvolle Leben des Kriegs um seiner selbst willen gesucht, sondern nur als einen Weg zur Größe des Vaterlands, unzertrennlich von seiner eigenen."

Karl's X. Erbe war ein vierjähriges Kind. Das Testament des verstorbenen Königs ordnete eine Regentschaft an, die möglichst unabhängig vom Reichstag die Rechte des minderjährigen Thronerben wahren sollte. Allein die Adelspartei wollte sich diese Gelegenheit, ihre schon durch den ersten Pfälzer auf schwedischem Thron wesentlich eingeschränkte Macht wieder zu gewinnen, nicht entgehen lassen und bestritt die Giltigkeit der testamentarischen Bestimmungen, während die übrigen Stände auf Seite der Regierung traten. Es kam zwar ein Compromiß zu Stande, aber dadurch war der Gegensatz der Parteien nur verhüllt, nicht ausgeglichen. Ueberdies steigerte noch ein Versuch der aus Rom nach Schweden zurückgekehrten Christine, ihre eigenen Thronansprüche wieder geltend zu machen, die Schwierigkeiten und die Verwirrung. In solcher Bedrängniß konnte die vormundschaftliche Regierung nicht daran denken, Karl's X. Errungenschaften, die das Baltische Meer in einen Binnensee Schwedens verwandelt hatten, zu behaupten; im

Frieden zu Oliva 1660 wurden fast alle eroberten Gebiete zurückerstattet.

Die nimmer endenden inneren Wirren lieferten den betrübenden Beweis, daß die Festigung des inneren Staatslebens nicht gleichen Schritt gehalten hatte mit dem Waffenruhm. Dem Glanz der äußeren Erscheinung entsprachen nicht die Kraft und die natürlichen Hilfsmittel der Nation. Schweden selbst war dünn bevölkert; die Verschmelzung der eroberten Provinzen mit dem Stammland war noch nicht gelungen, sie konnten nur mit bewaffneter Hand von Aufstand und Abfall zurückgehalten werden. Der schwedische Bauernstand war durch die schweren Opfer der langen Kriege erschöpft; die Kriegsbeute war ja fast ausschließlich den adeligen Domanialbesitzern zu Gute gekommen. Nur auf die Armee war Schwedens Ansehen in Europa begründet. Frankreich, dessen leitende Staatsmänner die Finanznoth Schwedens recht gut kannten, bot auf's Neue für ein Bündniß, das die schwedische Armee der französischen Eroberungspolitik dienstbar mache, beträchtliche Subsidienzahlungen. Jetzt ging auch die Regentschaft bereitwillig darauf ein und gelobte dem „großmüthigsten" König „unsterbliche" Dankbarkeit. Nicht einmal in den Regierungskreisen herrschte soviel Eintracht, daß man den von allen Seiten drohenden Gefahren mit vereinten Kräften begegnet hätte. „Schweden," schrieb der französische Gesandte 1667 an seinen Hof, „ist nicht mehr jenes Land, welches sich im deutschen Kriege nicht minder durch die Weisheit seiner Rathschläge, als durch die Stärke seiner Waffen auszeichnete; Nichts ist jetzt schwerer, als zu wissen, wo die regierende Gewalt eigentlich ihren Sitz hat." Die Einen wünschten, um ihre Interessen sicherer wahren zu können, Frieden um jeden Preis, die Anderen Krieg um des Krieges willen, das allgemeine Wohl war fast immer und überall egoistischen Trieben hintangesetzt.

Die Sorge um des jungen Königs Erziehung lag zunächst der wenig energischen Mutter ob. Auch den übrigen Mitgliedern der Regentschaft war ein gewisses Aufsichtsrecht eingeräumt, allein sie hatten ja um wichtigere Dinge zu hadern, als um pädagogische Gesichtspunkte. So wuchs der Knabe auf, wie ein von den Gärtnern vernachlässigter Baum; Nichts geschah, um das heftige Temperament des Knaben zu mildern oder seinen trotzigen Eigenwillen zu brechen. Nur den ritterlichen Uebungen widmete er Eifer, wissenschaftliches Studium und was immer ihn auf seinen Regenten-

beruf vorbereiten sollte, war ihm verhaßt. Im Jünglingsalter fand er noch immer Gefallen an albernen Spielen und wies jede ernstere Thätigkeit zurück. So ließ sich denn auch von seiner Thronbesteigung für den Staat keine bessere Wendung erwarten. In der That schien sich auch, seitdem Kanonendonner und Trompetenschall von Skeppsholmen herab die Thronbesteigung des Sechzehnjährigen verkündet hatten, die Lage Schwedens eher noch verschlimmern zu wollen.

Noch in den letzten Monaten ihres Regiments hatten die Vormünder des Königs, durch reiche Geldspenden dienstbereit gemacht, die Allianz mit Frankreich erneuert und dadurch Schweden in eine Reihe gefährlichster Kämpfe mit den Nachbarn, die gegen Ludwig's XIV. Eroberungspolitik Front machten, hineingezogen. Auch der Wehrstand war inmitten der allgemeinen Zwietracht und Ohnmacht nicht ungeschädigt geblieben. Mit mangelhaft geübten Truppen und ungeordneten Finanzen trat Schweden in den Krieg ein. Alle möglichen Scheingründe wurden von den Diplomaten hervorgesucht, um den Bruch mit Brandenburg zu rechtfertigen, während in Wahrheit nur die Hoffnung auf leichte Beute und die Ordre Frankreichs in den Krieg trieben. Bald traten die verderblichen Folgen so leichtfertiger Politik zu Tage. Keck drang Wrangel in die brandenburgischen Lande ein und brandschatzte Städte und Dörfer, da erlitten die Uebermüthigen eine furchtbare Niederlage bei Fehrbellin (28. Juni 1675). Nicht bloß dem Streifzug in der Mark war dadurch ein jähes Ende gesetzt, auch Schwedisch-Pommern war verloren. Zugleich erklärte Holland an Schweden den Krieg, und ein dänisches Heer überschritt die Grenze.

Die Lage des Landes war eine verzweifelte, aber gerade das Uebermaß von Gefahr brachte die überraschende Rettung. Die Nachricht von der Niederlage bei Fehrbellin zerriß das Gewebe von Schmeichelei und Verführung, in welches gewissenlose Höflinge den jungen König verstrickt hatten. Mit kaltblütigem Ernst, dessen ihn Niemand für fähig gehalten hätte, fing er plötzlich an, sich selbst um die Staatsverwaltung zu kümmern und nach eigenem Ermessen Anordnungen zu treffen. Gleich als wäre ihm eine Binde von den Augen gefallen, erkannte er die Schlaffheit und Verderbtheit seiner Umgebung und faßte den Entschluß, fürderhin nur der eigenen Kraft zu vertrauen. Eifriger wurden jetzt die Rüstungen betrieben, Karl selbst trat an die Spitze der Armee.

Während er bis dahin seine Tage mit Nichtigkeiten vertändelt hatte, entwickelte er jetzt rastlose Thätigkeit im Dienste des Heeres und des Staates. Schonungslos schritt er gegen Unordnung und Lässigkeit ein und rief dadurch insbesondere in Hofkreisen erbitterte Opposition gegen sich wach.

Noch immer war die Gefahr für König und Volk im Steigen begriffen. Eine Seeschlacht bei Oeland ging verloren, feindliche Kriegsschiffe kreuzten vor Stockholm. Im Lande selbst war unzufriedene Stimmung vorherrschend. Auch die Patrioten wollten nicht begreifen, wie heilsam das diktatorische Vorgehen des Königs, der plötzlich so verschlossen und entschlossen geworden war. Der französische Gesandte nannte in seinen Depeschen an den Versailler Hof des Königs Benehmen läppisch und höhnte, wenn er es so forttriebe, werde er bald seiner Krone verlustig gehen. Ludwig XIV. erlaubte sich deßhalb, dem königlichen Bundesgenossen wohlwollende Vorstellungen zu machen und den Rath zu geben, er möge doch entweder seine Flotte oder die bedrängte Hauptstadt besuchen, allein Karl gab ihm zur Antwort, der König von Frankreich möge sich um die französischen Angelegenheiten kümmern.

Nirgend zeigte sich ein Ausweg, kein Freund stand helfend zur Seite, Selbstvertrauen erschien nur noch als vermessener Uebermuth.

Da glückte dem König die erste Waffenthat auf schwedischem Boden. In einem Treffen gegen die Dänen an der Brücke über den Holgefluß bewies er selbst höchste Bravour. Mit Staunen blickte das Heer auf den Verkannten, auf welchen plötzlich des Vaters Geist übergegangen zu sein schien. Von diesem Augenblick an war Schnelligkeit sein bester Bundesgenosse. Am Fyllefluß wurde ein zweiter Sieg erfochten, und das ganze Heer erkannte willig an, daß der Erfolg in erster Reihe dem Muth des Königs zu verdanken war.

Die drohenden Wetterwolken hatten sich aber erst um weniges gelichtet. Zwist und Unzufriedenheit waren gerade aus den einflußreichen Kreisen noch nicht entschwunden, aber der König weiß, was er will, und rasch entschlossen wendet er sich an das Volk. Aus allen Provinzen ziehen bewaffnete Bauernschaaren heran, und bald ist der König in Stand gesetzt, zum Angriff vorzugehen. Angesichts der ehrwürdigen Kathedrale von Lund kommt es zum entscheidenden Treffen. Unermüdlich durchreitet Karl die Reihen und

mahnt: „Erinnert euch nur daran, daß ihr Schweden seid!“ Sein Pferd wird ihm unterm Leib erschossen, er besteigt ein anderes und eilt in's Vordertreffen. Ein furchtbarer Ringkampf erhebt sich, dreimal glaubt der Schwede, ebenso oft der Däne, den Sieg erfochten zu haben. Wo das hartnäckigste Gefecht, wo die höchste Gefahr, tummelt sich der König wie in seinem Element, und sein leuchtendes Vorbild begeistert die Seinen immer wieder zu neuem Angriff, bis die Feinde weichen.

Die Schlacht bei Lund bedeutet für Schweden die Rettung, sie brachte Vertrauen, Macht und Ansehen zurück. Der Viper der heimischen Zwietracht war der Kopf zertreten, jedes folgende Jahr befestigte sicherer die Autorität des Königthums. Wenn sich auch die schwedische Flotte vor der holländischen zurückziehen mußte, war doch im Landkrieg unbestritten das Uebergewicht auf schwedischer Seite. Wie ehedem im deutschen Kriege folgte das Heer mit blinder Ergebenheit einem Heldenkönig.

Als Frankreich, das sich ebenfalls glücklicher Waffenerfolge zu erfreuen hatte, in Friedensunterhandlungen eintrat, und Ludwig XIV. dem Stockholmer Cabinet den freundschaftlichen Rath gab, es möge sich zu einigen Abtretungen verstehen, um das Uebrige zu retten, erwiderte Karl, er werde niemals, wenn von Abtretungen oder Zugeständnissen die Rede sei, eine andere Antwort finden als ein entschiedenes Nein. Erst als Ludwig die ernste Entschlossenheit seines Bundesgenossen sah, machte er bei den Gegnern seine Autorität geltend, um auch für Schweden einen ehrenvollen Frieden zu erwirken. Fast gegen den Willen Karl's, der Frankreichs Einschreiten als Beschränkung seiner eigenen Autorität auffaßte, kam der Friede zu Stande. Nicht ein schwedisches Dorf ging verloren, der Versuch der Nachbarn, Schweden in die Stellung, welche es vor Gustav Adolf eingenommen hatte, zurückzuweisen, war gescheitert.

Des Königs Waffenglück wirkte entscheidend auf die inneren Landesverhältnisse ein. Es kann hier nicht auf die tiefgreifenden socialen Veränderungen, die ein mächtiges Königswort in Stadt und Land hervorrief, eingegangen werden. Carlson entwirft ein lebensvolles Bild von diesem Uebergang aus der Zerfahrenheit der Oligarchie, der man jetzt alles Unglück der ersten Kriegsjahre zuschrieb, zur unbeschränkten Königsgewalt. Auch im übrigen Europa hatte sich aus dem mittelalterlichen Patrimonialstaat der Absolutismus herausentwickelt, aber der Sieg dieser Regierungsform war

nirgend nothwendiger und heilsamer als in Schweden. Hier gewährte erst die neue Staatsallmacht den niedrigen Ständen, dem Kleinbürger und dem Bauer, Schutz gegen den übermächtigen Großgrundbesitz und wurde somit die Brücke zur Volksfreiheit.

Das Ansehen Schwedens in Europa beruhte, wie sich eben deutlich gezeigt hatte, auf seinem trefflichen Heer. Karl konnte sich aber nicht verhehlen, daß die gewöhnlichen Hilfsmittel der Krone zum Unterhalt eines großen stehenden Heeres auf die Dauer nicht genügen würden. Ausreichende Zuschüsse suchte er deshalb durch die sogenannte „Reduction“ zu erlangen, die von den schwedischen Torys kurzweg die „Revolution von 1680“ genannt wurde. Ein großer Theil der Domänen war im Laufe der letzten Jahrhunderte in Besitz des Adels gerathen. Karl setzte nun eine Commission ein, die zu untersuchen hatte, welche Güter ehedem Eigenthum der Krone gewesen waren, und die Beschlüsse wurden sofort mit äußerster Strenge durchgeführt, d. h. die eingezogenen Domänen wurden dem König zur freien Verfügung gestellt. Es war ein Gewaltakt, ein an sich nicht zu rechtfertigender Staatsstreich, allein er war nothwendig, um eine billigere Vertheilung der Steuerlast und eine wirthschaftliche Regelung des Staatshaushalts zu ermöglichen. So urtheilt auch ein erleuchteter Kenner schwedischer Geschichte, König Oskar II., wenn er auch beklagt, daß die Reduktion herzloser und strenger durchgeführt wurde als nöthig oder wünschenswerth.

Wohl hatten die schwer geschädigten Edelleute Ursache, den König einen harten Despoten zu nennen, aber dieser Tyrann war der Retter und Rächer des Volkes. Die Uebermacht der Aristokratie zu brechen, mit gleichem Eifer aber einen durch Handel und Gewerbe aufblühenden Mittelstand zu fördern, war Regierungsprinzip des „Sonderlings“, wie König Karl nach seinen glänzenden Siegen von den fremden Diplomaten respektvoller genannt wurde.

Karl XI. war von mittlerer Gestalt und wohlgewachsen, bis er das linke Bein brach und zu hinken begann; in seinen Mienen war kein Falsch, sein Blick sogar mehr gutmüthig als energisch. „Man siehet so wenig Majestätisches an seiner Person,“ erzählt ein Publicist, „daß wenn man ihn nicht kennt, man nicht sagen würde, daß dies der König sei.“ Ein Feind französischer Mode und unnöthigen Schmuckes, stach er auffällig ab von den Edelleuten in Stockholm, die in Versailler Hoffitte Muster und Vorbild erblickten. „Der König tritt wie früher auf,“ sagt ein andrer

Zeitgenosse, „er ist stets gekleidet wie im Lager, mit einem großen Schwert an der Seite. Er ist trotz aller ihn umgebenden Gefahren sorglos und thut Alles, was er thut, aus sich selbst; nur Wenige haben Zutritt zu seiner Person, und von Keinem weiß man, daß er Einfluß auf ihn hätte." Der stets nüchterne und strebsame Monarch war ein Freund der Einsamkeit. In einem kleinen Hause in Kungsör, dem nur eine herrliche Aussicht über den Mälarsee Reiz verlieh und das weit abgelegen von anderen Behausungen war, verweilte er am liebsten. Wenn seine Anwesenheit in Stockholm nöthig war, so ritt er mitten in der Nacht im schärfsten Trab dahin und kehrte ebenso zur Nachtzeit in sein Tusculum zurück. Er suchte die Einsamkeit, um desto ungestörter den Regierungssorgen leben zu können. Den Verächter ernsten Strebens hatte der Krieg selbständig und selbstthätig gemacht; nach dem Friedensschluß ging er daran, eine neue Ordnung der Dinge zu begründen, und verfolgte dieses Ziel mit unbeugsamer Beharrlichkeit. „Er wendet all seine Zeit auf die Affairen", klagt ein höfischer Zeitgenosse, „und fatiguiret sich mehr, als ein König thun sollte."

Alle in den letzten Jahren geschlossenen Friedensbündnisse hatten die fragwürdigen Zustände und unnatürlichen Verhältnisse in Europa nicht beseitigt. Frankreich und seine Gegner rüsteten sich zu einem neuen Krieg. In dem einen, wie in dem anderen Lager warb man um die Unterstützung des kriegstüchtigen Schwedenkönigs.

Er hatte in kluger Berechnung der europäischen Lage mit Dänemark und Brandenburg nach dem Waffengang sich versöhnt und die gefährliche Allianz mit Ludwig XIV. gelöst. Er konnte also nach freier Wahl für die eine, für die andere Partei in die Action eintreten; sein Temperament, sein Ehrgeiz lockten dazu, aber als guter König und weiser Staatsmann verzichtete er auf eine kriegerische Politik und widmete Zeit und Kräfte nur dem Friedenswerk. Nicht ohne Erfolg. Ein neuer Aufschwung gab sich in Handel und Gewerbe kund. „Mit eigenen Augen sehen und durch eigene Arbeitsamkeit voranleuchten", blieb des Königs Wahlspruch. Da aber in der Menschheit nur ein bewaffneter Friede ein garantirter Friede ist, sorgte Karl dafür, daß Armee und Flotte in bestem Stande gehalten würden.

Seiner eminenten Bedeutung unter den lebenden Regenten und der Machtstellung, welche Schweden unter ihm einnahm, fehlte die

öffentliche Anerkennung nicht. Ludwig XIV., endlich kriegsmüde, bat den schwedischen König, in seinem Namen und Auftrag mit den alliirten Gegnern in Friedensunterhandlungen zu treten, und sowohl die Seemächte, wie nach einigem Zaudern auch der deutsche Kaiser nahmen die Vermittlung an.

Die an die schwedischen Gesandtschaften gerichtete Mittheilung, daß unter Schwedens Vorsitz die Friedenskonferenzen eröffnet werden sollten, war die letzte Regentenhandlung Karl's XI. Am 5. April 1697 verschied er, nicht zu früh für seinen Ruhm, denn dieser war für alle Zeiten bereits gesichert, aber zu früh für das Reformationswerk, das er begonnen. Die Reduktion hatte zwar die Macht des Adels gebrochen, aber die Gegensätze waren noch nicht ausgeglichen. Karl XI. hinterließ daher seinem Sohne ein kriegserfahrenes Heer, eine zahlreiche Flotte, eine wohlgeschulte Miliz, eine gefüllte Schatzkammer, aber unversöhnt und ungebrochen den Faktionsgeist unter den Ständen, und dieser, nicht Karl's XII. Politik ließ den Staat wieder alle Errungenschaften verlieren.

Das Element Karl's XII., das Gebiet seiner Thätigkeit, war der Krieg. Naturgemäß war die Kritik seiner Zeitgenossen von dem Wandel beeinflußt, den sein Glück erfuhr. Solang er kriegerische Erfolge errang, welche in der Weltgeschichte nur wenige ihresgleichen hatten, ward ihm nicht nur von der Mehrheit des schwedischen Volks enthusiastische Verehrung, sondern auch in den Staaten, die mit ihm in Fehde lagen, Beifall und Bewunderung zu Theil. Zwar wurden ihm schon damals in öffentlichen Organen allzu starke Neigung zum Krieg und ungemessene Ruhmliebe zum Vorwurf gemacht, allein man freute sich fast allgemein, daß wieder einmal eine frische Kraft das Intriguengewebe der Höfe keck zerriß; man tadelte zwar, daß er so viele Tausende in den Tod führe und von den Seinen fast übermenschliche Leistungen beanspruche, aber man fügte bewundernd hinzu, daß er wohl hart gegen Andere, gegen sich selbst aber am härtesten verfahre und jede Gefahr und jede Anstrengung mit den Seinen theile. Vor Narwa — so erzählt ein deutscher Zeitgenosse, der Karl's Leidenschaft für Ruhm und Rache streng bekämpft, — wollte der König, durch Strapazen und Kälte gänzlich entkräftet, einen Augenblick ausruhen und legte sich an einem Wachtfeuer nieder. Da fiel sein Blick auf einen Verwundeten, der sich vergebens zum Feuer heranzuschleppen suchte. Unverzüglich erhob sich Karl, trug den Soldaten herbei, legte ihn sich zur Seite und suchte

ihn durch die Wärme seines eigenen Körpers zu erquicken. Hunderte von ähnlichen Beispielen, die von seiner ritterlichen Gesinnung und unvergleichlichen Tapferkeit Zeugniß gaben, gingen von Mund zu Mund. Die natürliche Wirkung konnte nicht ausbleiben. „In mancher Stadt des deutschen Reichs“, so erzählt jener Zeitgenosse, „waren, so zu reden, die Steine schwedisch, und ich glaube, wenn jemand angetroffen worden wäre, der gegen den König mit Reden sich versündigt hätte, daß daraus eine handgreifliche Action würde erfolget sein, welche ohne Blut nicht hätte können gestillet werden“.

Ein Umschwung in der öffentlichen Meinung über den „Löwen von Mitternacht“ erfolgte freilich, als er, wie es den Anschein hatte, nicht wie ein berechnender Heerführer, sondern wie ein abenteuernder Kampfhahn seine Truppen in die unwirthlichen Steppen Rußlands in Niederlage und Verderben mit sich zog. Von dieser Zeit an begann man vom „nordischen Don Quixote“ zu sprechen, während beredte Schmeichler fortfuhren, ihn mit Alexander und Hannibal zu vergleichen. Als „rastlosen Thäter unbegreiflicher Thaten“, „als Mann voll Urkraft, Seelengröße und Herzgluth“ preist ihn Ernst Posselt. Am berühmtesten wurde Voltaire's Leben Karl's XII. „Vielleicht der außergewöhnlichste Mensch, der je auf Erden war, der all die großen Eigenschaften seiner Ahnen in sich vereinigte und keinen andren Fehler und kein andres Unglück gehabt hat, als daß er sie alle in überspanntem Maße besaß.“

Dieses Urtheil ist nicht ohne Berechtigung, aber im Ganzen ist doch Voltaire's Biographie mehr Roman als Geschichte, des Umstands nicht zu gedenken, daß er gelegentlich in Briefen mit jenem seinem Urtheil in bedenklichsten Widerspruch gerieth.

Wahrhaft große Männer haben Achtung vor großen Eigenschaften Andrer. König Friedrich II. fällt zwar im Antimacchiavell ein hartes Urtheil über Karl, dessen Regentengrundsätze nicht mit dem vom jungen Friedrich aufgestellten Fürstenideal übereinstimmten, allein in den später verfaßten „Betrachtungen über Charakter und militärische Talente Karl's XII.“ wird diesem volle Gerechtigkeit zu Theil. Friedrich sieht in Karl nicht einen vollendeten Feldherrn; um ein solcher zu werden, müsse man unter den Augen eines Meisters erst lernen, nicht schon als Knabe sich an die Spitze einer Armee gestellt sehen. Dem Geschick und dem Muth des jugendlichen Heerführers aber widmet er volle Anerkennung. „So

große Beweise von kriegerischen Talenten verdienen das Lob aller Jahrhunderte und aller Nationen; darüber muß man freilich staunen, daß Karl XII. gerade in seinen ersten Feldzügen sich am vollkommensten zeigte.“ Schließlich gelangt er zu dem Urtheil, das auch heute noch Anspruch auf Geltung hat: „Bei genauer Prüfung gewinnen seine Handlungen ebenso viel, als die meisten seiner Entwürfe verlieren.“

Hart urtheilt Napoleon I. über Karl XII. Er nennt den Feldzug desselben in den Jahren 1708 und 1709 einen Offensiv-Feldzug, der „gegen alle Grundsätze der Kriegskunst geführt wurde.“ „Die Grundsätze der Kriegskunst sind diejenigen“, sagt er an einer andren Stelle, „welche die großen Feldherrn geleitet haben, deren hohe Thaten uns die Geschichte überliefert hat: Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen, Friedrich der Große.“ Er zählt demnach Karl XII. nicht zu den großen Strategen und ist dabei gerecht. Und wenn wir Karl XII. mit Napoleon selbst vergleichen, so ist dieser der weitaus genialere Stratege. Aber Karl war ein Charakter. Auch trieb dieser „Soldatenkönig“ nie Eroberungspolitik, er führte nicht Krieg um des Krieges willen, sondern weil er ihm aufgedrungen war. Die Völker zeigten auch hier instinktiv die richtige Auffassung. Der trunkene Enthusiasmus für den Weltbezwinger Bonaparte ist verschwunden, dem Schwedenkönig blieb vom eigenen Volke, obwohl ihm aus den Kriegen Karl's XII. Unheil erwuchs, ein liebendes Andenken gewahrt. Kein Schwede hat je anders als mit Ehrerbietung von ihm gesprochen. Seine schwedischen Biographen, Nordberg, Lundblad, Fryxell, verurtheilen zwar sein Vorgehen in einzelnen Fällen, suchen aber stets mit treuester Pietät seinen Vorzügen gerecht zu werden.

Weniger gegen einzelne Handlungen als vielmehr gegen die ganze Richtung seines Lebens wendet sich Buckle mit bitterstem Hohn. Er sieht in Karl nur den „großen Räuber“, den „königlichen Tollhäusler“. „Er wird unter den Bewunderern militärischen Ruhms immer einen gewissen Namen behalten, obgleich seine einzigen Verdienste die waren, daß er viele Länder verwüstete und viele Menschen um's Leben brachte.“ Dies ist der Standpunkt eines liberalen Doctrinärs. Nur vom philanthropischen Standpunkt aus darf in solchen Fragen nicht geurtheilt werden. Es wird niemals dazu kommen, daß die Welt für einen siegreichen König geringeres Interesse zeigt als für einen ehrsamen Hutmacher oder

Gerbermeister. Es kann sich nun einmal kein anderes Ereigniß mit der Erhebung eines Volkes zu entscheidendem Waffengang messen; sie wirkt mächtiger auf den Volksgeist ein, als die segenreichste Erfindung. Dem Ausspruch des englischen Gelehrten möchten wir ein Wort seines Landsmannes Tennyson entgegenstellen:

„Was kittet inniger den Staat, das Volk
„Zusammen, als der Ruhm, der Schmerz der Schlacht? . . .“

Der Dichter scheint uns richtiger zu empfinden als der Historiker.

Noch bis in unsere Tage pflanzt sich der Widerspruch in der Beurtheilung Karl's XII. fort. Für Brückner, den jüngsten Biographen Peters des Großen, ist er bloß „ein blinder, sinnloser, hartnäckiger Abenteurer“, der nichts als seine eigene Leidenschaft und seinen eigenen thörichten Stolz kannte und der nicht allein Schwedens äußere Macht, sondern für ein Jahrhundert auch dessen inneren Wohlstand vernichtete. Wie anders klingt dagegen das Urtheil eines Nachfolgers auf Karl's XII. Thron! König Oskar II. bekämpft in dem von ihm entworfenen Lebensbild Karl's XII. ebenso beredt wie scharfsinnig die Behauptung, daß Karl in seinen Bestrebungen nur bizarr gewesen sei, und erbringt den Beweis, daß seine Waffenerfolge der verdiente Erfolg einer klugen Taktik und einer persönlichen Bravour ohne Gleichen gewesen sind.

Ebenso günstig sprach sich in jüngsten Tagen ein dänischer Offizier, Sarauw, über Begabung und Wirksamkeit Karl's aus. Er zerstört zwar durch Zurückgreifen auf die Quellen manchen später emporgewachsenen Mythus von persönlichen Wunderthaten und genialischen Aussprüchen des Königs, sucht aber zu Gunsten Karl's den Beweis zu liefern, daß alle Unternehmungen nach einer wohldurchdachten Anlage mit eiserner Consequenz durchgeführt wurden. Von Ausschweifungen in Ehrgeiz und Ruhmliebe zu sprechen, sei durchaus ungerecht. „Die Feldzüge Karl's XII sind nichts anderes als Versuche, mit bewaffneter Hand den Besitzstand Schwedens aufrecht zu erhalten. Aus diesem Gesichtspunkt müssen sie betrachtet werden, nur dann sind die Handlungsweise und das Auftreten dieses merkwürdigen Mannes, die scheinbar so viele Contraste enthalten, recht zu verstehen.“

Man wird zugeben müssen, daß Karl's militärische Operationen vielfach erst durch Sarauw in rechtes Licht gesetzt worden sind, wenn er auch in dem Bestreben, Alles und Jedes auf klügste

und vorsichtigste Berechnung zurückzuführen, in vielen Fällen zu weit geht.

Fast jede neue Quellenpublikation fügt einen neuen Zug zu Karl's Charakterbild. Wie oft sprach man vom rauhen und rohen Kriegsmann, dessen Herz im Lagerleben verwilderte. Lese man dagegen die jüngst veröffentlichten Briefe an seine Schwestern! Sie sind voll Zärtlichkeit und Zartsinns. Als er den Tod seiner ältesten Schwester während seiner Gefangenschaft in Bender erfuhr, schrieb er an die Ueberlebende: „Mein Hoffen beschränkt sich nur noch darauf, daß dieser Brief Dich in guter Gesundheit antreffe, daß unser Herr Dich mir erhalte und daß mir noch einmal in meinem Leben das Glück zu Theil werde, Dich zu sehen. Das Bewußtsein, daß ich Dich noch besitze, läßt mich noch am Leben hangen nach dem furchtbaren Schlag, der mich getroffen hat und den zu überleben ich nicht für möglich gehalten hätte. Mit tausend Schmerzen hätte ich gern die eine Freude erkauft, als der Erste von uns Dreien zu sterben; nun ist es mein liebstes Hoffen, daß ich nicht das Unglück erleben müsse, der Letzte zu sein, und daß unser Herr mir das Glück zuwenden werde, unmittelbar auf diejenige zu folgen, die wir beweinen; es ist dies ein Vorrecht, das ich als der Aeltere in Anspruch nehme."

Wenn uns der Krieger Karl unwillkürlich an den Trollhättafall erinnert, wo die Wassermasse aus dem Bann der Felsen jetzt brandend sich aufringt, jetzt tobend in die Tiefe stürzt, so gemahnt das Privatleben des Königs an jene schmucklosen, doch so reizvollen schwedischen Seen, die still und klar den Himmel wiederspiegeln.

Um seinen Charakter gerecht zu würdigen, muß man auf die Anfänge seiner Entwicklung zurückgreifen, auf seine Erziehung, auf seine Schule des Lebens.

Karl erhielt eine streng christliche Erziehung, deren Früchte nie wieder verloren gingen; ein tief religiöser Zug wurzelte fest in seiner Seele. Inmitten der Anstrengung und Aufregung des Kriegs vernachlässigte er die Bibel nicht und keinen Tag versäumte er, mit den Soldaten gemeinsame Betstunde zu halten. Dagegen blieb seine wissenschaftliche Bildung ziemlich vernachlässigt. Was Voltaire von der Jugend Karl's erzählt, ist vielfach romanhaft ausgeschmückt; thatsächlich aber zeigte sich schon im Knaben eine eigenthümliche Mischung von Sanftmuth und Eigensinn. Während

er seine Lehrer brutalisirte, weinte er an Gustav Wasa's Grab. Das Wort „Ehre“ allein hatte für ihn bestrickenden Reiz. Das Studium der lateinischen Sprache widerte ihn an; erst als man ihm sagte, daß die Könige von Polen und Dänemark in dieser Sprache wohl bewandert seien, entschloß er sich, sie zu erlernen. Dagegen war seine Abneigung gegen das Französische nicht zu überwinden; er war sein Leben lang nicht zu bewegen, einen französischen Brief zu schreiben. Hinwieder war ihm — im Gegensatz zu den meisten Altersgenossen — Beschäftigung mit Mathematik sympathisch, seit er gehört hatte, daß sie ein Haupterforderniß der Kriegskunst sei. Sein liebstes Vergnügen war Reiten und Jagen, und es gewann für ihn an Reiz, wenn Gefahr damit verbunden war.

Nach des Vaters Tod wurde eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt, doch war ihre Wirksamkeit von kurzer Dauer. Der junge König, darin unähnlich seinem Vater, brannte vor Begierde, selbst als Gebieter zu schalten, und kam damit dem Wunsche der Nation entgegen, die von der vielköpfigen Regentschaft nichts Gutes erwartete. Ein Staatsstreich brachte die Erfüllung des Begehrens, der Fünfzehnjährige wurde mündig erklärt und übernahm selbst die Regierung. Bei der Krönung in Upsala entriß er dem Erzbischof die Krone und setzte sie, den Prälaten mit stolzem Blicke messend, sich selbst auf's Haupt. Solche Züge ließen erkennen, daß er von dem ihm übertragenen Beruf eine hohe Meinung hege, aber man glaubte nicht, daß er ebenso ernst seine Pflichten auffassen werde. Gleich seinem Vater wurde er von den fremden Diplomaten am schwedischen Hofe unterschätzt, sie hielten ihn für einen mittelmäßigen Kopf, der wohl bizarrer, aber nicht bedeutender Thaten fähig wäre. Seine äußere Erscheinung entbehrte jener majestätischen Würde, die im Siècle Louis XIV. vom Fürsten gefordert wurde. Seine tiefblauen Augen blickten gewöhnlich gutmüthig, ja schwärmerisch, dagegen ließ die hochgewölbte Stirn auf Energie und Selbständigkeit schließen. Anfänglich trug er die von der Hofsitte geforderte Perrücke, schon während seiner ersten Heerfahrt aber schleuderte er sie weg und trug seitdem sein hellbraunes Haar frei. Seine Gestalt war eher klein als groß, aber dieser unscheinbare Körper war elastisch und zäh wie Stahl, sodaß er die unglaublichsten Strapazen und Entbehrungen zu ertragen vermochte. Schwelgerei war dem Jüngling, wie dem Manne verhaßt, das ganze Hofleben trug ein=

faches, patriarchalisches Gepräge, Nichts ließ vermuthen, daß der junge König seinem Vater oder Großvater nacheifern werde.

Da gab ein plötzlich ausbrechender Krieg seinen verborgenen Anlagen Spielraum, sich zu entfalten.

Die vorsichtige Politik Karl's XI. hatte zwar den Einfluß Schwedens auf der Höhe erhalten, aber auch den Neid der Nachbarn geschürt. Ohne daß man am schwedischen Hofe die Gefahr ahnte, traten alle nordischen Reiche in ein Bündniß mit dem ausgesprochenen Ziel, die seit hundert Jahren von Seite Schwedens erfahrene Unbill zu rächen und die verlorenen Gebiete zurückzuholen. Die Seele der Agitation war der lievische Adelige Patkul, der einst im Namen seiner Standesgenossen gegen die absolutistischen Neuerungen Karl's XI. aufgetreten war und sich damals nur mit Mühe strenger Strafe durch die Flucht entzogen hatte. Seit dieser Zeit der heftigste Widersacher Schwedens, suchte er unermüdlich Gewalt gegen Gewalt aufzubieten, um die Unterdrückung der adeligen Vorrechte am schwedischen Königthum zu ahnden. „Gewaltige Wucht des Vorsatzes und auf dem einmal behaupteten Standpunkt ein unerschütterliches Beharren, solche Eigenschaften des Charakters, wie sie je höher nach Norden hinauf ein tüchtiges Deutschthum um so ausgeprägter entwickelt hat, waren Grundzüge seiner Natur." So charakterisirt Noorden den erbittertsten Gegner Karl's XII., verhehlt jedoch nicht, daß der heftige, unversöhnliche Fanatiker ständischer Freiheit durchaus nicht jene Sympathien verdient, die er namentlich in Folge seines tragischen Endes gefunden hat. Zunächst unterhandelte Patkul mit dem Kurfürsten von Sachsen, dem neuen Polenkönig, und fand bei dem lebenslustigen, prunksüchtigen Fürsten, der sein Gold nur allzu rasch entschwinden sah und deßhalb jeder Beute verheißenden Chimäre nachjagte, williges Gehör. Ebenso bereitwillig ließ sich der russische Czaar gewinnen. Rußland hatte bisher das politische und militärische Uebergewicht Schwedens am schwersten empfunden. Jetzt saß auf dem Czaarenthron ein Mann, dessen ganze Seele der eine Gedanke ausfüllte: Schwedens Stellung und Einfluß im europäischen Staatensystem zu erschüttern und das moskowitische Reich zu einer Großmacht zu erheben. Um dieses zu erreichen, mußte er vor Allem die Grenze dieses Reiches bis zum baltischen Meer erweitern; um die slavische Welt in engeren Zusammenhang mit dem abendländischen Völkerleben zu bringen, mußte man, wie Algarotti es treffend bezeichnet

hat, „ein Fenster nach Europa durchbrechen.“ Und jetzt schien der rechte Zeitpunkt gekommen. Czaar Peter knüpfte deßhalb sofort intime Beziehungen mit König August von Polen an, und bald nach Karl's XI. Tod war ein Bündniß zwischen beiden vereinbart. Zu ihren Gunsten aber erhob sich, was kaum glaublich erscheinen möchte, aber thatsächlich der Fall war, die ganze Macht des Katholicismus, — hegte man doch damals, wie die Berichte der apostolischen Nuntien aus Wien und Warschau beweisen, die feste Zuversicht, daß Peter selbst mit seinem ganzen Volke in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren werde. Aus den von Theiner veröffentlichten, bisher zu wenig gewürdigten Vatikanischen Correspondenzen, die während des nordischen Krieges ausgetauscht wurden, erhellt unwiderleglich, daß die confessionellen Gegensätze noch immer auf die Politik der Kabinete übertragen wurden, wenn auch freilich egoistische Gewinnsucht bei Allen noch stärker als der Kircheneifer war.

Dafür liefert den Beweis der Beitritt Dänemarks zu der durch Patkul geschmiedeten Allianz. Der Egoismus ließ für einen Augenblick die nationalen Antipathien und die Interessenverschiedenheit zurücktreten: schien es ja doch ein Leichtes, durch vereinte Macht den schwedischen Staat mit seinem kaum dem Knabenalter entwachsenen Herrscher niederzuwerfen und ihm jede Demüthigung und jede Buße aufzunöthigen. Man nahm sich nicht einmal die Mühe, eine Kriegserklärung zu erlassen, plötzlich warf man die Maske ab und schickte Truppen gegen Schweden.

Auf einer Bärenjagd erhielt der junge König die Kunde, daß die Sachsen gegen Riga heran zögen. Er kehrte sofort nach Stockholm zurück, wo nur Wenige den kommenden Ereignissen gefaßt entgegensahen. Im Rath schien er zerstreut und unaufmerksam zu sein, doch plötzlich erhebt er sich und spricht: „Ich werde niemals einen ungerechten Krieg führen, dagegen einen mir aufgezwungenen nur durch die Niederwerfung meiner Feinde beenden. Mein Plan ist, den Ersten, der sich gegen mich erklären wird, anzugreifen und durch seine Besiegung den Andern die Lust zu benehmen, sich gegen mich zu wenden.“

Von diesem Augenblick an ist er ganz Mann der That. Auch das einfachste Vergnügen versagt er sich, Nichts hat für ihn noch Reiz und Interesse als das Kriegshandwerk, die Rüstungen zum Kriege werden mit fieberhaftem Eifer betrieben. Im Mai 1700

segelte er von Stockholm ab, das er niemals wieder sah; unerschrocken nahm er, jenem Horatier gleich, den Streit mit drei Gegnern auf, deren Jeder ihm an Macht und Hilfsmitteln gewachsen war.

Ebenso jählings und überraschend wie der Angriff der verbündeten nordischen Mächte auf Schweden, vollzog sich die Abwehr durch den jungen König.

Zuerst warf er sich auf Kopenhagen. Es ist zwar Fabel, daß er Angesichts der feindlichen Hauptstadt in's Meer gesprungen und mit dem Degen in der Faust sofort gegen den Feind gedrungen sei; immerhin erhellt aus den Schlachtrapporten, daß Karl, von dem auch der Plan der Landung auf Seeland ausgegangen war, unter den Ersten beim Angriff war und durch seine Kampflust die Seinen mächtig anfeuerte. Kopenhagen war so bedrängt, daß sich der Dänenkönig ohne Zaudern zu einem Frieden verstand, der Schweden von dänischer Seite sicher stellte.

Ohne Zögern wandte sich dann Karl gegen den zweiten Gegner. Czaar Peter war in Esthland eingefallen und belagerte die Festung Narwa. Die numerische Uebermacht der Russen schüchterte Karl nicht ein. „Ihre große Menge wird sie nur belästigen, — ich weiß, was ich thue," erwiderte er auf die Vorstellungen einiger Generäle. . Er segelte mit einem Heer über die Ostsee und marschirte, nachdem er bei Pernau gelandet, unverzüglich gegen Narwa. Der moskowitische Soldat war nicht minder zäh und tapfer als der Schwede, aber die unvergleichliche Disciplin der Schweden und die Kühnheit ihres Führers errangen den Sieg; wie glänzend er war, beweist die Thatsache, daß die Zahl der Gefangenen dreimal größer war, als die Kopfzahl der siegreichen Armee. Vielleicht hätte nun der russische Krieg ebenso rasch wie der dänische im Keim erstickt werden können, wenn Karl den Czaaren verfolgt und kampfunfähig gemacht hätte. Warum dies nicht geschah, ist nicht festgestellt. In einem Memoire Schlippenbach's wird behauptet, Karl habe für Verfolgung gestimmt, die Mehrheit des Kriegsraths aber dies widerrathen; die Tradition lautet, Karl selbst habe sich, von seinem Unwillen über König August verleitet, für den Kampf mit Polen entschieden. Wenn man Karl's Eigenwillen berücksichtigt, klingt die letztere Annahme wahrscheinlicher; allerdings kommt auch in Betracht, daß die Polen schon mit ansehnlicher Truppenmacht auf schwedischem Gebiet standen und der Wunsch, sie daraus zu ver-

treiben, sehr nahe lag. Dieser Entschluß rettete Rußland. Czaar Peter selbst soll damals geäußert haben: „Ich weiß wohl, daß die Schweden uns lange schlagen werden, aber sie selbst werden uns lehren, sie zu besiegen." Während des Zweikampfes zwischen Schweden und Polen gewann Rußland Zeit, sich zu erholen und großartige Rüstungen in's Werk zu setzen.

Karl knüpfte zunächst Unterhandlungen mit mißvergnügten polnischen Magnaten an und erhielt thatsächlich von den mächtigen Sapicha und anderen Großen Zusage der Unterstützung. Im Frühjahr 1701 eröffnete er den Feldzug mit einem glorreichen Sieg an der Düna. Vergebens bat König August um Frieden, Karl wollte nur von Unterwerfung hören: mit einem so treulosen Gegner sei kein Vertrag, keine Aussöhnung möglich. Eroberungspolitik lag ihm fern, er betrieb seine Befehdung August's als ein persönliches Sühne- und Rachewerk. Aber der Krieg ist nur ein politischer Akt und ein politisches Mittel, und in der Politik steht der kluge Calkul über dem persönlichen Affect!

Ein neuer Sieg bei Klissow öffnete die Bahn nach Krakau, wo er im August 1702 einzog. Noch hielt er seine Aufgabe nicht für gelöst. „Ich werde Polen nicht verlassen, ohne August entthront zu haben, und wenn ich fünfzig Jahre hier bleiben sollte."

Unglaubliches war ihm gelungen, oft auch war er im dichtesten Getümmel nur wie durch ein Wunder gerettet worden, dies bestärkte ihn im Glauben, daß er von der Vorsehung selbst im Kampf für eine gerechte Sache beschützt werde. In dieser fatalistischen Auffassung übersah er, was keinem besonnenen Beobachter entgehen konnte, daß das stillgeschäftige, zielbewußte Vorgehen Peters, der eben durch Gründung von St. Petersburg seine baltische Politik krönte, den schwedischen Staat in seinen Grundvesten gefährde.

Unterdessen war auch Patkul unermüdlich thätig, gegen den noch unbesiegten Schwedenkönig neue Feinde zu werben, aber das Wiener Cabinet, in schweren Krieg mit Frankreich und Bayern verwickelt, trug Bedenken, einen so schlagfertigen Gegner zu reizen, und auch Preußens König mißtraute dem doppelzüngigen Flemming, dem Leiter der sächsisch-polnischen Politik. August's Schicksal war besiegelt, als Karl durch neue Siege bei Pultusk und Punitz Herr von ganz Polen geworden war.

Ein Anhänger der schwedischen Sache, Stanislaus Leszinsky,

wurde zum König Polens gekrönt und schloß im Namen des Staats Frieden mit Karl, der keinen Fußbreit Landes verlangte und nur die kirchliche Freiheit seiner lutherischen Glaubensgenossen ausbedang.

Auf's Aeußerste bedrängt, gab sich August völlig dem Czaaren in die Hände und rief die Russen in's Land. Karl wandte sich deßhalb nach Litthauen, konnte aber, da der Feind keine offene Schlacht annahm, in den unübersehbaren Haiden zwischen unzugänglichen Sümpfen Nichts ausrichten. Er gab daher plötzlich diese Richtung auf und beschloß, seinen Gegner im Herzen seiner Erblande aufzusuchen. Vergebens erbot sich August, auf Polen zu verzichten; Karl rückte in Sachsen ein, von einem Theil der Bevölkerung, die der aufgezwungenen, unheilvollen Verbindung mit Polen widerstrebte, als Retter begrüßt.

Karl's Zug nach Sachsen war ein Friedensbruch, eine offene Verhöhnung des deutschen Reichs. Allein die deutschen Zustände waren so verworren und zerfahren, daß selbst der zahme Antrag, der Regensburger Reichstag möge diesen Friedensbruch rügen, keine Annahme fand. Kurpfalz hoffte durch schwedische Hilfe wieder die Oberpfalz zu gewinnen, und auch der bayerische Zweig der Wittelsbacher, die besiegten und geächteten Kurfürsten von Bayern und Köln, richteten auf den stammverwandten, unüberwindlichen Fürsten ihre Hoffnung. Kaiser Josef war in der mißlichsten Lage. Schlesisches Gebiet wurde ohne seine Genehmigung durchzogen, man hatte in Wien Kenntniß, daß alle Feinde Oesterreichs im schwedischen Lager um Freundschaft und Hilfe baten, aber es fehlte an Truppen und Geld, um den verwegenen Eindringling abzuwehren und so mußte man sich mit Absendung eines Botschafters an König Karl begnügen, um „wegen des Einfalls in das deutsche Kurfürstenthum Sachsen Vorstellungen zu machen.“ In banger Erwartung harrte der kaiserliche Hof, gegen wen sich die schwedischen Waffen wenden würden; man fürchtete, die Tage Gustav Adolf's seien wieder gekommen! Ein schwedischer König vom Schlage Karl Gustav's, so urtheilte damals Leibnitz, würde gewiß nicht säumen, Schlesien, Böhmen, Mähren, die sammt und sonders nur auf günstige Gelegenheit harrten, um vom Habsburgischen Hause abzufallen, durch Aufreizung religiöser und nationaler Wünsche in Flammen zu setzen.

Um Gewißheit zu erlangen, welche Pläne Karl, der in Sachsen

wie der Herr des Landes schaltete, für die Zukunft hege, wurde der gewandte Herzog von Marlborough nach Altranstädt geschickt. König Karl gab zwar gar einsylbige Antworten, aber der Herzog glaubte doch so viel entnehmen zu dürfen, daß der Gefürchtete in ein enges Bündniß mit Frankreich nicht zu treten gedenke. Der Widerwille des schlichten Soldatenkönigs gegen das französische Wesen rettete das habsburgische Haus. Immerhin aber trug Karl auch gegen den kaiserlichen Hof eine auf seine Ueberlegenheit begründete Geringschätzung zur Schau.

Karl XII. hatte jetzt den Höhepunkt seiner Macht erreicht. König August, aus allen Stellungen vertrieben, mußte die drückendsten Bedingungen acceptiren, um Frieden zu erhalten; er mußte nicht nur seinen siegreichen Gegner persönlich um Gnade anflehen, sondern auch dem neuen polnischen Könige schriftlich und mündlich seinen Verzicht auf Polen bestätigen. Ein von ihm gänzlich niedergerungener und ein von ihm auf den Thron erhobener König, Fürsten und Diplomaten aus allen Ländern Europa's eiferten um die Wette, die Gunst des von unerhörtem Glück getragenen Siegers zu gewinnen. „Auf den Ebenen von Breitenfeld und Lützen“, sagt Danielson, „wo der Ruhm Schwedens seine Morgenröthe gefeiert hatte, strahlte er jetzt in vollem Mittagsglanz. Dort, wo Gustav Adolf die Stellung Schwedens als Großmacht gegründet, spielte jetzt Karl XI!. eine gebieterische Rolle, die niemals einem andern schwedischen König zu Theil geworden.“ Inmitten aller Vergötterung blieb aber Karl der nüchterne, einfache Soldat, wie bisher; denn als Soldat fühlte er sich mehr denn als König. „Meine Herzensschwester“, schreibt er von Altranstädt an Ulrike Eleonore, „weiß zu erzählen, daß ich bald Hochzeit halten werde; da kann ich nur betheuern, daß ich mich mit meiner Armee vermählt habe, in guten, wie in schlimmen Tagen, im Leben und im Tode.“ Gegen Schmeichelei blieb er gänzlich unempfänglich, aus Stolz, nicht aus Bescheidenheit. Als ihm zur Kenntniß kam, daß in Wien ehrenrührige Worte über ihn gefallen seien, gab er dem schwedischen Senat Auftrag, aus den Staatsakten hervorzusuchen, was an unausgetragenen Streitpunkten der Krone Schweden wider das Haus Habsburg anhängig sei. Zugleich verlangte er vom Kaiser in fast drohender Sprache Bürgschaften für religiöse Duldung der schlesischen Protestanten. Und Kaiser Josef, um den Zorn Karl's zu beschwichtigen und einen Einfall der Schweden in Böhmen zu ver-

hindern, gab auch hierin nach und verstand sich zu einem Vertrag, der die Rechte der schlesischen Protestanten gegen jede Bedrückung der katholischen Landesregierung sicherte. Ein von Voltaire mitgetheilter Ausspruch Kaiser Josef's ist wenigstens gut erfunden. Auf die Vorstellungen des päpstlichen Nuntius, daß die Rechte der katholischen Reichsunterthanen nicht genügend gegen die schwedischen Uebergriffe vertheidigt worden seien, soll Josef lächelnd erwidert haben: „Schätzen wir uns glücklich, daß der schwedische König mir nicht zugemuthet hat, lutherisch zu werden; wenn er den Wunsch ausgesprochen hätte, so wüßte ich nicht, was geschehen wäre.“

Leider bezeichnet den Höhepunkt der Machtstellung Karl's ein Akt barbarischer Grausamkeit. König August hatte sich zur Auslieferung Patkul's verstanden. Der Unglückliche, der ja in der That die Seele aller gegen Schweden gerichteten feindseligen Unternehmungen gewesen war und immer wieder Oel in's Kriegsfeuer gegossen hatte, wurde zum Tode verurtheilt. Vergebens bat Karl's Schwester um seine Begnadigung. „Es wäre mein eigener Wunsch“, antwortete Karl, „daß ich der Regung meines Herzens nachgeben dürfte, aber der Fall ist sehr wichtig, und um ein Exempel zu statuiren, darf Gnade nicht bewilligt werden; ich bitte also meinen Liebling, sich nicht in einen so schlimmen Handel einzumischen, Patkul wird nimmer frei.“ Der „Hochverräther an seinem Vaterlande“ wurde auf grausame Weise hingerichtet. Zugegeben, daß Karl allen Grund hatte, den Liefländer zu hassen und zu strafen, — es sei nur daran erinnert, daß Patkul, als König Karl einen Preis von 1000 Thalern auf seinen Kopf ausschrieb, 10,000 Thaler auf den Kopf seines Königs setzte, — so bleibt doch diese unmenschliche Rache ein Flecken in Karl's Geschichte, und es erscheint wie ein Verhängniß, daß seit jenem Tage, da Karl seinen Feind verstümmeln ließ, das Glück vom schwedischen Banner sich wandte, — es war gleichsam die Peripetie in dem Drama des nordischen Krieges! —

Alle Welt war im Unklaren, wohin sich Karl eigentlich wenden wolle. Er befahl einem seiner Beamten, ihm schriftlich die Marschrichtung von Leipzig nach, — hier hielt er inne und fügte nach einigem Zaudern hinzu: „nach sämmtlichen Hauptstädten Europa's“ aufzuzeichen. Es wurde ihm ein solcher Plan vorgelegt, an der Spitze stand mit großen Buchstaben geschrieben: Marschrichtung nach Stockholm! Im ganzen schwedischen Heere war ja das Ver-

langen vorherrschend, die Heimat wiederzusehen, allein Karl äußerte achselzuckend: „Ich sehe wohl, wohin ihr mich führen möchtet, allein wir werden nicht so bald nach Stockholm zurückkehren!"

Marlborough hatte richtig beobachtet, als er in Karl's Auge ein Aufblitzen beim Nennen des Namens des Czaaren Peter zu erblicken glaubte.

Während der König sich in Polen und Sachsen in unzählige Kämpfe eingelassen hatte, um eine Krone zu verschenken, hatte sein gefährlichster Feind Zeit gehabt, die inneren Zustände des Reichs und das Heer zu reorganisiren.

Karl wußte darum, aber er verachtete diesen Gegner. Die glorreichen Erfolge, die er seinem strategischen Talente und den kriegerischen Tugenden seiner Armee verdankte, steigerten das Selbstvertrauen des Königs zu einem Grade, daß er Alles zu können sich vermaß, was immer er anstreben würde. Im Glauben, daß sein Erscheinen genügen werde, um den Feind zu entmuthigen, beschloß er, „den König Darius in seinem eigenen Lande zu schlagen." Um den Czaaren zu entthronen, zog er in die russischen Steppen.

Auch dieser Plan findet in Sarauw einen Anwalt, er nennt ihn „einen der genialsten, die je von Feldherrn gefaßt worden sind." „Trafen alle jene Voraussetzungen zu, so wurde der Czaar so gewaltig bedrängt, daß ihm kein anderer Ausweg blieb, als selbst unter den drückendsten Bedingungen Frieden zu schließen." Wir vermissen aber in seiner Vertheidigung die nöthige Rücksicht auf die Frage: Was erheischte — nicht Karl's Ruhm, sondern Schwedens Wohl? in welcher Lage war sein eigenes Land, als er gegen Rußland auszog? Sein selbstbewußtes Auftreten hatte ihm unter den Potentaten nur laue Freunde und erbitterte Feinde geschaffen; es war vorauszusehen, daß beim ersten Unfall alle Nachbarn sich beeilen würden, über Schweden herzufallen. Stanislaus Lescinsky konnte nicht helfen, vielmehr war er selbst der schwedischen Unterstützung bedürftig, um seinen Thron zu behaupten. In Rußland herrschte zwar aus vielen Gründen Mißstimmung gegen Peter, doch sobald es der Abwehr gegen einen fremden Eindringling galt, standen Alle wie ein Mann zum Czaaren.

Und mit welchen Mitteln wagte Karl den ungeheuren Kampf! Unwillkürlich drängt sich die Parallele mit Napoleon I. auf. Schwedens König hatte nicht so viele Hunderte, als dieser über Tausende verfügte; endlose Proviantkolonnen begleiteten die „große

Armee", die schwedischen Truppen führten auf einigen Wägen etwas Zwieback mit sich.

„Je tiefer er in Rußland eindrang," — so urtheilt Friedrich der Große, — „um so mehr war er von seinem Königreiche abgeschnitten. Es bedurfte mehr als eines Feldzugs, um dieses Unternehmen zu vollenden. Woher konnte er Lebensmittel nehmen? auf welchem Wege konnten die Ergänzungstruppen sich ihm anschließen? aus welchem Kosaken- oder Moskowitenflecken konnte er einen Kriegsplatz machen? Wo Waffenvorräthe, Bekleidungsstücke und jene Menge ebenso alltäglicher, wie nothwendiger Dinge finden, welche zur Erhaltung einer Armee unaufhörlich erneut werden müssen? So viele unüberwindliche Schwierigkeiten konnten voraussehen lassen, daß die Schweden auf diesem Zuge vor Hunger und Elend umkommen müßten oder der Sieg selbst sie aufreiben würde." Wäre Karl, so folgert der Meister der Kriegskunst, über Lievland und Ingermannland geraden Wegs auf Petersburg losgegangen, so hätte er nicht nur die hoffnungsvollste Gründung des Czaaren ohne Mühe vernichten, sondern auch seine besten eigenen Provinzen decken und den Abfall der grollenden Nachbarn verhindern gekonnt.

Anfangs hatte es auch den Anschein, als wollte sich Karl gegen den Norden wenden. Er ertrotzte den Uebergang über den Njemen. Kein unwegsamer Wald, kein reißender Fluß hielt seinen Marsch auf, und als sich die Russen zur offenen Schlacht stellten, schlug er sie bei Golowcyn auf's Haupt und zeigte in diesem Treffen glänzender denn je seine Befähigung zum Feldherrn. Czaar Peter war geneigt, dem Siegreichen die günstigsten Friedensbedingungen einzuräumen, aber Karl wollte nur in der Hauptstadt seines Feindes von Frieden sprechen. Nicht nach den nördlichen Provinzen, wo sich leicht die Verbindung mit den eigenen Staaten herstellen ließ, wo die Abtheilungen der Generale Löwenhaupt und Lübecker seine Operationen unterstützen konnten, — sondern auf dem schnurgeraden Wege nach dem Mittelpunkt des russischen Reichs, nach dem heiligen Moskau wollte er seine Schweden führen.

Die Kritik Napoleon's über diese Strategie ist vernichtend. „Wenn Karl XII.", sagte er, „nach Moskau gehen wollte, hatte er seinen Marsch ganz entsprechend eingerichtet, bis er in die Nähe von Smolensk ankam; seine Operationslinie über Riga nach Schweden war von der Düna gedeckt, sie ging bei Mohilev über den Dnjeper;

aber wenn sein Plan war, Winterquartiere in der Ukraine zu nehmen, um dort Kosaken auszuheben, so operirte er schlecht, er durfte dann nicht bei Grodno über den Njemen gehen und in Litthauen einrücken. Er hätte die Weichsel bei Krakau überschreiten, sich an den untern Dnjester wenden und seine Transporte von Schweden hinter der Oder und Weichsel über Krakau kommen lassen müssen, denn es war unmöglich für ihn, die Verbindung mit seinen Staaten mittelst einer Linie aufrechtzuerhalten, welche 240 Meilen weit an der Grenze von Rußland entlang lief und diesem die Flanke bot; während es ihm leicht gewesen wäre, dieselbe über Krakau zu erhalten, wo sie durch Litthauen, den Njemen und die Weichsel gedeckt wurde."

Den Marsch nach Moskau sahen Vorsichtigere von vornherein als den Weg zum offenen Grab an. „Aber des Königs Eigensinn ist so groß", klagt Minister Piper, „daß allein noch das Unglück seinen Willen zu beugen vermag und dann fällt das Werk in sich zusammen." Karl selbst hatte schon so oft gegen überlegene Feinde und Naturhindernisse aller Art zu kämpfen gehabt, — er trug auch jetzt nicht Bedenken, mit einem stärkeren Feind und der erbarmungslosen Natur es aufzunehmen. Und ein tapferes Heer folgte ihm, wie der Pfeil der Sehne, durch Wald und Sumpf, keine Gefahren, keine Anstrengungen scheuend, — war ihm doch der König selbst ein unerreichbares Vorbild von Entsagung und Ausdauer. Als ihm ein alter Soldat ein verschimmeltes Stück Brot, die einzige Nahrung seit mehreren Tagen, gleichsam vorwurfsvoll überreichte, aß Karl davon und sagte: „Es schmeckt nicht gut, aber es läßt sich essen!"

Verhängnißvoll wurde für Karl die Verbindung mit dem Kosaken-Hetman Mazeppa, einem alten, verwegenen Abenteurer, der dem leicht zu Ueberredenden vorspiegelte, er brauche in der Ukraine nur zu erscheinen, um alle Kosaken zum Abfall vom Czaaren zu bewegen und diesen dadurch in äußerste Bedrängniß zu bringen. Karl hatte nur noch 20,000 Mann; unverzagt schlug er aber mit diesem Häuflein den Weg nach der Ukraine ein, der bald nur noch durch Wüsten und Schneefelder führte! Man wird unwillkürlich, wenn man die Geschichte dieser Märsche und Kämpfe liest, an Curtius Rufus' Schilderung des Alexanderzuges nach Indien gemahnt. Ein Feldherr ohne festen Operationsplan, Soldaten in russischem Winterschnee ohne Schuhe, aber Beide, allen Hindernissen

trotzend, unaufhaltsam vorwärts dringend! Bald will uns solches Wagen als groteske Abenteuerlust erscheinen, bald als antike Größe! In den Kämpfen mit den Russen blieben die Schweden fast immer siegreich, aber ihre Zahl schmolz erschreckend zusammen, denn sie konnten nie, die Russen ungehindert immer Verstärkung an sich ziehen. Die Hoffnung, daß die Ukrainer die Gelegenheit benützen würden, sich von Rußland loszumachen, schlug fehl, nur wenige Stämme traten auf schwedische Seite. Jetzt drangen Piper, Gyllenbrock, ja Mazeppa selbst auf den Rückzug, allein Karl hielt ihn für ebenso verderblich wie unrühmlich, und — wie die Sachlage einmal war — gewiß nicht mit Unrecht. Jetzt mußte Alles auf eine Karte gesetzt, der Versuch gemacht werden, durch eigene Kraft sich Luft zu schaffen!

Am 8. Juli 1709 griff er bei Pultawa die russische Uebermacht an. Die schwedischen Truppen waren durch die schwersten Strapazen gänzlich erschöpft, — und den kaum noch beweglichen Gliedern fehlte das Haupt! Karl war einige Tage zuvor am Schenkel verwundet worden. Nun ließ er sich zwar in einer Sänfte in die Schlacht tragen und vermied auch das wildeste Kampfgetümmel nicht, — aber Karl, bald an der Spitze seiner Reiter, bald wieder in Mitten seiner Generäle hätte doch unzweifelhaft auf den Gang der Schlacht ganz anders eingewirkt! In den kostbarsten Augenblicken zeigte sich insbesondere in Folge von Zwistigkeiten der Generäle Löwenhaupt und Rehnskiöld eine Zerfahrenheit in den Bewegungen der schwedischen Armee, wie sie in keiner der früheren Schlachten zu Tage getreten war. In furchtbarster Aufregung suchte Karl selbst immer wieder die Seinen zum Angriff anzufeuern, — umsonst! von den langgedehnten russischen Kolonnen auf allen Seiten bedrängt, wandte sich das bisher unbesiegte schwedische Heer zur Flucht. —

„Ist also diese siegreiche und triumphirende Armee,“ heißt es in einem Schlachtenbericht, der in Deutschland das wichtige Ereigniß bekannt machte, „gleich einer himmelhoch steigenden Raqueten durch einen Blitz und Schlag zersprungen.“ Noch wichtiger als der vom Czaaren erfochtene Sieg waren die nächsten Folgen. Ungern entschloß sich Karl, die Seinen zu verlassen, aber sein Bleiben konnte den Rest der geschlagenen Armee nicht retten, seine Gefangenschaft vollends wäre der höchste Triumph des Czaaren gewesen. Er flüchtete also auf einem Kahn über den Dnjepr; nach drei

bangen Tagen überschritt er den Bug und war auf türkischem Gebiet geborgen. Löwenhaupt aber mit dem Rest des geflüchteten „Carolinischen Heeres" ergab sich, — eine Capitulation, die an Bedeutung nur mit dem Tag von Sedan verglichen werden kann.

Karl hatte Alles auf die Spitze seines Degens gesetzt, jetzt war ihm fast Nichts als dieser Degen geblieben. An einem Tag hatte er die Frucht neunjähriger Anstrengungen, zahlloser Kämpfe und Siege verloren.

Die Niederlage Karl's rief in ganz Europa gewaltiges Aufsehen wach. Seine Freunde zitterten für ihn, seine Feinde triumphirten. In Moskau wurden glänzende Freudenfeste gefeiert. Die Embleme, deren man sich zur Aufrichtung von Trophäen bediente, zeugen davon, daß man Karl's Sache für gänzlich verloren hielt. Da sah man einen Adler, der eine auf den Gipfel eines Berges gekrochene Schnecke — wahrlich eine schlecht gewählte Allegorie! — an der Felswand zerschmetterte, mit der Ueberschrift: „Er wird auf die Höhe geführt, um desto tieferen Fall zu erleiden!" einen Kessel mit Wasser, das eben überläuft und das Feuer auslöscht, mit der Erklärung: „Ich selbst bin die Ursache alles Unheils!" u. A. „Erst jetzt," schrieb Czaar Peter an Apraxin, „ist der Grundstein Petersburg's mit Gottes Hilfe endgiltig gelegt." Noch vom Schlachtfelde aus sandte er an den sächsischen Feldmarschall eine frohlockende Siegesbotschaft, die sofort an den Vatikan übermittelt wurde. „Um es mit Einem Worte zu sagen," heißt es darin, „das ganze feindliche Heer erlitt Phaëtons Schicksal." Leibnitz, der ehedem Karl's Sieg bei Narwa in überschwenglicher Weise gefeiert hatte, pries jetzt den „Befreier seines Volkes," Peter, und suchte die Deutschen von der Auffassung, als wäre der Czaar nur der Türke des Nordens, zurückzuführen.

Die furchtbare Niederlage hatte das Uebergewicht Schwedens im Norden vernichtet, daran war Nichts mehr zu ändern, — es fragte sich nur, ob der schwedische Staat selbst gerettet werden, ob sein König, ohne Armee, ohne Geld, ja sogar seiner Freiheit beraubt, je wieder in den Kampf mit den triumphirenden Gegnern eintreten könne? Die Lage war eine verzweifelte, aber Karl selbst gab keinen Augenblick die Hoffnung auf. „Der Verlust ist freilich groß," schreibt er, „aber der Feind soll dennoch nicht die Oberhand oder den geringsten Vortheil gewinnen."

Sofort nach seinem Uebertritt auf türkisches Gebiet setzte er

alle ihm zu Gebot stehenden Mittel in Bewegung, um die Pforte zu einem Angriff auf Rußland zu vermögen. Sultan Achmed gab zwar auf jede Weise seine persönliche Hochachtung vor dem Könige zu erkennen, zauderte aber, den kaum geschlossenen Frieden zu brechen, und ließ durchblicken, daß er die Abreise des Gastes in seine Heimat gern unterstützen würde. Allein Karl wollte nie und nimmer als Besiegter zurückkehren und gab die Hoffnung nicht auf, nochmals die Würfel des Kriegsglücks in's Rollen zu bringen. Während er in Bender in unfreiwilliger Muße seine Tage verlebte und zum Erstenmal an der Lektüre eines französischen Dichterwerks, des Drama's Mithridates, Gefallen fand, da ihn die Lage jenes besiegten, auf Rache sinnenden Königs an seine eigene erinnerte, ließ er in Konstantinopel offen und heimlich für einen Krieg mit dem „Erbfeind der Türkei" werben und vergabte große Summen, die er von Kaufleuten geborgt hatte, zur Anzettelung von Intriguen im Harem und im Divan. Nun schilderte er jenen Czaaren, den er so lange verachtet hatte, als furchtbarsten Gegner. All sein Denken und Trachten ging dahin, die Türken gegen Rußland in Waffen zu rufen, um Peter schlagen, das bedrängte Schweden retten und seinen verlorenen Ruhm wieder gewinnen zu können.

Allerdings konnte nur durch einen außerordentlichen Glücksfall Schweden gerettet werden. Die Niederlage von Pultawa war für alle Feinde gleichsam der Signalschuß gewesen, um auf's Neue über den Nachbarn herzufallen. Sachsen und Dänemark erklärten den Krieg, der Czaar suchte das wichtige Riga einzunehmen. In Schweden selbst wogte der Parteikampf heftiger, denn je. Die Einen begehrten hauptsächlich, wie ihnen vorgeworfen wurde, „in Hoffnung ihrer Particular-Fortune" Fortsetzung des Kriegs, diesen „Königlichen" aber stand eine zahlreichere Partei gegenüber, die nicht nur die Permanenz des Kriegszustands beklagte, sondern auch das absolutistische Regierungsprinzip der Pfälzer Könige bekämpfte und sich mit dem Gedanken eines Staatsstreiches trug. Ueberdies war das Land so ausgesogen, daß die Mittel zur Abwehr der Feinde kaum noch zu schaffen waren.

„Das Elend und die Armut", schrieb General Stenbock im Frühjahr 1711 an König Karl, „können nirgend größer sein und die Zustände in Schweden sind ganz jämmerlich und unglückselig. Der Eine vermag nicht mehr dem Andern zu helfen. Ich fange an, den Muth sinken zu lassen, und falte die Hände, denn ich be-

greife nicht, wie die Armee bei dem Mangel an Allem, was ihr unabläſſig Noth thut, erhalten werden ſoll." Darauf erwiderte aber Karl nur mit einem ungnädigen Verweis ob der Muthloſigkeit des Generals und mit einer wenig tröſtlichen Mahnung, ſeinem guten Stern zu vertrauen. Auch an die Schweſter ſchrieb er im Mai 1711: „Beunruhigen Sie ſich nicht, was auch da kommen mag, denn unſer Herr wird Alles zum Guten wenden; nur iſt es an uns, den Muth aufrecht zu halten. Wenn neues Unglück uns überraſchte, ſo würde ſich doch bald wieder Alles zum Beſſern wenden, und wenn mir ſelbſt etwas Unvorhergeſehenes zuſtoßen ſollte, ſo bitte ich dennoch meine Herzensſchweſter, nicht den Muth zu verlieren, ſondern im Gegentheil ſich feſt und entſchloſſen zu zeigen."

Und in der That ſchien die erſehnte Wendung einzutreffen. Die Pforte erließ eine Kriegserklärung wider Rußland, und der Großvezier zog gegen den Czaaren, der, um den Türken zuvorzukommen, den Pruth überſchritten und die Moldau eingenommen hatte. Es gelang den Türken, ihn zu umzingeln; zu ſpät erkannte Peter ſeine ſchlimme Lage und klagte: „Ich habe den nämlichen Fehler gemacht, wie Bruder Karl!" Auch ihm ſchien ein Pultawa bevorzuſtehen, doch rettete ihn die Klugheit des „Mädchens von Marienburg", ſeiner Gemahlin Katharina. Durch die gleichen Mittel, wodurch der kriegeriſche Akt eingeleitet worden, Beſtechung der einflußreichen türkiſchen Würdenträger, wurde er raſch beendigt, und Karl, der herbeigeeilt war, um die Vernichtung ſeines Feindes zu vollenden, blieb nichts als der ohnmächtige Zorn über die abermalige Vereitlung ſeiner weitgehenden Pläne.

Hätte damals nicht die Pforte mit kläglicher Politik über dem handgreiflichen, aber geringen Vortheil die große Gefahr überſehen, welche für ſie aus Rußlands Aufſchwung in der Zukunft erwuchs, — welche tief eingreifende Wirkung auf die Weltlage würde der anſcheinend ſo abenteuerliche Plan Karl's XII. über Jahrhunderte hinaus gehabt haben!

Noch einmal gelang es den Einflüſterungen ſeiner Agenten, den Sultan zum Krieg gegen Rußland aufzuſtacheln, aber wieder ließ ſich der Vezier durch ruſſiſches Gold gewinnen, und durch Englands und Hollands Vermittlung wurde noch vor Eröffnung des Feldzugs der Friede erneuert.

Deſſenungeachtet blieb Karl in der Türkei. Allen Mahnungen

und Befehlen der Pforte, das Land zu verlassen, setzte er ein unerschütterliches Nein entgegen.

Es folgt der Sturm auf Karl's Haus in Bender, von einem ganzen Heere in's Werk gesetzt, die „Kalabalik", die Löwenjagd, wie die Türken den Versuch, den Schwedenkönig mit Gewalt zur Abreise zu zwingen, nannten. Bekannt ist, mit welchem Löwenmuth Karl mit dem kleinen Häuflein seiner Getreuen gegen die Janitscharen sich vertheidigte, bis er endlich, da er über die Sporen strauchelnd zu Boden fiel, in Gefangenschaft gerieth.

Es ist ungerecht, dem König auch dies als einen Akt wahnsinniger Halsstarrigkeit vorzuwerfen. Er hatte die Beweise in Händen, daß die Abreise nur seine Auslieferung an den Czaaren zur Folge haben werde, — als Kriegsgefangener des Sultans blieb er gegen den Verrath geschützt. Und an ihm hatte es wahrlich nicht gelegen, daß er nicht vor dieser letzten Zuflucht den Soldatentod gefunden hatte.

Ueberhaupt bietet der Aufenthalt „Demürbaschi's," des „Eisenkopfes", in der Türkei ein eigenartiges Bild, und es ist eitle Anmaßung, durch Schlagwörter, wie „wahnwitzige Comödie", „lächerliche Planlosigkeit" u. s. w. Karl's Handlungsweise charakterisiren zu wollen. Nach dem Sturme auf das Haus in Bender, wobei Karl mit eigener Hand fünfzehn Türken getödtet hatte, weigerten sich die Janitscharen, ihren Reis zu essen; das war in ihrer Art und Weise ein sehr bezeichnender, drohender Ausdruck ihrer Unzufriedenheit. Aber nicht etwa über den Tod ihrer Kameraden waren sie mißmuthig, sondern über die unwürdige Behandlung eines solchen Gastes! „Das ist ein König!" sagte der Tartarenchan Mirsa zum Sultan, „ein Mann, der nur e i n Wort auf der Zunge trägt und lieber stirbt, als daß er von demselben abgeht." Auch der Spott über die Bewunderung, welche die „ungesitteten" Türken dem Gast „aus dem dunklen Lande" entgegentrugen, ist nicht am Platze; der „rohe Naturmensch" hat für den Kern eines Mannes sehr oft einen sichereren Blick als der Kulturmensch. Auch Napoleon I. genoß ähnliches Ansehen bei den Arabern; hier wie dort war es auf Achtung männlicher Energie und berechtigten Selbstbewußtseins begründet. Als man dem Gefangenen vorhielt, daß er den Tod so vieler Muselmannen verschuldet habe, wies er auf seinen durchlöcherten und zerfetzten Hut und erwiderte: „Wer seine Hand gegen einen König erhebt, muß billig mit dem Leben zahlen."

Auch als Gefangener setzte er fort und fort Himmel und Erde in Bewegung, um einen neuen Krieg gegen Rußland anzufachen, — da kam plötzlich die Nachricht, daß die Adelspartei in Schweden die Einsetzung einer Regentschaft plane. Rasch entschlossen reiste er nun ab, anfänglich mit großem Gefolge, das er aber in seiner Hast und im Drange, vorwärts zu kommen, bald zurückließ. Mit einfachem braunem Rock und blauem Mantel angethan, mit dem Paß eines schwedischen Hauptmanns Peter Erich ausgestattet, legte er in vierzehn Tagen den Weg an die Ostsee zurück, obwohl dieser, durch die gebotene Vermeidung feindlichen Gebiets fast um die Hälfte verlängert, über dreihundert Meilen sich erstreckte.

In der Nacht vom 21. November 1714 langte er in Stralsund an.

Schweden hatte so ziemlich alles Gebiet jenseits des baltischen Meeres verloren. Sein Handel, seine Industrie waren lahm gelegt, die Staatskasse leer, das Heer behauptete nur mit Mühe den Rest der Provinzen, — aber von dem Augenblick an, da Karl wieder auf schwedischem Boden erschien, kehrte neue Hoffnung in die Gemüther zurück. Wie ein Abenteurer kehrte ihr König heim, dennoch waren Ehrfurcht und Bewunderung vor dem frommen und tapfern Fürsten im Volke so lebendig, daß Niemand mehr an Pflugschaar und Aussaat dachte, sondern Tausende sich in die Werbestuben drängten, bereit, für ihren Kriegsherrn Leib und Leben zu opfern. Auf seine Heimkehr wurde eine Münze geprägt, worauf die drei Kronen sich zeigen, gegen welche Sturmwinde von allen Himmelsrichtungen blasen, während die aufgehende Sonne schützend sie bestrahlt.

Des bitteren Geldmangels wegen konnten die Rüstungen nur langsam und ungenügend betrieben werden. Zwar gelang es, Frankreich zu neuen Subsidienzahlungen zu bewegen, dagegen scheiterte der Versuch, die Hilfe der Seemächte zu gewinnen. England und Preußen traten offen in die Reihe der Feinde Schwedens.

Trotz verzweifelter Vertheidigung mußte Karl das belagerte Stralsund den Dänen und Preußen überlassen. Nicht ohne von seiner persönlichen Tapferkeit und Kaltblütigkeit in der Gefahr neue Beweise gegeben zu haben. Tags über verweilte er auf den Wällen, Nachts machte er Ausfälle oder ruhte, nur in seinen Mantel gehüllt, bei dem Frauenthor in Mitte seiner Soldaten. Er dictirte eben einen Brief, als eine Bombe vor ihm niederfuhr; erschrocken hielt der Sekretär inne, aber Karl grollte: „Was hat die Bombe

mit dem Briefe zu thun?“ Erst als nicht mehr daran zu denken war, die Stadt zu halten, flüchtete er auf einer Barke durch Eisschollen und feindliche Schiffe an's schwedische Festland.

In diesen Tagen gewann, was früher niemals der Fall gewesen war, ein Rathgeber großen Einfluß auf ihn, ein Staatsmann, der mit außerordentlicher Begabung und Energie eine verwerfliche Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel verband. In Baron Heinrich von Görz glaubte Karl den Gehilfen zu finden, der ihm fehlte. Görz war holstein-gottorpischer Minister. Als solcher hatte er bisher gegen König Karl manche Intrigue gesponnen, was diesem nicht unbekannt sein konnte. Trotzdem schenkte ihm Karl, seitdem er in Stralsund eine Unterredung mit ihm gehabt hatte, unbegrenztes Vertrauen. Görz wurde der Freund des Königs und vollzog, ohne in den schwedischen Unterthanenverband und in eine offizielle Stellung zu treten, in Schweden eine Reihe der wichtigsten Reformen, durch welche in die Bahn Karl's XI. eingelenkt wurde. Der einheimische Adel wußte weder dem Protector, noch dem Günstling Dank dafür; die Herren ließen es sich vielmehr angelegen sein, der Regierung, wo sie nur konnten, Schwierigkeiten zu bereiten und deren innere wie äußere Politik zu lähmen.

Aber Karl war nicht der Mann, den Widerstand und Gefahren in seinen Beschlüssen irre machten. Durch das Unglück nicht gebeugt, führte er die neue Armee im alten Geiste; der Vertraute, ebenso unermüdlich und kühn, nur geschmeidiger und vorsichtiger, besorgte die politischen Geschäfte; zwei Energien, welche auf die Dauer das Schicksal Schwedens wohl commandiren konnten. „Eine große staatsmännische Begabung und eine bewunderungswürdige Hingebung für die Sache, der er sich jedesmal weihte, ist Görz nicht abzusprechen,“ so urtheilt der jüngste Biograph des Ministers, Reinhold Koser, „aber er bleibt der Typus für die anrüchige Kabinetspolitik des achtzehnten Jahrhunderts, er zählt zu den Virtuosen unter jenen Roulettespielern der hohen Politik, die mit kleinen Mitteln Großes erreichen wollten.“

Wenn aber auch die Mittel, deren sich Görz bediente, nicht immer säuberlich waren, seine Absichten waren das wahrhaft Ersprießliche. Der Krieg sollte nur noch fortgesetzt werden, um den Beweis zu liefern, daß Schwedens Kraft noch nicht erschöpft sei, — unter der Hand aber suchte der Minister durch Sprengung der

feindlichen Coalition dem schwer bedrängten Staat einen ehrenvollen Frieden zu ermöglichen.

Dank dem erstaunlichen Einfluß des Freundes machte sich Karl mit dem weniger romantischen, aber eminent politischen und vernünftigen Gedanken vertraut, nicht nur auf die Rache für Pultawa zu verzichten, sondern gemeinsam mit seinem gefährlichsten Gegner zu operiren. Vorläufig wurde ein Waffenstillstand mit Rußland geschlossen, und der hessische General Rang knüpfte im Auftrag Schwedens im Haag mit dem russischen Botschafter Kurakin folgewichtige Unterhandlungen an.

Um für die aufgegebenen Ostseeprovinzen Ersatz zu finden, warf sich Karl 1716 auf das dänische Norwegen. Allein die kriegerische Operation war nicht genügend vorbereitet, Karl mußte nach Schweden zurückkehren. Das Jahr 1717 verging unter Rüstungen und geheimen Unterhandlungen, die nur deßhalb so lange erfolglos blieben, weil der Czaar, von der Stimmung in Schweden wohl unterrichtet, der gegenwärtigen Politik nur so lange Dauer versprach, als Karl den verhaßten Deutschen zu halten vermochte. Diesem Bedenken gemäß setzte denn auch Peter seine bisherigen Verbündeten davon in Kenntniß, daß Schweden Frieden und Bündniß suche, und gab ihnen die Versicherung, ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen nicht pactiren zu wollen. Daß jedoch die Vorstellungen des findigen Görz nicht erfolglos geblieben waren, beweist schon die Thatsache, daß sich der Czaar während des norwegischen Kriegs durchaus ruhig verhielt und die günstige Gelegenheit zu einem Einfall in Schweden unbenützt ließ. Görz operirte, als er endlich mit russischen Gesandten auf der Insel Lofoe zusammentrat, um die letzte Hand an's Werk zu legen, mit solcher Kühnheit, daß ihm in einer Flugschrift zugerufen wurde: noch sei es nicht daran, daß der Besiegte Gesetze vorzuschreiben habe.

Während noch zu Lofoe die Diplomaten tagten, erneuerte Karl im Winter 1718 den Angriff auf Norwegen. Trotz furchtbarer Kälte und gefährlicher Schneewehen beschloß er die feste Stadt Fredrikshald, die als Schlüssel zum nordischen Reiche angesehen wurde, zu belagern. Schon war das stärkste Außenfort Gyldenlöwe erstürmt, schon waren Parallelen in geringer Entfernung vom Hauptwall angelegt, — der Sturm auf die Stadt sollte an einem der nächsten Tage erfolgen. König Karl überwachte wie immer selbst die Schanzarbeiten.

Eben lehnte er sich — am Abend des 11. December 1718 — über eine Brustwehr und blickte aufmerksam auf die feindlichen Bollwerke, — da traf ihn eine Kugel an der linken Schläfe. Er brach sofort todt zusammen.

In den Tagen des Glücks und unbestrittenen Ruhmes hatte er bei einem Besuche des Schlachtfelds zu Lützen geäußert: „Ich habe immer darnach gestrebt, wie Gustav Adolf zu leben; möchte mir wenigstens vergönnt sein, dereinst wie jener Held zu sterben!"

Bekanntlich erhob sich nach Gustav Adolf's Tod ein Gerücht, der König sei auf der Wahlstatt nicht von einer feindlichen Kugel getroffen worden, sondern der todtbringende Schuß sei schwedischerseits gefallen.

Ebenso fand das Gerücht, daß der Richard Löwenherz des Nordens durch die Kugel eines Meuchelmörders den Tod gefunden, schon unmittelbar nach der Katastrophe in Fredrikshald bei Vielen Glauben. Der Argwohn war nahe gelegt, da eine mächtige Partei in Schweden ihre Unzufriedenheit über die Politik des Königs und seines Ministers gar nicht verhehlte, und schien Bestätigung zu finden, als der fieberkranke General Siquier im Delirium sich selbst der Theilnahme an der Ermordung Karl's XII. bezichtigte. Diese Selbstanklage dünkte Vielen um so glaublicher, da Siquier der Vertraute des Erbprinzen Friedrich von Hessen, des Gemahls der Schwester des Königs war, und dieser Prinz im Verdacht stand, die schwedische Opposition heimlich unterstützt zu haben. Viele schwedische Historiker hielten deßhalb an der Ansicht fest, Karl sei als ein Opfer heimischer Intriguen gefallen, bis endlich am 31. August 1859 der Sarkophag Karl's geöffnet und der Leichnam untersucht wurde. Auch der königliche Prinz Oskar war Zeuge und bezeichnet als Resultat der genauen Prüfung die Gewißheit, daß die Schädelverletzung nur von einem g r ö ß e r e n Geschoß, das aus der feindlichen Linie herübergeschleudert wurde, herrühren konnte.

Mit Karl's Tod änderte sich wie mit einem Schlag die ganze Lage. Der Senat gab das Ereigniß in Fredrikshald nicht eher bekannt, als bis er alle Maßregeln ergriffen hatte, um sich der Regierung zu bemächtigen. Die Schwester Karl's, Ulrike Eleonore, wurde auf den Thron berufen, aber unter so vielen einschränkenden Bedingungen, daß sie kaum noch als regierende Fürstin gelten

konnte. Durch Verschwörungen eingeschüchtert, überließ sie schon nach kurzer Zeit an ihren Gatten das Scepter. Die Herrschaft der Wittelsbacher auf schwedischem Thron ging damit zu Ende.

Karl's Leiche wurde in der Ritterholmskirche zu Stockholm bestattet. Das Gotteshaus, von uralten Linden umhegt, birgt in seinen Hallen und Kapellen zahlreiche eroberte Waffen und Fahnen.

Unter diesen ihren Siegestrophäen stehen die Särge der Könige aus pfälzischem Stamm, wie auch die großen Feldherrn des dreißigjährigen Kriegs hier zum letzten Schlaf gebettet sind.

Wenn den schwedischen Landen Gefahr droht, — geht die Sage, — erklingen nächtlicher Weile in den Grüften der Kirche auf Riddarholmen die Harnische und Schwerter, und die großen Todten erstehen aus den Sarkophagen, um gemeinsam für das Vaterland zu berathen und zu beten.

Die Sage versinnbildlicht die niemals endende Wirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart. Wenn auch die unmittelbar von jenen Heldenkönigen errungenen Erfolge verloren gingen, — ihr Beispiel ist ein unvergängliches Erbe: und kommen kann wieder der Tag, da der skandinavische Norden mit ungeahnter Kraftfülle das Erbe der großen Gustave und Karl antritt!

Ludwig I. von Bayern und Martin Wagner.

Die Neue Pinothek zu München verwahrt ein kleines Gemälde Catel's, das eine römische Osteria und deren Gäste darstellt. Es ist die vor einem Lustrum wohlbekannte Kneipe des Don Raffaele d'Anglada, eines komischen Originals, an der Ripa Grande. In der heiteren Gesellschaft, die sich die Frutti di Mare und den Chianti trefflich munden läßt, gewahren wir bekannte Gestalten. Kronprinz Ludwig von Bayern lacht recht herzlich über die Grandezza des Wirths, Graf Karl Seinsheim und Dr. Ringseis, seine gewöhnlichen Begleiter auf italienischen Reisen, fehlen auch im Bilde nicht; der vom Prinzen hochverehrte Thorwaldsen hat sich bewegen lassen, ein Gläschen zu kosten, und ihm gegenüber steht ein anderer Bildhauer, der allerdings als Künstler nicht den Weltruhm seines Nachbars erreichte, doch durch begeisterte Energie und verständnißvolle Thätigkeit auf anderem Gebiet vielen Tausenden edelsten Genuß bereitet und seinen Namen verewigt hat, Martin von Wagner. Nächst König Ludwig I. verdanken wir hauptsächlich ihm das Zustandekommen der Münchener Kunstsammlungen!

Martin Wagner ist geboren zu Würzburg am 24. Juni 1777. Den ersten Zeichnungsunterricht erhielt er von seinem Vater, dem Hofbildhauer Johann Peter Wagner; später bildete er sich an der Wiener Akademie unter Füger aus, ging 1803 mit Unterstützung der Regierung nach Paris und im nächsten Jahr nach Rom, wo er Schiller's der Erinnerung an Hellas gewidmete Gedichte mit Vorliebe illustrirte.

In Rom, im Jahre 1805 wurde der bayrische Kronprinz mit Wagner bekannt, wie er ja auch in Rom den edlen Freundschaftsbund mit Cornelius geschlossen.

Rom! „Die Stadt, die von den Menschen so groß gemacht ist, daß sie die Götter nimmer haben zerstören können!“ sagt bewundernd schon in barbarischer Zeit, im zehnten Jahrhundert Erzbischof Hildebrand von Tours. Zu Anfang unsers Jahrhunderts schreibt ein Genosse des römischen Künstlerkreises, Bunsen: „Rom ist die Hauptstadt der Welt, ich weiß nicht, ob mehr durch die unsterblichen Werke alter Herrlichkeit und des neueren Genius oder durch die riesenhafte Zerstörung und die erhabene Einsamkeit, welche um die sieben Hügel sich gelagert hat.“

Auch Prinz Ludwig war an diese Stätten gewallfahrtet voll der Ehrfurcht für die in Trümmern — aber welche Trümmer! — hereinragende Vergangenheit und mit hellem Künstlerauge für das farbenglühende, fröhliche Volksleben der Gegenwart. In Briefen und Gedichten aus jungen und alten Tagen kehrt Nichts so häufig wieder, wie der Jubel über die mächtigen Eindrücke, die er im Vaterland des Cäsar, Juvenal, der Antonine, eines Dante, Giotto, Sixtus V., Michel Angelo, Rafael empfing. So oft er, der ruhelos Thätige, Erholung sich gönnen konnte, eilte er über die Alpen.

Wenn die verblichene Pracht der Lagunenstadt elegische Stimmung erweckt, giebt uns die blanke Marmorstadt Genua frohen Lebensmuth wieder. In allen Städten der Lombardei, wie Liguriens — welche Wunder, welche Erinnerungen! Nun nach Livorno, dem geräuschvollen, aber interesselosen Foyer eines Theaters vergleichbar, den wir während des Zwischenakts eines ergreifenden Drama's betreten, um wieder gesammelt und zu neuem Kunstgenuß empfänglicher dahin zurückzukehren. Pisa! Mors viva! Wo in aller Welt gäbe es einen rührenderen Fleck Erde als diesen durch alle Poesie des Todes verklärten Campo Santo Italiens! In Florenz dagegen Alles freudig pulsirendes, rauschendes Leben! Nichts erinnert in der bergumgürteten Arnostadt an den Tod, nicht einmal das Grab; auch San Miniato glänzt und glüht wie ein goldiger Jugendtraum! Nun weiter hinein in's Land! Wilde Blumen wachsen am Saum der Straßen, blaßgrüne Olivenwälder dehnen sich in unabsehbare Weite, dann wieder Rebengärten, strotzend von purpurner Frucht, dazwischen blitzen weiße Maierhöfe mit verfallenen Terassen auf, einsame Klösterchen winken von den Höhen, an blauen Seen schreiten wir vorüber, in deren Wellen sich üppige Haine spiegeln, eine mittelalterliche Burg taucht auf, um deren Trümmer Ginster und Steinbrech wuchern, pappelumschattete Osterien laden

zur Einkehr, — aber mälig wird die Landschaft ernster und öder, die Einsamkeit der Campagna umfängt den Wanderer, — bis in blauer Ferne die majestätische Kuppel von St. Peter sich zeigt, der achte Hügel, den Christi Kirche der Stadt des Romulus schenkte, von der unermeßlichen sonnigen Ebene wie von einer Strahlenglorie umgeben.

Roma! Glücklich der Eintretende! Dreimal glücklich, wer hier niemals Abschied zu nehmen hat! — —

Ich wollte von Martin Wagner sprechen — und ergehe mich in oftgehörten Dithyramben auf Italien, auf die ewige Stadt! Indeß ich habe mich nicht allzu weit verirrt, denn die Namen Rom und Wagner sind für immer und auf's innigste mit einander verknüpft. Rom ward dem deutschen Künstler eine zweite Vaterstadt, der er treu blieb, obwohl ihn schmeichelhafte Einladungen dahin und dorthin verlocken wollten. Die unermeßliche Fülle antiker Herrlichkeit gewährte ihm in Rom so viel Anregung und Genuß, daß er diesem täglich neu erblühenden Zauber unbedenklich alle anderen Rücksichten und Hoffnungen opferte. Als er, schon hochbetagt, 1841 München besuchte, eröffnete ihm König Ludwig, er wolle ihn, um sein Verdienst zu ehren und ihn dauernd an die Hauptstadt Bayerns zu fesseln, zum wirklichen Staatsrath und Galleriedirector ernennen. Wie vom schwersten Ungemach getroffen, völlig gebrochen, kam er nach der Audienz zum Staatsrath Maurer, der mir die Episode selbst erzählte. „Ich kann nicht!" rief er, „ich kann nicht!" Maurer tröstete ihn, so gut es ging, und eröffnete dem König, wie jene Belohnung für Wagner zum Opfer würde! Es ehrt den König nicht wenig, daß er sich durch diese Ablehnung seines Angebots nicht verletzt fühlte. Er berief den Künstler nochmals zu sich und rief ihm schon von Weitem zu: „Wollen nicht nach München ziehen, wollen in Rom bleiben! Begreif's, begreif's! Würd' es, wenn ich Wagner wäre, ganz ebenso halten!" —

Ludwig begann schon unmittelbar nach jener ersten Romfahrt Antiken zu sammeln. Er spottet selbst darüber:

„Als ein Geschenk von den Himmlischen würden die Meisten begehren,
Daß sie Steine in Gold dürften verwandeln nach Lust;
Doch ich Verkehrter, ich mach' es anders, bemüht, zu vertauschen
Gegen altes Gestein neues gewichtiges Gold!"

Er schickte den Bildhauer Eberhard nach Rom, um Einkäufe zu besorgen, auch sein alter Zeichnungslehrer Dillis kaufte für ihn,

zugleich ließ er durch den Nürnberger Architekten Haller von Hallerstein an mehreren Plätzen in Griechenland Nachgrabungen veranstalten. Wenn also schon in diesen Bemühungen die Neigung für das Schöne und Große in der Kunst zu Tage tritt, so gewannen die Erwerbungen doch erst höhere Bedeutung, seit Ludwig mit Martin Wagner in Verbindung trat. Als 1810 der Nachlaß der Malerin Angelika Kaufmann dem Prinzen zum Kauf angeboten wurde, ließ dieser bei Wagner anfragen. Wagner mißrieth die Erwerbung, was ihm in betheiligten Kreisen übel vermerkt wurde. Bald darauf aber traf ein Brief des Kronprinzen ein, datirt: Nymphenburg, 16. Juni 1810: „Als Künstler nicht nur, als rechtschaffener Mann auch kenne ich Sie, Wagner, Ihr Parere wegen Angelika Kauffmann's Kunstverlassenschaft hiervon eine Probe. Ein wichtiges Geschäft trage ich Ihnen auf und Ihnen allein!" Folgt die Weisung zur Erwerbung des berühmten Barberinischen Fauns. Damit wird eine Correspondenz eröffnet, die 909 Briefe Wagner's und 554 des Fürsten umfaßt. Die Originalbriefe Ludwigs und die Concepte und Abschriften Wagner's sind heute in Besitz des v. Wagner'schen Instituts, das mit der Universität Würzburg verbunden ist. Durch die Liberalität des akademischen Senats wurde mir Erlaubniß gewährt, von dem reichen Schatz Einsicht zu nehmen.

Vor Allem gewähren diese Briefe genauesten und ausführlichsten Aufschluß über Auffindung und Erwerb fast sämmtlicher Antiken, die heute eine leuchtende Zierde unsrer Glyptothek sind. Nicht ein Stück befindet sich darunter, dessen Beschaffenheit und Werth nicht von Ludwig selbst eingehend geprüft worden wäre, nur wenige sind nicht unmittelbar durch Wagner's Hand gegangen. In der Regel wurde auch Thorwaldsen's Zustimmung eingeholt; bisweilen noch Canova, Eberhard oder ein anderer Künstler zu Rathe gezogen, den Ausschlag gab gewöhnlich Wagner's Wort. Wie in einem kunstvollen Gewebe die einzelnen Fäden scheinbar wirr durcheinander laufen, in Wirklichkeit aber wohlgeordnet ein harmonisches Ganzes bilden, so verhält es sich mit allen Kunstunternehmungen und Sammlungen Ludwigs I.; man fürchtet hie und da, wenn man ihre Entstehung verfolgt, den Faden zu verlieren, aber immer wieder erscheint er, alles Nöthige wird von Weitem her eingeleitet und vorbereitet, bis endlich der rechte Zeitpunkt gekommen ist, das Werde! zu rufen. Jeder Brief des Fürsten enthält ungefähr 20 bis 30 numerirte Punkte, auch die Briefe selbst sind nach Numern

geordnet. Auf alle einzelnen Fragen und Befehle und Rathschläge geht sodann Wagner speziell ein, und ein glückliches Unternehmen nach dem andern sehen wir zum Abschluß gelangen. Wie gewissenhaft wird jede Statue, Büste, Münze, Vase u. s. w. beschrieben und gewerthet! Denn nur durch strengste Sparsamkeit und vorsichtiges Geschäftsgebaren wurde es dem Prinzen möglich, so umfangreiche und so wichtige Erwerbungen zu machen. Nur Ausgezeichnetes wollte er, nur das Beste galt ihm als gut genug. „Plastik“, sagt Göthe, „wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn Einer Ursache imponiren, aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre, als daß sie erfreuen.“

„Wenn unbezweifelt antik, wenn des Phidias würdig,“ setzt der Prinz nicht selten als Bedingung fest. Ein paar Briefstellen mögen den originellen Verkehr charakterisiren. „Dahin trachten Sie, daß nichts ausgezeichnet Schönes in Rom veräußert werde, ohne daß ich noch Zeit habe, meine Bestimmung zu äußern.“ „Broschi's Antinous, Barberini's Faun, den famösen Herkules, keinen verlieren Sie aus dem Blick!“ „Jetzt einen Auftrag, würdig Ihres Kopfes. Das Haus Barberini sinkt immer mehr und mehr, darum geben Sie Acht, daß mir nicht die 3 herrlichen Bilder, in einem Gemach zusammen, das grün ist, befindlich: Leonardo's capo d'opere „la vanità“, die Fornarina Raphael's und deren Kopie seines Schülers Giulio Romano, daß mir keines derselben entkomme; damit Sie dieses können und mich benachrichtigen, wann wohl Neigung zur Veräußerung gekommen, machen Sie Bekanntschaft mit Leuten, denen wohlbekannt alles, was im Innern vorgeht, sich bereitet. Liegt mir sehr am Herzen. Die neuen Aufträge aber schwächen die älteren nicht.“ „Den indischen Bacchus und die Diana dürfen Sie mir nicht entgehen lassen, ich habe keine Eile, aber daß sie kein anderer erwerbe, ich aber gewiß, das gerechte Vertrauen habe ich auf Sie.“ „Wenn Sie, Wagner, Wahrscheinlichkeit glücklichen Erfolgs für Nachgrabungen in Rom haben, lassen Sie mich's wissen, ohne die Stelle zu nennen, aber der Kosten Bedarf, die vergeblich sein könnten.“ „Wie stehet es mit der Nachgrabung zu Ostia unter Reichert? Wenn noch günstige Jahreszeit, wünsche ich sehr thätige Betreibung! Den Arbeitern Belohnungen, namentlich wenn sie leicht verwendbare Gemmen, Münzen u. dgl. abliefern.“

„Wie der ältere Cato bei jeder seiner Reden Delenda Carthago aussprach, so ich in jedem Briefe: daß Kauf mit Broschi geschlossen werde (Indischer Bacchus, Diana, Venus), ich lieber mehr als gefordert für das, was ausgezeichnet schön, geben will, als solch' geringeren Preis, aber mit anderen Werken, die dies nicht sind, folglich größere Summe zu zahlen." Man sieht, wie in allen Briefen Ludwig's giebt sich auch hier jene Hast kund, die nicht einmal die Sätze fertig bilden läßt; allein wenn sie auch nicht um stilistischer Trefflichkeit willen in literärische Anthologien passen, so wird doch die darin zu Tage tretende riesige Arbeitskraft, Sicherheit, Beharrlichkeit jedem Leser Staunen und Bewunderung abnöthigen. Kein Fragment wird in Ostia ausgegraben, kein Wandgemälde in Pompeji aufgedeckt, keine Kunstversteigerung in Rom, in Paris, in London gehalten, kein antikes Bildwerk neu gedeutet, kein Münzschatz in den Handel gebracht, ohne daß sich nicht daran sofort eingehende Anfragen und Erläuterungen in unserem Briefwechsel knüpften. Natürlich wurde Alles, so viel wie möglich, geheim geprüft und gekauft, denn es galt nicht nur anderen reicheren Käufern, namentlich dem Kardinal Fesch, dem preußischen Gesandten v. Bunsen und einigen Engländern zuvorzukommen, sondern auch die Ausfuhr der erworbenen Stücke, die auf's Strengste verboten war, durch List und Energie durchzusetzen. Da Briefe damals gar häufig in unrechte Hände geriethen, wurden vom Prinzen den Kunstwerken, von welchen häufig die Rede war, bestimmte Namen gegeben; der Barberinische Faun hieß die „kleine Statue" oder auch der „Schlaf", der Dioskobolos die „bewußte Statue", der Sarkophag in Broschi's Besitz die „Schwesterstatue", die Augustusbüste „der große Kopf" u. s. w. Besonders wichtige Briefe Wagner's wurden nicht unmittelbar an den Prinzen, sondern an einen Handelsmann Tschurtscheethaler in Innsbruck adressirt, der sie nach Bayern weiterbeförderte. Aus Geldverlegenheit römischer Familien, die im Besitz alter Erbstücke und Sammlungen, wurde mit einer fast die Grenzen des Erlaubten überschreitenden speculativen Berechnung Nutzen gezogen. Um die päpstliche Regierung in kritischen Fällen zu gesetzlich unerlaubter Nachsicht zu bewegen, muß Wagner hie und da darauf hinweisen, daß auch die Freundschaft und der gute Wille eines Thronfolgers insbesondere während der Concordatsverhandlungen für den apostolischen Stuhl nicht werthlos seien. Auch später als König spielte er wiederholt diese Karte gegenüber

der päpstlichen Regierung aus. Während Herr von Abel Minister des Innern war, eröffnete sich plötzlich einige Aussicht, das herrliche Originalgemälde Rafaels in Bologna, die hl. Cäcilia, zu erlangen, allein das päpstliche Ausfuhrverbot war Hinderniß. „So sagen Sie doch dem Papst", schrieb Ludwig an Graf Spaur, den bayrischen Gesandten in Rom, „was ich für meine fromme Gesinnung auszustehen habe, von einem Theil meines Volkes mit Mißtrauen betrachtet bin deßhalb, und der Papst will mir keinen Gefallen thun? Undank ist der Welt Lohn!" Auch durch Schmeichelworte wußte Ludwig trefflich zu wirken. Vor Allem wird immer wieder Anerkennung dem unermüdlichen Wagner selbst ausgesprochen. „Sie sind der gescheiteste Kopf und der ehrlichste Mann." „Die Dienste, welche Sie dem Kronprinzen erweisen, wird derselbe als König nicht vergessen." „Einst lauter, auch nur die meisten Diener zu haben, Wagner's gleich, ist mein innigster Wunsch!"

Allein es hätte des Lobes und des Dankes nicht bedurft, um Wagner zu bewegen, seine beste Kraft dem Dienste des Fürsten zu widmen, war ja doch dieser der Sohn seines Königs und Wohlthäters und versprach ein Schirmherr der Kunst zu werden! Und doch, wie schwer muß es Wagner geworden sein, so viel Arbeitszeit der eigenen schöpferischen Thätigkeit zu entziehen! Denn er zählte nicht etwa bloß zu den Berufenen, sondern zu den Auserwählten! „Eine unerschöpfliche Phantasie", — so urtheilt Ulrichs über Wagner's Begabung zum Maler, — „führte ihm ideale Stoffe und Gestalten zu; weise Berechnung und ernstliche Studien ordneten seine Compositionen; die gründlichste Anatomie führte seine zeichnende Hand; sein Stil war durchaus originell und doch mit dem Besten verwandt: wäre damals die Freskomalerei im Schwange gewesen, Wagner würde ihr größter Meister geworden sein!" Ludwig selbst erkannte dies bald. „Wünsche lebhaft, Wagner", schreibt er im Jänner 1811, „Sie möchten sich al fresco üben, in Teutschland so selten! Viel Beschäftigung damit einst zu ertheilen, das hoffe ich, im großen historischen und im Genrestil." Auch Wagner geht begeistert auf solche Pläne ein. „Michel Angelo sagte, die Oelmahlerei gehöre für die Weiber, aber Fresko für die Männer!" Da sich aber kein reicher Mäcen finden wollte, der zu monumentalen Schöpfungen Anregung und Mittel geboten hätte, entwarf Wagner vorläufig die Cartons zu Gemälden in großem Stil. Eben arbeitete er an einem „Orpheus in der Unterwelt", — da ruft ihn sein

fürstlicher Gönner auf das stürmische Meer und in ferne Lande, und nach kurzem Zaudern erklärt der Treue, ein Wunsch des Gebieters sei ihm Befehl.

Häufig tauchte die Behauptung auf, Ludwig sei nur durch Ehrgeiz, nicht durch echten Kunstsinn dazu vermocht worden, die Künste zu pflegen, und sei auch allzeit von fremdem Urtheil sklavisch abhängig gewesen. Dem gegenüber darf darauf hingewiesen werden, daß gerade bei den werthvollsten Errungenschaften die Initiative von ihm selbst ausging. So beim Barberinischen Faun, so bei den Aegineten. Die Ausführung des Plans in beiden Fällen freilich war Wagner's Verdienst. Um jenes Meisterwerk der Lysippischen Schule zu erringen, bedurfte es wachsamer Energie, klügster Vorsicht, uneigennützigster Treue, — hundert Briefstellen beweisen es. Unendlich höhere Anforderungen aber, ebenso an physische wie an psychische Ausdauer stellte die Erwerbung der Aeginetengruppe!

Wagner war stets Ludwig's Befehlen und Winken gehorsam und unermüdlich thätig, um ihnen auf's Beste nachzukommen. Nie kam ein leichtfertiges, oberflächliches Urtheil über seine Lippen, immer ist sein Rath correct, objectiv, wohlbegründet. Er war überdies der gewandteste Geschäftsmann, der selbst mit „Italienern, die den Teufel im Leib haben", fertig wurde, der nicht nur am besten, sondern auch am billigsten zu kaufen wußte. Allein er kannte auch den Werth seiner Leistung und gab, sobald er diese unterschätzt glaubte, seinem Mißbehagen freimüthig Ausdruck. Auf eine leicht hingeworfene Aeußerung des Prinzen, daß ein gewisser Antikenkauf nach Rauch's Meinung zu theuer abgeschlossen sei, erwiderte Wagner gereizt (6. Juni 1812), es wäre ihm recht lieb, wenn sich künftig Herr Rauch allen solchen Geschäften zu unterziehen hätte, „da man ja doch nichts als Zeitverlust und Unannehmlichkeit dabei zum Gewinnst hat." Ueberdies wurde Wagner gerade in diesen Tagen durch das hochfahrende Benehmen des bayerischen Gesandten, Bischofs Häffelin, und seiner Beamten schwer beleidigt. „Schade ist," schreibt er am 27. Juni 1812, „daß die alte Art Krieg zu führen, nicht mehr üblich ist, sonst würde ich diese Herren Mehlem und Doublet als ein paar brave Schafsköpfe Eurer Königlichen Hoheit zu Mauerbrechern empfehlen!"

Während sich also der Künstler just der bittersten Stimmung hingab, kam ein Brief des Kronprinzen. Dieser hatte von einem Statuenfund in den Ruinen des Tempels von Aegina gelesen;

demnächst werde das Ganze zur Veräußerung gelangen. Wagner soll sich also, so wünschte der Prinz, umgehend auf die Reise begeben, um allen andren Liebhabern zuvorzukommen und den Schatz einzuheimsen. Einen Augenblick zaudert der Vertrauensmann; er sei nicht im Stande, eine Reise von 432 Meilen zu ertragen, auch sei es wohl schon zu spät, man werde nur das Nachsehen haben. „So kann ich denn nur schließen: Herr, nimm diesen Kelch des Leidens von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!" Allein des Prinzen Energie siegte. Da Wagner neue Bedenken äußert und zugleich dem Aerger Luft macht, daß er fast gänzlich von Geldmitteln entblößt sei, während ja doch die Luft in Rom nicht so nahrhaft sei, um davon leben zu können, daß ihm überhaupt Alles schief und krumm gehe, schenkt ihm Ludwig 100 Skudi, weist für das Kaufgeschäft einen Kredit auf 70,000 Gulden an und ruft dem Entmuthigten zu: „Frisch auf, daß wieder Ihre vorige Kunstliebe, Eifer, Unternehmungsgeist erwache, frisch auf nach Zante, nach Hellas heiliger Erde! Sie sind ein Mann von Herz und Kopf, ausübender Künstler und Kenner, beides ausgezeichnet, ich vertraue Ihnen ganz!" Und wirklich verläßt Wagner sein angefangenes Gemälde, nimmt Abschied von den Freunden Thorwaldsen und Eberhard, und begiebt sich auf die abenteuerliche Fahrt. Sie war nicht gefahrlos, dies bewiesen bald die englischen Kanonenkugeln, die dem französischen Schiff nachpfiffen, Corsaren suchten es als gute Prise zu kapern, Seestürme schleuderten es hin und her, und als endlich das ersehnte Land erreicht war, begann erst der Kampf mit intriguanten Griechen und „englischen Kunsttyrannen". Trotz alledem gelang es dem Unermüdlichen, um verhältnißmäßig geringen Preis den Ankauf abzuschließen, — aber die Statuen selbst standen auf Malta, und alle Versuche, auf die Insel zu gelangen, scheiterten, da der ausgebrochenen Pest wegen kein Fremder Zutritt erhielt. Wagner hatte nur noch ein paar Skudi im Beutel und konnte kaum die Rückreise bestreiten. „Ich kann E. K. H. übrigens nicht genugsam bezeigen," schreibt er am 15. Mai 1813 von Corfu aus, „wie satt ich diese beschwerliche und langwierige Reise bin und ich sehne mich herzlich nach Italien zurück. Griechenland ist schön, hat viele Reize für Geschichte und Kunst, allein ein wahres Hundeleben, welches man in der Griechen Lande führt, macht alle Reize verschwinden. Es ist mit einem Worte ein wahres Zigeunerland, im welchem man nicht anders denn als Zigeuner

leben kann. Man ist genöthigt, Matraze, Decke, Lebensmittel, einiges Küchengeschirr stets mit sich zu schleppen, wenn man nicht elendig verderben will, mit einem Wort, man findet nichts, als Läuse und Flöhe in Menge, welche immer bereit sind, einen lebendig aufzufressen. Die Griechen sind das verworfenste Volk der Erde, verabscheuungswürdiger als die Juden! Die Türken sind Heiden, aber doch besser als die Griechen. Man ist in diesen Ländern immer geprellt, man stelle sich, wie man wolle!" „Wie Odysseus", tröstet ihn der Prinz, „viel geduldet haben Sie, Wagner, und das wegen meiner, dessen ich mein ganzes Leben eingedenk sein werde. Aeußerst zufrieden bin ich mit Ihnen, nicht möglich war es, das Geschäft des Kaufes besser abzuschließen, als Sie gethan, in allem und jedem und immer auf meinen Vortheil bedacht, wie man nicht mehr auf den eigenen sein kann, Redlichkeit, Geist, Kenntniß, Gewandtheit, Alles vereinigt Wagner!" Zum Beweis seiner Dankbarkeit schenkt er ihm eine einfache goldene Uhr, weiß aber den Werth der kleinen Gabe durch ein sinniges Wort zu erhöhen: „Der Zeit rastloses Vergehen zeigt die Uhr, die Zukunft aber wird Ihnen zeigen, daß jene nicht fähig ist, mich die Dienste vergessen zu machen, welche Sie mir erwiesen!" Allein das Werk ist erst halb gethan; die Statuen müssen aus Malta geholt werden. Wieder steigt Wagner zu Schiff, und auch die neue Aufgabe ist mit tausend Schwierigkeiten verbunden. Endlich sind diese bemeistert, die Yacht Bovo trägt Wagner und die Aegineten nach Italien, — da erhebt sich bei Capri ein furchtbarer Sturm. Das Schiff verliert Segel und Rahen und kann kaum noch dem Wogenprall widerstehen, da schwindet der Sturm ebenso plötzlich, wie er kam, der Himmel wird hell, der nahe Hafen von Neapel glücklich erreicht. Nach dreimonatlicher Reise bringt Wagner den kostbaren Schatz nach Rom. Tiefbewegt dankt der Prinz für den neuen Beweis rastloser Thätigkeit und Sorgfalt. „Im mittelländischen Meer, im Sommer die Stürme hatte ich nicht vermuthet. Mir, wie das Volkssprichwort zu sagen pflegt, fliegen die gebratenen Tauben nicht in den Mund, erringen muß ich, wird auch öfters die Erwartung nicht erfüllt, Zeit braucht's und Mühe, aber dann geht's endlich doch, ich komme an's Ziel. Das wünsche ich, solche Männer in jedem Geschäft zu finden, wie Wagner." Die Aegineten riefen in den römischen Kunstkreisen das größte Aufsehen wach; der russische Minister Nitroff bot sofort den zehnfachen Preis da-

für. „So viel ist gewiß“, schreibt Wagner, „daß ein Kleinod der Sammlung Eurer Königlichen Hoheit es sein wird und viele Antiquare sich die Feder darüber stumpf schreiben werden.“ „Je mehr darüber geschrieben“, erwidert Ludwig, „je berühmter sie werden desto lieber wird mir's sein, wenn auch hierin Teutsche sich am meisten auszeichnen!“ Um sein Werk zu würdigstem Abschluß zu bringen, verfaßte Wagner selbst eine musterhafte Beschreibung der originellen Bildwerke, die Lübke geradezu als die bedeutendsten der Frühzeit hellenischer Kunst bezeichnet. Obwohl er aber in dieser Schrift, der noch einige ähnliche folgten, als trefflicher Archäologe auf die Scene trat, war ihm schon dieses Wort ein Greuel, die ganze species dieser Gelehrten „unausstehlich“ und „schauerlich“; mit Spott und Hohn übergießt er die Commentare, die so tiefsinnig scheinen wollen und doch nur dilettantischer Klingklang sind.

Für unsern Künstler selbst war die Reise nach Hellas ein wichtiger Wendepunkt. Er hatte anfänglich auch auf den zu Phygalia aufgefundenen Fries die Aufmerksamkeit des Prinzen geleitet und eine Zeichnung vorgelegt; der Kauf kam zwar leider nicht zu Stande, allein aus jener Zeichnung erkannte Ludwig die eminent plastische Begabung seines Vertrauten. Wohl mochte, da er ihn ermunterte, zur Plastik überzugehen, auch der Wunsch maßgebend sein, dem verdienten Mann schon jetzt dankbare Aufträge zukommen zu lassen, denn schon seit einem Jahrzehent, seit der Prinz im Gefolge französischer Marschälle in Berlin eingezogen war, hatte der Plan, dem deutschen Genius einen Ehrentempel, eine Walhalla, zu bauen, feste Wurzel gefaßt. Schon waren zahlreiche Büsten großer Männer insbesondere von deutschen Künstlern in Rom geschaffen worden. Wagner vermittelte die Auswahl und überwachte die Ausführung. Seine Urtheile über die Künstler zeugen ebenso von Freisinn, wie von Redlichkeit, denn er rühmt nicht selten gerade die Arbeiten derjenigen Künstler, die ihm als Menschen „verrucht“ oder doch „widerwärtig“ erschienen, insbesondere die „siebenweisen Preußen“.

Auch der Plan, für alle bisher erworbenen antiken Schätze in München ein würdiges Haus zu bauen, trat nach der Rückkehr des Prinzen vom Wiener Congreß in's Leben. Ein Concurrenz-Ausschreiben blieb erfolglos. Schon war Ludwig nahe daran, nach einem älteren Muster zu greifen. „Giebt es keinen Plan für ein plastisches Museum von einem der berühmten cinquecentisten-Bau-

meister, Bernini's oder anderen?" Er stand aber davon wieder ab und entschied sich für ein Projekt, das ihm der junge Baumeister Klenze, den er in Paris kennen gelernt hatte, unterbreitete. Wagner war von Anfang an erklärter Gegner Klenze's und seiner Unternehmungen. „Schade, daß die Schale mehr gilt als der Kern," schreibt er über den Glyptothekbau, der ihm viel zu hohe Summen zu verschlingen schien. Für die innere Eintheilung wurden im Wesentlichen Wagner's minutiös genaue Vorschläge zu Grunde gelegt. Inzwischen brach jedoch der Ankauf von Anticaglien nicht ab; jeder Brief des Fürsten — und er schrieb in diesen Jahren gewöhnlich wöchentlich zweimal an Wagner — enthält neue Aufträge, jede Antwort Wagner's berichtet von neuen glücklichen Erfolgen. Sogar Kunstwerke ersten Ranges, tadellose Büsten u. dgl., wurden, da es in jener Zeit der verständigen Sammler nur wenige gab, hie und da bei größeren Bestellungen als „Zugabe" geschenkt. Als Ludwig 1817 von schwerer Krankheit heimgesucht wurde, war es ihm eine Herzenssorge, das Loos seiner Kunstschätze und die Vollendung des Glyptothekbaues sicher zu stellen. Auch dem Freunde Wagner gab er für den Fall seines Ablebens bestimmte Verhaltungsmaßregeln. „Haben Sie auf Ihren 161. Brief die in meiner tödtlichen Krankheit durch Dillis Ihnen geschrieben habend lassende Antwort bekommen?" Gewiß ein entsetzliches Deutsch, allein die Thatsache selbst nichtsdestoweniger rührend!

Zur Erholung wollte der genesene Prinz im Spätherbst nach Rom übersiedeln. Die Vorbereitungen zum Aufenthalt wurden größten Theils durch Wagner getroffen. Nach langem Suchen ließ sich endlich ein Quartier finden, wie Ludwig es wünschte, die „Villa Malta" so benannt, weil hier der maltesische Gesandte gewohnt hatte. Sie konnte nur bescheidensten Ansprüchen genügen, allein der sparsame Prinz war nach dieser Richtung leicht zu befriedigen. Schöne Aussicht war Hauptbedingung, alles Andere sei gleichgiltig. Für sich beanspruchte er zwei Zimmer, für seine Begleiter je eines. Geräth braucht nur reinlich zu sein, auch ein Piano soll nicht fehlen, braucht aber nicht schön zu sein. Für jeden Dienst, für jede Speise wird schon im Voraus der Preis genau festgesetzt. Auch ein Sprachlehrer wird gedungen, um dem Prinzen im Neugriechischen Unterricht zu ertheilen, denn das garstige Bild, das Wagner von seinem griechischen Aufenthalt entwarf, hatte den Prinzen keineswegs abgeschreckt; er wollte nicht glauben, daß jene

kahlen Berge und verwitterten Tempeltrümmer nur das „Gewesen!“ verkünden, er erwartete mit glühender Sehnsucht eine Auferstehung der „ewig einzigen“ Hellas!

Es gereichte mir zu großer Freude, während meines Aufenthalts in Rom den Spuren des „Re Bavarese“ nachzuforschen. Zwar Villa Malta ist nicht mehr zugänglich; das einfache deutsch-romantische Asyl ist in eine glänzende Villegiatura umgewandelt; auch der Garten, auf dessen künstlich geschaffene Verwilderung sich Wagner so viel zu gute that, wo er insbesondere die deutschen Fruchtbäume neben Palme und Pinie zu Ehren bringen wollte, hat elegant modernen Anlagen weichen müssen. Don Raffaele ist längst zu seinen Vätern heimgegangen, todt ist auch die schöne Marquesa Florenzi, die so oft als Königin der kleinen Feste in Villa Malta das Scepter führte. Manch einer der jüngeren Künstler, die heute im Palazzo Poli ihr Kasino haben, spricht nicht gerade ehrerbietig von den Meistern jener Periode, die „nicht malen konnten, sondern nur in grotesken Linien hochtrabende Ideen verkörpern wollten.“ Unter den älteren Künstlern aber, die noch heute das wenig elegante Café Greco mit rührender Treue aufsuchen, ist die Erinnerung an jenes reizvoll patriarchalische Zusammenleben der Kunstjünger mit einem königlichen Freunde lebendig. Es wäre eine lohnende Aufgabe, jenen seltenen Verein von Talenten und Charakteren zu beleuchten, die wie Cornelius sagte, „himmelhoch getragen von Allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes in reichem Maße darboten.“ Ich muß mir jedoch versagen, darauf einzugehen, darf nur in Kürze daran erinnern, welch bedeutsamen Einfluß auf die geistige Entwicklung jenes Kreises die Theilnahme des Prinzen übte. Unermüdlich durchwanderte er die Ateliers, bestellte ängstlich feilschend Büsten und Gemälde, besichtigte öffentliche Museen und Privatgalerien, die damals noch nicht das Ziel für Tausende von andächtigen oder neugierigen Wallfahrern waren:

. . . . . „Da stehen in prangenden Hallen die marmornen Bilder
Aus der schönen Zeit jener vergangenen Welt;
Leblos, sind doch sie beseelter als die hier lebenden Menschen,
Kleinlich, sinnlos vorbei flattert das heut'ge Geschlecht!“ . . . .

War aber das ernst-heitere Geschäft des Tages vollendet, so vereinigten sich die Cornelius, Koch, Veit, Schadow, Thorwaldsen, Schnorr, Riedel, Wagner in Villa Malta zu fröhlicher Tafelrunde.

Da wurde, wie Bunsen seiner Schwester erzählt, ein Landesvater nach dem andern auf Deutschlands Zukunft getrunken, da wurden, um künstlerische Axiome zu erhärten, die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist, die kühnsten Entwürfe aufgebaut, wie man den akademischen Zopf am wirksamsten bekämpfen könne, und stürmische Pereats den morosen Zweiflern gebracht, die an den Aufschwung der „neurömisch-deutsch-patriotischen Malerei" nicht glauben wollten. Niemals schied der Prinz aus Rom, ohne daß ihm die Künstler, denen er nicht ein mit vornehmer Miene spendender Wohlthäter, sondern ein herzlich, ja enthusiastisch theilnehmender Freund war, ein phantastisches Abschiedsfest gerüstet hätten.

Schade, daß Ludwig nicht auf einen während des römischen Aufenthalts im Winter 1817 von Wagner unterbreiteten Vorschlag einging, Thorwaldsen's und Canova's Graziengruppen zu erwerben und im Saal der Neueren in der Glyptothek nebeneinander aufzustellen. Wem der Sieg zufallen werde, war für Wagner nicht zweifelhaft. „Ich kann nur soviel antworten", schreibt er, „daß Thorwaldsen unter allen lebenden Künstlern sich diesem alten ernsten Stil noch am meisten nähert, deßwegen aber doch noch ein guter Abstand von seinen halberhabenen Arbeiten und jenen des Parthenon bleibt. Wenn vielleicht im Taumel der Freude von einem Gelehrten oder Halbkenner dieses gesagt ist worden, so ist es jedoch nicht so wirklich zu verstehen. Ich bin der Meinung, daß man einem Künstler keinen größeren Schaden beifügen kann, als wenn man ihn über sein Verdienst lobt. Alle Welt fällt dann über ihn her, um sich an dem Künstler oft unverdienter Weise für das zu übermäßig beigelegte Lob zu rächen und gewöhnlich nimmt man ihm bei dieser Gelegenheit auch noch das Verdienst, was er wirklich besaß." Daß jedoch jene begeisterte Verehrung der Antike auch in manchen Fällen zu Einseitigkeit verlockte, soll nicht verschwiegen werden; es sei nur beispielsweise an eine triumphirende Mittheilung des Prinzen vom 20. September 1820 erinnert: „Das häßliche der hiesigen Residenz (Würzburg) Mitte sperrende Gitter, mit welcher es gar nicht im Einklang, im Gegentheil, dem Styl der in Allem verderbenden Zeit Ludwigs XV. gemäß ist, wird abgebrochen." Man sieht, wie leicht schwärmerisches Sichversenken in eine Kunstrichtung sogar den Kunstfreund zu bilderstürmerischer Barbarei verführen kann.

In ununterbrochener Folge wird über Ergänzung der Antiken-

sammlung correspondirt. Die Vorschriften des Prinzen für den Transport des „Schlafs," der endlich „erwachte", d. h. des Barbarinischen Fauns, der endlich aus Rom weggeführt werden durfte, sowie der Agineten, sind mit bewundernswerther Umsicht und Genauigkeit ausgearbeitet; auch nicht die geringste Kleinigkeit, die dem Zug der Karawane über die Alpen hätte hinderlich fallen können, war vergessen. „Es muß eine wahre Freude sein", schreibt Wagner, „die Antiken nach langer Verborgenheit endlich unserm Vaterlande zum Lichte und zur Zierde aus den Kisten hervorgehen zu sehen. Merkwürdig mag es sein, den Eindruck zu bemerken, den sie auf das Publikum machen, das doch großen Theils nichts dergleichen noch gesehen hat. Aber leider den Meisten wird der Bierkrug noch immer lieber sein. Doch mit der Zeit und thätiger Handhabung kann sich Vieles verbessern."

Wagner hatte kaum angefangen, sich in größeren plastischen Aufgaben zu versuchen, als ihn im März 1822 eine Bestellung in großartigstem Maßstab überraschte. Der innere Raum der Walhalla sollte durch einen Fries von 292 bayr. Fuß Länge geschmückt werden, der also an Ausdehnung alle ähnlichen Unternehmungen weit übertraf. Er sollte die älteste Geschichte Deutschlands bis auf Karl den Großen verherrlichen. Wagner war sich der riesigen Schwierigkeiten wohl bewußt, aber bald kann er versichern, er werde es nicht machen, wie schlechte Romanschreiber, die bei den ersten Kapiteln noch nicht an's Ende dächten, — klar und verklärt stehe die große Aufgabe vor seinem Geiste. Ein neuer Weg sei hier einzuschlagen, denn kein früher beschrittener sei zulässig. „Hier handelt es sich um uns're eigenen vaterländischen Thaten und Geschichte, nicht um die der Griechen, so gerne ich denselben zu einer anderen Zeit das Wort reden möchte." Zwölf Jahre lang arbeitete der Künstler an dem Werk, über dessen Fortschreiten er fast von Woche zu Woche genauen Bericht erstattete. Gegen Tadel ist er nichts weniger als unempfindlich. Gar nicht selten finden sich zornige Klagen über die Sudeleien der „gedungenen Trompeter", des Herrn Passavant aus Frankfurt und seiner Secte, oder über die Sticheleien Schadow's, der doch selbst „ohne genialische Kraft, ohne schöpferische Liebe, und wo dieses mangelt, ist alles eitel und todt, Leben kann nur von Leben kommen." „Der Stil ist die Hauptsache, was diesen Herren nicht einleuchten will, da solche den Maßstab dazu von Thorwaldsen's Alexanderzug ent-

nehmen. Sie bedenken aber nicht, daß jener Stil zu meinem Gegenstand sehr schlecht sich schicken würde und daß es für mich gerade das Schwierigste war, für diesen noch nie behandelten Gegenstand einen ihm angemessenen Stil oder Vortrag zu schaffen. Hierin liegt gerade die größte Schwierigkeit bei dieser Aufgabe, und ich würde viel mehr stolz darauf seyn können, wenn ich dieselbe glücklich gelöst hätte, ohne in das Griechische oder Römische zu verfallen." In der That ist auch ein gewisser nationaler Zug in dem Bildwerk ausgeprägt, um dessen willen Lübke den Bildner als den bedeutendsten aus der römischen, durch Canova und Thorwaldsen ausgebildeten Schule bezeichnet. 1837 war der Fries vollendet. Alle in Rom wohnenden Künstler veranstalteten zu Ehren des denkwürdigen Ereignisses ein Fest, wobei ein seltsam zusammengewürfelter Chor, über dessen wohlwollende Absicht fast ein Zweifel hätte auftauchen können, den Meister durch etwa zehnmalige Absingung des Walhallalieds zu erfreuen suchte.

Eine der interessantesten Episoden in der Correspondenz Ludwig's mit Wagner bilden die überraschenden Mittheilungen über jenes herrlichste Bildwerk des Alterthums, das Aphrodite nicht als schönes, gefallsüchtiges Weib, sondern als hoheitvolle, unnahbare Göttin darstellt, die Venus von Milo. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen, kann nur im Allgemeinen constatiren, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die unvergleichliche Statue von Rechts wegen heute in der Glyptothek in München zu stehen hätte. Ludwig hatte durch den Architekten Haller das alte Theater zu Milo ankaufen lassen, um dort Nachgrabungen zu veranstalten. Nun wurde zwar alsbald nach der Auffindung das Gerücht verbreitet, der Schatz sei neben jenem Theater gehoben worden, allein nach Wagner's Angabe bezeugte Bronstädt, der in fraglicher Zeit auf der Insel verweilte, auf's Bestimmteste, die Fundstätte gehöre noch zum Grund und Boden des Prinzen. Begreiflicher Weise ist der enthusiastische Verehrer der Antike ganz Feuer und Flamme, daß ein so hervorragendes Bildwerk dem Prinzen und dem Vaterland verloren gehe, und schmäht die französische Regierung, die sich so schnöden Raubes nicht schäme. Zehn Jahre später erhielt auch noch Heydeck auf Melos die bündige Versicherung, jene Statue sei auf Grund und Boden des Kronprinzen gefunden worden; Ludwig ließ darauf durch den Gesandten, Grafen Bray in Paris, sein Eigenthum reklamiren, allein die Vorstellungen des Fürsten, der

ohnehin in Frankreich keine Freunde hatte, fanden keine Beachtung, und der deutsche Bundestag flößte allzuwenig Respect ein, als daß sich von seiner Unterstützung besserer Erfolg hätte erwarten lassen.

„Bey uns bleibt es beim Alten", schreibt Ludwig nach dem plötzlichen Ableben seines königlichen Vaters, „sey Wagner gegen den König, wie er's gegen den Kronprinzen war, der gerade, aufrichtige, freimüthige. Weder im Staatsgeschäfte, noch in Kunst habe ich einen Günstling. . . . . Sollte ich Ihnen (was jedoch niemals eintraf) nicht eigenhändig schreiben, sondern durch Andere, so sehen Sie dieses nicht als Sinnesänderung an von mir, der ich von Morgen bis Nachts mit Arbeiten, dermalen wenigstens, überladen bin." Wagner bekundet auch sofort ehrlichen Freimuth, indem seine Erwiderung weniger die an den Thronwechsel geknüpften Erwartungen betont, als der Trauer um den Verlust des besten Königs Ausdruck leiht.

Jene Aeußerung des Königs, er sei keineswegs von Günstlingen abhängig, bezog sich auf wiederholte Klagen Wagner's, daß Klenze, dem „Generalkunstbevollmächtigten", allzu wirksamer Einfluß eingeräumt werde. Ludwig selbst wurde von dieser Besorgniß angesteckt, wobei eine Aufwallung von Eifersucht im Spiel gewesen sein mag. „Monopol taugt nichts," schreibt er am 26. Mai 1826, „darum wünsche ich von Ihnen einen tüchtigen Architekten zu erfahren, der mit Klenze in die Schranken treten kann, mit einem, welcher dies nicht könnte, wäre nicht gedient." Wagner bespricht darauf ausführlich die Entwicklung des Münchner Kunstlebens und sucht neuerdings nachzuweisen, wie schädlich die Omnipotenz des Herrn von Klenze bereits thatsächlich für das Bauwesen war, wie gefährlich die dem Akademiedirektor Cornelius überwiesene Machtstellung dem Aufschwung der Malerei werden könnte. „Warum den Einen zum Despoten über die Andern machen? Das Gute kann hiedurch unmöglich befördert, nothwendig aber muß hiedurch alles Aufblühen der Kunst erstickt und untergraben werden; denn es liegt in der Natur der Sache, daß jeder, der sich an die Spitze irgend eines Kunstfachs mit solcher überwiegender Macht gestellt sieht, sich insgeheim bestreben wird, alles Talent zu entfernen und zu unterdrücken, damit seine Person um so nothwendiger und glänzender erscheine. . . . . Die Kunst will geleitet, nicht aber dominirt sein. Geschickte Künstler mit gleichem Einfluß und gleichen Hoffnungen einander gegenüberzustellen, dieß bleibt für den Staat, so-

wie für die Kunst das Vortheilhafteste!“ Ludwig nahm das offene Wort, obwohl es mittelbar ja auch auf seine eigene Geistesarbeit schweren Vorwurf lud, nicht ungnädig auf. „Daß freymüthig Sie sich mir antwortend äußern, ist mir viel werth.“ Er nimmt sich aber auch des angegriffenen Künstlers an und frägt, was denn eigentlich Wagner an Klenze's Arbeiten verwerflich finde, und was er davon nicht etwa nur vom Hörensagen kenne. Darauf fällt Wagner das schärfste Verdict über die bisher von Klenze vollendeten Bauten; man wird wohl kaum allen diesen Anklagen zustimmen, mit Vielem freilich wird der Nagel auf den Kopf getroffen. „Das ist recht,“ erwidert Ludwig, „wie Sie mir schminklos Ihre Ansicht mittheilen über Klenze's Werke; möchte mir, dem Könige, in allen Geschäftszweigen diese Freymüthigkeit werden und das zeitig, ja zeitig genug! Meinen redlichen Wagner in München zu haben, weder zu Cornelius, noch zu Klenze gehörig, das wäre mir von großem Werth.“ Zugleich entwickelt er neue Pläne; Alles, was zum Schmuck der von ihm angelegten, nach seinem Namen benannten Straße dienlich und nöthig sei, stehe in seinem Geiste schon fertig da, allein wo sei der Künstler zu finden, der diese Phantasiegebilde gediegen, schön und billig ausführen könne? Alle in Frage kommenden Punkte werden noch reiflich in weiteren Briefen des Königs und des Künstlers durchgesprochen; das Ergebniß war Uebertragung bedeutender Aufträge an Gärtner. Den erneuten Antrag, Wagner möge, um die weitsehenden Pläne seines Gönners wirksamer zu fördern, selbst nach München übersiedeln, lenkte er ebenso bestimmt wie bescheiden von sich ab. Er mit seiner bösen Zunge werde dort mehr verderben, als gut machen, da er nur allzurasch in absolute Opposition mit allen Partheien zu stehen kommen würde.

„Grimmig genug sah er aus,“ erzählt Ulrichs, der den Meister in Rom häufig unter seinen Reliefs und antiken Scherben hantieren sah, „einfach bis zum Cynismus, grob trotz Michel Angelo, ein Silen wie Sokrates und mehr Satyr als dieser, aber ein überlegener Geist, der Kunst enthusiastisch ergeben, alles Mittelmäßige kaustisch vernichtend, alles Vortreffliche, auch das Verschiedenste, verehrend.“ Seit die Villa Malta (1827) um 25,000 Scudi in Besitz des Königs übergegangen war, wirthschaftete Wagner hier als Hausverwalter, Museumswächter, Zimmermaler und Gärtner. Er blieb unvermählt; nur einmal faßte er bei einem vorüber=

gehenden Aufenthalt in Würzburg den Plan, die Tochter des dortigen Hofgärtners zur Lebensgenossin zu wählen, stand aber, da er sah, wie viele Bedürfnisse eine auf Villa Malta weilende kunstsinnige Dame habe, erschrocken wieder davon ab und erklärte dem König, der sich für Wagner's Verheirathung lebhaft interessirte, er habe für eine Frau keine Zeit.

Ich muß mir versagen, auf vieles Interessante einzugehen, was sich dem reichen Schatz jener denkwürdigen Correspondenz entnehmen ließe. Einrichtung und Ergänzung der Glyptothek bilden das Hauptthema; außerdem aber finden sich tausend zwanglose antiquarische und künstlerische Mittheilungen. Wer sich einmal der dankbaren Aufgabe unterziehen möchte, eine Geschichte der deutschen Künstlergemeinde in Rom zu schreiben, würde hier das dankbarste Material finden. Freilich mangelt es auch nicht an Schattenseiten. Im Jahr 1829 fehlte wenig, so hätte sich die Spaltung in einen süddeutschen und einen norddeutschen Künstlerclub vollzogen. Wagner will zwar alle Schuld an den kleinlichen, häßlichen Zerwürfnissen dem „hinterlistigen diplomatischen Antiquario" Bunsen und dem „Stockfisch" Plattner aufbürden, allein es mag wohl auch die derbe Rücksichtslosigkeit Wagner's, der als das Haupt der bayrischen Partei galt, Oel in's Feuer gegossen haben. Dann poltert er gar ungebührlich in seinen Briefen, aber bald legt sich der Zorn, und nicht selten erwirkt er gerade solchen Künstlern, die ihm zur Unzufriedenheit Anlaß boten, Aufträge und Belohnungen des Königs.

Im Jahr 1835 betrat Ludwig selbst den klassischen Boden Griechenlands. Begeistert begrüßten die Griechen den Vater ihres Basileus. Die Reize der Landschaft und die hehren Erinnerungen wirkten mächtig auf die Seele des Philhellenen ein, freudig bewegt schreibt er seinem Wagner: „In Athen will ich nicht seyn, ohne meinem Wagner etliche Zeilen zu schreiben, der eigens die Reise hieher unternommen hat, um mir die Aegineten zu erwerben, der ich heute mich hinbegeben werde, wo sie gefunden worden. Kein Wölkchen ist am Himmel, die Morgenröthe beschien bereits das Parthenon, welches der Sonne harret, die jeden Augenblick hinter dem Hymetos emporsteigen wird. Fest gefroren hatte es in voriger Nacht, wohl auch in der eben vorhergegangenen, aber da kein Wind (der leider hier an der Tagesordnung) wehte und die Sonne schien, war es gestern so mild, daß ich ohne Ueberrock nach

Mittag ausging. Wie Raphaels Gemälde, je mehr sie betrachtet werden, desto mehr gefallen, so mir des Parthenons Vorderseite, diese 8säulige, sie ergreift mich jedesmal, wenn ich sie auf der Akropolis erblicke, sie anschauend stehe ich vor derselben. Kein Gebäude der Vorzeit hat der letzte Krieg zerstört, nur einen Theil des Pandrosiums, aber sehr beschädigt sind sie worden; dagegen blieben von der Stadt nur wenige Häuser, wenige Bäume übrig, Meister im Zernichten sind die Türken. Zum erstaunen viel ist in Athen gebaut worden, wird immer mehr; hat man Ursache mit der quantitaet zufrieden zu seyn, desto schlimmer siehts mit der qualitaet aus. Einen einzigen Eindruck gewährt diese Stadt jetzo, ein Teutscher und gar ein Bayer und nun erst gar in meines Sohnes Wohnung fühlt sich in so mancher Beziehung daheim und doch in eine andre Welt versetzt, so fern von Haus wir aber nur 3 Tage und 7 Stunden gebraucht (abgerechnet die im Hafen von Navarin und vor dem Pindos vorsätzlich still liegend zugebrachte Zeit) von Ancona um den Peloponnes bis nach Athens Hafen, so ist München Athen nahe gerückt. . . . ."

Ziemlich selten spielt die Politik in unsere Correspondenz herein. Wenn es geschieht, sind Wagner's Aeußerungen auch auf diesem Gebiet ebenso aufrichtig wie treffend. Wenn er z. B. den König beglückwünscht, daß er in Bayern Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens einführen wolle, fügt er die damals noch ketzerisch klingenden Worte hinzu: „Hiedurch lernt jeder Einzelne die Gesetze, nach welchen er zu leben, deutlicher kennen; der lästigen, höchst schädlichen Weitschweifigkeit der Gerichte wird dadurch ein Ziel gesetzt und allen Partheilichkeiten und etwaigen Bestechungen der Richter der Weg abgeschnitten." Auf originelle Weise giebt Ludwig dem wohlbewährten Diener seinen Entschluß, der Krone zu entsagen, kund. „Habe immer gesagt, wirklich König sein oder die Krone niederlegen, und so habe ich nun gethan. Die Empörung hat gesiegt, mein Thron war verschwunden. Regieren konnte ich nicht mehr und einen Unterschreiber abgeben wollte ich nicht. Nicht Sklave zu werden, wurde ich Freyherr. . . . . . . Was mich am meisten schmerzte, gewaltigen Kampf in mir verursachte, war, daß ich sehr beschränkt dadurch, für die Kunst zu thun, was ich vorhatte . . . . Dieses schmerzt mich sehr, nicht daß ich zu herrschen aufgehört. Bin vielleicht jetzt der Heiterste in München. Ausbau der Ruhmeshalle Bayerns und des Sieges-

thors, sowie Vollendung der Bemalung des Speyrer Domes, der Nibelungen und der Odyssee in der Residenz sind unter den Bedingungen, die meinem Sohne Maximilian gemacht. Die neue Pinakothek habe ich vor selbst zu vollenden, sowie das pompejanische Haus." „Muß mehr sparen", schreibt er am 8. Juni 1848, „der ich bei meiner mehr als $^3/_4$ weniger gewordenen Einnahme aus der Civilliste sehr auf meine Ausgaben sehen muß. . . Vielleicht komme ich im nächsten Frühjahr nach Rom, doch davon niemand zu sagen, es ist nur noch ein vielleicht, wer kann etwas vorherbestimmen in der Lage, in der Teutschland und Italien sich befinden, den vorzüglich von moralischer Cholera heimgesuchten Ländern. Trotz allem Vorgefallenen bin ich heiter und gesund. Eher noch ehrerbietiger als sonst und freundlich werde ich gegrüßt in dem aufgeregten München, munter aber sieht man niemand. Gewaltig ist die Stockung, und Künstler empfinden sie sehr." Der Verdruß über die böse Zeit hindert ihn aber nicht, aus den neuen Ereignissen für seine Kunstsammlungen Vortheil zu ziehen. „Im Falle die Fideikommisse aufgehoben, kann ich nicht nur zu den Inkunabeln gelangen, sondern auch aus einem Palaste zu der nie mangelnden Kaiserbildsäule, was Sie gewiß nicht unterlassen werden." Auch die in seinen Augen unglückliche Wendung der deutschen Frage läßt ihn der alten Gesinnung nicht untreu werden. „Wie ich Sie in Kenntniß setzte", schreibt er am 20. Juli 1848, „setzte ich unter die Bedingungen meiner Thronentsagung, daß diejenigen Gebäude, welche nicht von mir, von ihm vollendet werden müßten, führte sie mit Namen an. Das Einzige, was weder von ihm, noch von mir, das einzige Aufgegebene war die Befreyungshalle. Nicht mehr zu herrschen konnte ich, dieses aber nicht verschmerzen. Ich will es vollenden, habe bereits die Weisung dazu ertheilt, freylich in längerer Zeit, und minder kostbar, doch bleibt der Umfang, und großartig und würdig wird es. So ist unsere gegenwärtige teutsche Zeit, daß ich nicht möchte, daß verlaute diese Entschließung, daß ich aufführe dieses Denkmal der Erhebung der Teutschen gegen die französische Herrschaft, der Zerbrechung des Napoleonischen Joches."

Häufiger konnte fortan der vom Throne Herabgestiegene seine Villa Malta aufsuchen und in innigem Verkehr mit seinen alten Freunden das geliebte Rom genießen. Manches Denkmal in dieser Stadt erinnert an den populären „Re amante delle belle arti". Die Marmorbüste Winkelmann's im Garten der Villa

Albani, das Bildniß Thorwaldsen's vor dem Palazzo Tomati, die Gedächtnißtafel an der Goethekneipe, der traulichen Aqua acetosa vor der Porta del Popolo verdanken ihre Entstehung dem königlichen Bürger Rom's. Noch manches reizvolle Fest besuchte er, manche werthvolle Erwerbung glückte ihm. Allein von den alten Dienern und Freunden schied Einer nach dem Andern auf Nimmerwiedersehn. Im Sommer 1858 wurde auch Wagner von schwerer Krankheit befallen. Der letzte Brief des Königs vom 15. Juli 1858 spricht, als ob eine Ahnung des bevorstehenden Abschieds den Briefschreiber erfüllt habe, noch einmal Dank für die Dienste Wagner's aus: „Meinen innigen Dank, anhänglicher, treuer Wagner, für die farbige Marmorstatue und das kleine Bassorilievo, die Sie, wie Zimmermann mir mittheilt, mir bestimmt haben. Sowohl an sich gewährt es mir Freude, als daß ich diese Kunstgegenstände von Ihnen bekomme, der ich Ihnen mit Ausnahme der in Paris erworbenen Antiken fast Alles, was die Glyptothek enthält, zu verdanken habe.“ Am 8. August 1858 verschied Wagner auf Villa Malta; die gesammte Künstlerschaft Rom's gab ihm nach dem Friehof der Deutschen das Ehrengeleit. Der Ruhestätte des Getreuen galt, als er im folgenden Jahr wieder Rom besuchte, Ludwig's erster Gang. Ein Schüler Wagner's, Peter Schöpf, zog in die Villa Malta, in deren schmucklosen Zimmerchen auch fortan, ob zwar der hochbetagte König stiller und zurückgezogener als früher lebte, Maler und Bildhauer wie Kinder des Hauses aus und eingingen.

In der Nacht vor der Abreise aus Rom im Frühling 1867 fuhr Ludwig, wie mir einer seiner Begleiter erzählte, zum Colosseum, um noch einmal den vom Mondlicht verklärten Riesenbau zu bewundern. Auf dem Rückweg kam er an Fontana Trevi vorüber. Sonst hatte er, dem bekannten Volksglauben fröhlich Rechnung tragend, niemals die Stadt verlassen, ohne vom Wasser der Fontäne zu trinken. Auch diesmal schöpften ihm seine Begleiter den Trunk, dessen Zauberkraft ihn bald wieder nach Rom zurückführen werde, allein der König brach in Weinen aus und mit einem oft wiederholten: Nimmer wieder! schied er von der theuren Stätte.

Die Hochzeit Friedrich's V. von der Pfalz.

Es soll hier nicht die eminent politische Bedeutung des Ehebündnisses des Kurfürsten Friedrich, des Sohnes des Stifters der Union, mit der einzigen Tochter König Jakob's von England, Elisabeth, beleuchtet, noch auf die an Verwicklungen und Intriguen reiche Geschichte der Werbung eingegangen werden: die Hochzeitsfeier selbst bietet soviel kulturgeschichtlich Interessantes, daß es erwünscht sein dürfte, auf eine bisher noch nicht bekannte Schilderung eines Augenzeugen aufmerksam zu machen.

Der Landgerichtsschreiber zu Burglengenfeld, Johann Keylholtz, ward von Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg beauftragt, von den Hochzeitsfestlichkeiten eine ausführliche Beschreibung zu liefern. Nachdem er „den meisten Verlauf zu Frankenthal und Heydelberg selbsten in acht genommen", erstattete er von Speier aus am 22. Juni 1613 Bericht. Das Schriftchen wird heute im Reichsarchiv zu München verwahrt.

Der in London begangenen Trauungsfeier wohnte Keylholtz nicht bei. Er legt zwar seinem Schreiben an Philipp Ludwig eine offizielle Druckschrift bei; da jedoch diese, sowie das Epithalamion des Schotten Johann Forbesius schon von Lipowsky und Häusser benützt sind, soll der Vorgänge auf britischem Boden nur in den Hauptzügen gedacht werden.

Der junge Pfalzgraf Friedrich hatte sich im September 1612 mit einem Gefolge von mehr als zweihundert Cavalieren nach England begeben. Obwohl König Jakob schon vorher eingewilligt hatte, dauerten die Kämpfe für und wider das Heirathsprojekt fort, bis die gegenseitige Neigung, welche das junge Paar gefaßt, endlich den Ausschlag gab und den Widerstand der stolzen Königin und

der katholischen Hofpartei überwand: der 14. Februar 1613 wurde als Vermählungstag festgesetzt.

Das fürstliche Beilager wurde mit verschwenderischem Prunk vollzogen, der zur schlimmen Finanzlage des englischen Hofes in argem Mißverhältniß stand und nach dem Freudenrausch der Feste im Parlament zu bitteren Reden Anlaß gab.

Den Zug zur Kapelle eröffnete der Bräutigam mit seinem Gefolge, worunter Prinz Heinrich von Nassau, ein Graf von Wittgenstein, ein Oberst von Schönberg und viele deutsche, englische und schottische Edelleute. Der Pfalzgraf war in weißen, mit Perlen, Gold und Pelzwerk köstlich besetzten Satin, gekleidet, um den Nacken trug er das Halsband des Ordens vom hl. Georg und eine Diamantkette. Auch die Cavaliere waren stattlich geputzt. „In Summa ein jeder thete sein bestes und wolte für andern gesehen seyn, wie es sich dann auch denen gezimpt, so bey einer so fürstlichen und herrlichen Hochzeitt auffwarten solten.“ Von ihrem Bruder Karl und dem Grafen Northampton geführt, folgte sodann die Braut. Sie trug eine köstliche Schaube von weißem Satin, reich gestickt und besetzt, auf dem Haupte eine Krone von lauterem Gold, „mit Perlen und Diamanten dermaßen besetzt, daß sie gleichsam die Strahlen der Sonne auf ihrem goldgelben Haar, welches sehr schön geflochten über die Schultern bis auf den Gürtel herabhing und war zwischen jeder Flechte ein Reih oder Rolle von Gold und sehr köstlichen Perlen, Diamanten und anderen Edelgesteinen, sonderlich aber waren die Ermeln mit vielen Diamanten, so eines großen Schatzes werth, gestickt und besetzt, daß sie Niemand ohn groß Verwunderung konnte anschaun“. Die Schleppe ihres Rockes wurde von vierzehn Gräfinen und Edelfrauen, so alle in weißen Satin gekleidet, getragen. Darauf folgten die Jungfrauen, welche „die Prinzeß gleichsamb wie die Stern den hellen Mond begleiteten.“ Nach ihnen kam ein „schöner Haufen“ Junggesellen, sämmtlich Grafen-, Herrn- und Ritterkinder. Von vier Herolden in reichem Habit geführt schritten sodann viele Grafen und Ritter aus England und Schottland; hinter ihnen der oberste Herold, Roy des armes genannt, der ein güldenes Scepter auf der Schulter trug; ferner der geheime Rath des Königs, vier Bischöfe in ihren Ornaten, vier Trabanten, deren jeder ein Scepter auf der Schulter trug, alsdann der Graf von Arondel mit dem königlichen Schwert, endlich der König im schwarzen Rock und Mantel und die Königin

in weißer Taffetrobe, umgeben von einer großen Anzahl von Gräfinen und anderen edlen Frauen.

In der königlichen Kapelle, wo bei Leibesstrafe Niemand, der nicht zur fürstlichen Begleitung gehörte, Zutritt hatte, hielt nach einem Orgelpräludium der Bischof von Wales die Predigt, wozu er als Text die Hochzeit von Cana wählte; dann folgte ein lautes Gebet, das mit einem stattlichen Musikstück, dem 123. Psalm, schloß. Der Erzbischof von Canterbury richtete die gewöhnlichen Fragen an das Brautpaar und ließ die Ringe wechseln.

Während darauf wieder gebetet und gesungen wurde, setzten Pagen dem Könige und der Königin und dem neuvermählten Paar einen Becher mit Wein und Konfekt vor. Von Vertretern der fremden Mächte wohnten nur die Gesandten von Frankreich, Holland und Venedig der Feier bei, der spanische ließ sich „wegen Krankheit" und der kaiserliche „wegen wichtiger Verhinderung" entschuldigen. Nach Beendigung der Trauungsceremonien wurde die fürstliche Braut von zwei Jungherren wieder in das Schloß zurückgeführt; vor dem Pfalzgrafen gingen sechs deutsche Trompeter, in rothen Sammet gekleidet, welche mit silbernen Trompeten vor ihm aufbliesen, worauf männiglich die Zuseher anfingen, überlaut zu rufen und Glück zu wünschen.

Nachdem sich die Braut umgekleidet hatte, war Tafel für 26 Personen. Gegen Abend wurde in den Gemächern des Königs getanzt und allerlei Mummenscherz getrieben, „in welchem unter Anderen Milord Hays sein Dapferkeit und hohen Verstand mit Anstellung allerhand Freudenspiel sehen ließ mit künstlichen Inventionen." In dem von ihm verfaßten Festspiel trat Orpheus, „ein überaus stattlicher Harpfenist", auf und bewog Sterne, wilde Thiere und Felsen zum Tanz, bis sich Alles in festlich geschmückte Ritter und Damen verwandelte, die den Tanz im Saale fortsetzten. Nach eingenommener Collation wurden die Vermählten in die Brautkammer geleitet. Nach altem Herkommen wurde vor der Thüre dem Pfalzgrafen von Cavalieren und Damen das Hosenband abgenommen, dann begleitete der König allein das Paar in das Gemach, sprach seinen Segensspruch und entfernte sich. Die ganze Nacht hindurch brannten Freudenfeuer in allen Straßen London's, mit allen Glocken wurde bis Mitternacht geläutet und von Stunde zu Stunde Geschütz abgefeuert, „mit solchem Schall und Brausen, als ob Himmel und Erden in einander fallen wollten."

Am folgenden Tag fand ein Ringelrennen Statt, wobei der König selbst den Anritt that und dreimal das Ringlein holte, Prinz Karl viermal, der Pfalzgraf zweimal. Nach dem Nachtimbiß kamen allerlei Aufzüge vor das Schloß. Sechzig junge Edelleute auf geharnischten Pferden ritten voran, von Mohren als Fackelträgern umgeben. Dann folgten drei Kutschen mit wunderlichen Masken, ebenfalls von Fackelträgern umschwärmt und von Trompetern begleitet, so gar lustig aufbliesen. Da kamen vestalische Jungfrauen, indische Priesterinen, eine Aebtissin aus dem Lande Virginia, wo man noch die Sonne anbetet, eine seltsam fremde Person halb in französischer, halb in Schweizer Kleidung, auf dem Haupt einen goldenen Blasbalg, in der Hand ein paar goldene Sporen, so sich Capriccio nennet, die Göttin Honor und der Gott Plutus. Alle diese Masken haben dann vor dem König und seinen Festgästen seltsam Sprüng gethan und mannigfach Kurzweil fürgebracht.

Am nächsten Tag, dem Fastnachtdienstag, sollte von den Tempelherren ein Aufzug mit vielen Schiffen auf der Themse veranstaltet werden. Als aber die Hochzeitsgäste auf den Festplatz kamen, war hier das Volk massenhaft eingedrungen und ließ sich nicht wegtreiben, so daß die Komödie erst Tags darauf stattfinden konnte.

„In Summa", schließt der offizielle Bericht, „ist in diesem Fest nicht allein zu London (da auch alle Glocken geleutet worden), sondern auch in dem ganzen Land und Königreich nichts unterlaßen worden, was zu Ehr und Lust einer so Fürstlichen Hochzeit dienen möchte."

Nach einem Besuch der Universitäten Canterbury und Oxford, wo er sich immatrikuliren ließ, erbat sich der Pfalzgraf Erlaubniß, seine Gemahlin in die Pfalz führen zu dürfen. Der königliche Hof begleitete das Paar bis Rochester, eine englische Armada bis Antwerpen, dann wurde die Reise bis Worms auf dem Rhein, von hier aus zu Wagen fortgesetzt. Die Königstochter brachte ein zahlreiches Gefolge mit. Der Fourierzettel führt fünf englische Edeljungfrauen auf, außerdem Edelknaben, Lakaien, zwei Mundköche, einen Mundschenk, einen Leibschneider, einen Schuhmacher, einen Kutscher, zwei Stallknechte, Wäscherinen, Mägde 2c. Zu ihrer Reise waren 136 Pferde erforderlich.

In Frankenthal betrat das junge Paar am 4. Juni zum ersten Mal pfälzisches Gebiet. Da war, wie Keylholtz schreibt, mit Verwundernuß zu sehen der ganzen Bürgerschaft tapferes Gemüth,

Fleiß und begierige Bemühung, den Pfalzgrafen und seine königliche Gemahlin zum herrlichsten und zierlichsten zu empfangen. Markt und Straßen waren festlich geschmückt mit Maien und Laub, daß es allenthalben lieblich grün wie ein Wäldlein anzusehen. Ueberdies waren überall hohe Säulen aufgerichtet, um deren Kapitäle sich Schlinggewächse und Kränze rankten, und von einem zum anderen Pilaster zogen sich breite Ehrenfestons. Auf dem Markte waren mehrere Triumphbogen nach der Kunst der Architektur gemacht, mit allerlei Figuren und Inschriften ausgestattet. Auch an Anspielungen auf politische und religiöse Verhältnisse fehlte es nicht. Die größte, einem Altar ähnliche Triumphsäule war von der Zunft errichtet, „die das Arres oder, wie sie es nennen, Seyen machen (Arrasgarn = gefärbtes Wollgarn), ein künstlich Arbeit, die von den Flandrern als den ersten Einwohnern dieses Orts hieher gepflanzt war, da sie durch die spanische Tirannei aus dem Vaterland vertrieben waren."

Die Bürgerschaft war in Kriegsrüstung mit Wehr und Waffen in unterschiedlichen Habit montirt. Außer einem 60 Pferde starken Reitercorps, „einer schönen und zumal lustigen Cumpagnei", gab es ein Römisches, ein Indianisches, ein Türkisches und ein Afrikanisches Fähnlein, „in ihrer altfränkischen Kleidung den Zusehern fremd und derohalben kurzweilig und anmuthig anzuschauen". Achzig Knaben, in grüne Seide gekleidet und mit Schuhen von weißem Leder ausgestattet, bildeten ein eigenes Corps, eine Fahne voran mit der Devise „Aliquando maiora". Sie hatten die Aufgabe, das fürstliche Paar in die Schaffnerei zu geleiten. „Schröklicher Donner" der Geschütze und des Jubelrufs der dichtgedrängten Menge begrüßte es während der Fahrt durch alle Straßen. Es war eine „unzählbare" Wagenreihe. Die Kutsche des Pfalzgrafen Friedrich war an Holzwerk und Rädern roth gefärbt und mit den Wappen von Großbrittanien und der Pfalz geschmückt, das Innere mit vielfarbig Seide und Sammet überzogen. Zunächst folgten die Pfalzgrafen Johann Casimir und Friedrich Casimir, dann die englischen und pfälzischen adeligen Personen zu Pferd und Wagen, mit Trompetern, Lakaien, Reisigen 2c. In der Schaffnerei wurden dem Pfalzgrafen und seiner Gemahlin zwei güldene Becher verehrt. Darauf marschirten alle Compagnien in guter Ordnung und Geschicklichkeit vorbei und „wurden mit Kurzweil und etwa mit Gelächter von den Standespersonen von der Gallerie aus angesehen."

Abends brannten Freudenfeuer in der ganzen Stadt, auf hohen Balken waren brennende Pech- und Oeltonnen aufgestellt, der Kirchthurm mit funkelnden Ampeln überdeckt. „Sie machten die Stadt so lustig, als ob keine Nacht gewesen wäre.“

Den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete der Abend des 5. Juni. Der Rath der Stadt ließ nämlich „dem hochlöblichen Frauenzimmer zu Lust und Gefallen die uralte Histori von der Destruktion und Kriegszerstörung der weltberühmten Stadt Troja repräsentiren, daraus zu sehen, daß Gott der allmächtig auch bei den blinden Heiden den Mißbrauch und Befleckung des Ehestandes und Zerrüttung seiner heiligen Ordnung auch an hohen Potentaten mit verderblicher Zerstörung von Land und Leut und Ausrottung ihrer Posterität ernstlich gestraft hat.“ Auf dem großen Platz war die Stadt Troja aufgebaut, deren hölzerne Mauern mit Kartaunen wohlvertheidigt waren. Die Spekulation hatte sich auch damals schon solcher Schaustellungen bemächtigt. „Die Fenster und Laden mußte man theuer genug kaufen, einen Stand und Aussehens zu haben.“ Bei Dunkelwerden begann das Kriegspiel. Die vier Compagnien, die Tags vorher bei der Empfangsfeier paradirt hatten, vertheidigten die hölzerne Stadt, Wallonische und Niederdeutsche Compagnien führten den Angriff aus. Sie hatten mit keinem schlafenden Feind zu thun. Mehrere Stürme wurden abgeschlagen. Während dessen umkreiste die Reitercompagnie die Kutschen der fürstlichen Personen und schoß fortwährend die Pistolen ab und that sonst Alles, was zur Reiterübung dienen mochte und zur Ergötzung der Spectatoren. Endlich that das herbeigeführte hölzerne Pferd, das 18 Schuh in der Länge maß, seine Schuldigkeit; die im Bauche verborgenen Krieger zündeten die Stadt an allen Ecken an. Zum Valete und Schlaftrunk traten noch zwei Feuerwerkmeister auf und kämpften mit allerlei Raketen und Feuerrädern gegen einander. Bis Mitternacht dauerte das Krachen. „Zog dann Jedermann mit halbvertaubten und rauschenden Ohren, wiewohl Wenigen des Schlafens gelüstete, davon, froh, daß sie alle unbeschädigt davon kommen, welches wir gleich wie ein Wunder geacht.“

Der 6. Juni war ein Sonntag und wurde deßhalb von lärmenden Festlichkeiten abgesehen, doch verehrte der Pfalzgraf den Vertheidigern und Erstürmern Troja's etlich Fuder Weines, womit sie sich gar fröhlich machten.

„Am 7. Tag Junii, dem lieblichen Monat, so billig von uns

diesmal Unio kann geheißen werden, zum Theil wegen der Vereinigung der beiden Königlichen und Churfürstlichen Häuser, vielmehr aber wegen des köstlichen Perleins, so Ihro Churfürstliche Gnaden in dem Königreich Großbrittanien erobert“, wurde die Fahrt nach Heidelberg fortgesetzt.

Bei Ladenburg war ein Feldlager von 200 Zelten für 5000 Soldaten aufgeschlagen, auch 24 Kartaunen und 16 Feldstücke standen hier, welche die Ehrensalven gaben. Hier wurde die Prinzessin von einer großen Zahl fürstlicher Hochzeitsgäste empfangen, der Zug war jetzt schon 2557 Pferde stark. Die Prinzessin fuhr in einem zu Paris verfertigten, mit Perlen überaus reich geschmückten Wagen, der an die 15000 Kronen gekostet haben soll. Während man den Neckar entlang zog, fand auf dem Fluß selbst ein Schifferspiel statt. „Erstlich war gesteckt auf einem eisernen Pfahl ein hölzern Faß, mit Farben gemalet, welches in der Höhe vier Thürnlein und auf jedem Thürnlein ein blaues Fehnlein und in der Mitte des Faßes obersten Boden auch ein Fehnlein hatte und saß in jedem Thürnlein ein Huhn. Solches Faß zu bestreiten und umbzustechen waren geordnet zwelf Nachen, auf jedem Nachen vier Personen mit ihren Spießen, so vornen eisen waren. Dieser wassersüchtigen Ritter Spielleut waren zwei Schalmeier. Und war das Faß also aufgesteckt, daß es, sobald es getroffen ward, herumb lief und sich drehete. Deßhalben gefährlich war, solches recht zu treffen, dann mancher sich selber darüber in das Wasser stieß. Damit aber die wassersüchtigen Ritter, welche zuvor aus Churfürstl. Begnadigung ziemlich in den Weingläsern gestochen, desto mehr Lust zu diesem Wasserkampf hätten, war einem jeden, so ein Reif vom Faß stieße, je ein halber Daler zur Verehrung verordnet. Und wann einer der Thürlein eines traf, daß sich das Thürnlein öffnete, flog ein Huhn heraus. Welches kurzweilig zu sehen und viel lachens verursachte. Ferner war ein großer Humpelnachen etwas beßer oben über dem Kranen in einen Anker gehängt, darauf zween Schnappgalgen aufgericht gewesen, an welchem jeden ein Gans an die Füß hart angebunden aufgehengt, welchen die wassersüchtigen Thurnierer die Häls abreißen sollten. So doch viel Gefahr genommen, dann mancher darüber zeitlich im Neckar gelegen. Damit sie aber des Badens nicht verdrüßig, war einem jeden, so den Hals von der Gans abgerißen, ein halber Daler zum besten geordnet. Und seind gleichwohl bei solchem Schimpf vier Gänsen die Häls

abgerißen worden. Daß also dieses Wasserthurnier nicht ohne Sieg und stattlichen Gewinn, ihren ritterlichen Thaten gemäß, wiewohl mit einem näßen Dank in ziemlicher Feuchtigkeit abgegangen."

Die Neckarbrücke war in einen Garten verwandelt, am Brückenkopf, wo der Schultheiß und der Rath sich aufgestellt hatten, eine große Triumphpforte gebaut. Auch sonst fehlte es nicht an Ehrenbogen mit allegorischen Bildern, Wappen und Reimsprüchen; jede der vier Fakultäten hatte einen stattlichen Bau aufgerichtet, die Ehrenpforte der Juristen trug den ominösen Spruch: „Vorgethan und nachbedacht, Hat Manchen in groß Schad gebracht." Soldaten mit Musqueten oder langen Spießen bildeten Spalier, am Neckar waren auch wieder 63 Feldstück postirt, die ein groß Schießen verbrachten.

Als sich der Zug dem Schlosse näherte, kam die Kurfürstin-Wittwe den Berg herab, „mit ihrem Gefolge in zierlicher Ordnung, eine nach der andern, daß also der Rang währet bis zu der Silberkammer." „Mit was Freuden, herzlichem Umfahen und lieblichem Küssen diese beide Churfürstinen, Mutter und Tochter, einander umbfangen und begrüßet, ist mehr zu gedenken als zu beschreiben." Auch die übrigen fürstlichen Frauen und Fräulein wurden von der Prinzessin geküßt, dem übrigen Frauenzimmer „mit gebührlicher Ehrerbietung ein Gruß angedeutet. Worauf sich Alles in sein verordnet Losament zurückzog."

Am folgenden Tag wurde in allen Kirchen Festgottesdienst abgehalten. In der Schloßkirche hielt der wohlgelehrte Magister Abraham Scultetus die Predigt.

Darnach war große Fürstentafel im Schloß, wobei Grafen und Ritter die Wasserkannen, Gießbecken und Handzwehel reichten. Obenan saß die junge Kurfürstin, neben ihr Lord Lenox als Kommissarius Königlicher Würden aus Großbrittanien, dann war ein Platz ledig für den Vorschneider, dann folgten Ludwig von Wittgenstein, Kurfürst Friedrich, Graf Arondel, Rheingraf Johann Casimir, der Graf von der Insel, Ihrer Königl. Majestät Kommissarius, Markgraf Joachim Ernst von Ansbach, Lord Harvington, Fürst Christian von Anhalt der Aeltere und Herzog Johann Friedrich von Wirtemberg. Zur Linken der jungen Kurfürstin folgten auf einander die Kurfürstin-Wittwe, die Mutter des Herrn Administrators, die Frau Administratorin, die Markgräfin-Wittwe und die Fräulein Christina, Katharina, Karolina, Amalia, Amalia Jacoba und Mag-

dalena Katharina. Hinter jedem Einzelnen standen ein Truchseß und ein Weinmarschalk. „Unter währender Tafel hat man musicirt, die Prinzessin auch mit vielem Gespräch, aber allein und mehrertheils mit den Engelländischen Herren sich ganz fröhlich erzeigt, hingegen haben der junge Herr Pfalzgraf und andere anwesenden fürstlichen Personen wenig Worte verloren, sondern die Tafel allerdings stillschweigend geendet." Den übrigen „fürstlichen und gräflichen Manns- und Weibspersonen wurde ihrem Stand und Ehren gemäß gebührlich durch den Stab beider Marschälke zur andren Tafel verwiesen."

Nach dem Imbiß wurde im gläsernen Saal ein fürstlicher Ehrentanz abgehalten. Darnach zogen vier Trompeter und kurfürstliche Kammerschreiber vor das Schloß, um die Cartells für das auf morgen angesetzte Freirennen zu verlesen; auch in der Stadt fand an verschiedenen Punkten Verlesung Statt.

Inzwischen kamen noch immer Gäste, viele mit großem Gefolge. Nicht bloß die großartigen Schloßräume, auch alle Häuser der Stadt waren überfüllt mit Fremden. Fast alle Mitglieder der Union waren persönlich erschienen oder hatten Stellvertreter geschickt. Joachim Ernst von Ansbach führte allein 411 Pferde mit sich, Pfalzgraf Johann 60, der junge Pfalzgraf Friedrich 30, seine Hofbeamten &c. 102, überdies 72 Kutschen- und 85 Wagenpferde, Herzog Johann Friedrich von Wirtemberg 383, mit je 3 bis 4 Reisigen und Dienern waren wohl gegen hundert Grafen und Edelleute erschienen, ebenso die Amtleute und Vögte der pfälzischen Städte und Abgeordnete größerer Nachbarstädte. Die Lords und Herren aus England führten 477 Pferde mit sich, das übrige Gefolge der Prinzessin 393 Kutschen und Wagenpferde.

Am 9. Juni Mittags 1 Uhr begann im kurfürstlichen Lustgarten außerhalb des Schlosses in der Vor- oder Neustadt das Freirennen, an welchem nur ritterliche Personen Theil nehmen konnten. Für das Frauenzimmer war ein eigenes Lusthaus gebaut, gerade unter der Prinzessin saßen die Herrn Judicirer. Für die englischen Herren und das übrige adelige Gefolge standen ebenfalls Tribünen bereit.

Die Turnierregeln waren die gewöhnlichen. Jeder Kampfgenosse hatte vorher seinen Namen bei den verordneten Maëstri di Campo anzugeben; von diesen wurden auch die Schwerter geprobt und die Turnierspieße vertheilt. Den ersten Dank erhält, wer

seinen Spieß am höchsten, öftesten und am nächsten vor der Haut bricht; den zweiten, den sog. Schwertdank, verdient, wer in seinen gesetzten fünf Ritten zum Schwert die besten Streich vollbringet; den dritten oder Folgdank mit der Lanz, wer seine zwei Spieße am besten und zierlichsten zerbricht; den vierten oder Folgdank mit dem Schwert, wer in der Folge am tapfersten und standhaftesten sich auf der Bahn erweist; der fünfte oder Jungfrauendank wird nach Ermessen des kürfürstlichen, gräflichen und adeligen Frauenzimmers vertheilt; der sechste oder Gesellendank soll demjenigen, der seinem Gegenpart am tapfersten und zierlichsten begegnet, auch sein Pferd am hurtigsten zum Schwert reitet, zugesprochen werden.

32 Ritter meldeten sich zum Kampfspiel. Sie zogen paarweise in die Stechbahn, von Fuß bis zu Kopf gewappnet, einige in ganz güldenen Harnischen, stattliche Federbüsche auf den Helmen, auch Pferd- und Sattelzeug mit Gold und Perlen geschmückt. Zuerst ritten die Herren einzeln gegen einander, dann drei gegen drei, vier gegen vier, zuletzt sechszehn gegen sechszehn, „welches zuletzt wegen Brechen der Spieß als gewaltigem Fechten und ritterlichen Streichen der Schwerter sehr lustig und einem ernstlichen Scharmützel nicht ungleich anzusehen war." Den ersten Dank erhielt der Herzog von Wirtemberg, den Jungfrauendank der Markgraf von Ansbach, den Gesellendank Fürst Christian von Anhalt. Das Turnier währte bis 6 Uhr. Nach dem Nachtimbiß war großes Feuerwerk auf dem Neckar unter des wohlerfahrenen Wolfgang Harnister des Jüngeren von Straßburg Leitung. „Und ist dieses ganzen Werkes Summa aller ausfahrenden, schlagenden und steigenden Feuer gewesen zehntausend fünfzig und neun." Am Ufer standen Trompeter und Pauker, die ohne Unterlaß bliesen und schlugen. „Welches Alles sonderlich von dem kurfürstlichen Schloß als von der Höhe sehr lustig zu sehen und zu hören war." Ein Büchsenmeister wurde von explodirenden Raketen so verbrannt, daß er todt am Platze blieb.

Alles Vorhergegangene übertraf jedoch an phantastischem Gepränge das Ringelstechen, das am 10. Juni auf der gewöhnlichen Rennbahn im Lustgarten stattfand. Zuerst mußten sich die Maintenitoren auf dem Kampfplatz einfinden, um die Spieße und Ringe den Richtern zu präsentiren; sie bildeten bestimmte Maskengruppen und warfen gedruckte Cartells aus, welche die Bedeutung der Masken mit Anspielungen auf das Hochzeitsfest erklärten und die Aven-

turiers aufforderten, um einen gewissen Preis von 10 bis zu 100 Gulden, aber nicht darüber, sich im Ringstechen zu messen. Den ersten Dank sollte abweichend von den gewöhnlichen Regeln derjenige erhalten, der mit der besten und zierlichsten Invention, d. h. im sinnigsten und geschmackvollsten Costüm erscheint; den zweiten, wer nach dieser die artigste Invention auf die Bahn bringt; der dritte oder Zierdank soll dessen sein, der seinen Spieß am zierlichsten führt; den vierten erhält, wer in drei Carrieren den Ring am öftesten wegnimmt; wer nach ihm die meisten Treffer hat, den fünften, endlich der sechste oder Jungfrauendank steht zu Gefallen, Beliebung und Ausschlag des anwesenden hochlöblichen Frauenzimmers.

Der junge Kurfürst selbst erschien als der weitberühmte und streithafte Jason. In seinem Gefolge war der halbe Olymp vertreten. Da fuhr die Göttin Pallas auf einem Drachenwagen, Merkur daneben und der wundersame Chiron, hinter ihnen ritten acht Trompeter mit spitzen Hütlein und in blauen Taffet gekleidet. Dann folgten Juno mit der geflügelten Iris und Neptun auf dem Muschelwagen mit vielen olympischen Männlein und Weiblein. Hoch zu Roß sodann die sechs Ritter, welche dem Jason Lehnstreue geschworen hatten, mit goldenen Spießen und Schildern, türkischen Säbeln und rothen Leibröcken; sie führten mit sich die sechs Ochsen mit ehernen Füßen und die aus den gesäeten Zähnen erwachsenen neun Hauptlaster, die Heuchelei, schwarz gekleidet, mit Rosenkranz und Betbuch, woraus Kartenblätter fielen, die Geilheit, einen Spatzen auf der Hand &c. Auch der Drache und der treulose Pelias, der vor Neid sein eigen Herz frißt, waren bei dem Aufzug nicht vergessen. Zuletzt kam die Argo mit dem in goldener Rüstung prangenden Jason, dem das Orakel im güldenen Mastbaum schmeichelnde Worte zusang: „Zu der Zeit, wann der junge Löwe, von dem alten, edlen Löwen entsprungen, das königliche Lämblein, welches er zu Trotz den schwarzen Seeraben über Meer geholet, mit sich in seine Höhle gebracht und durch sein frohlockendes Brüllen die ganze Erde erschüttert hat, alsdann werden des neuen Jasonis hohe ritterliche Thaten recht angehen und durch dieselben die des Ersten verdunkelt werden, zu großem Aufnehmen des herrlichen Stammes, davon er entsproßen." Das Cartell, das die Knappen Jasons auswarfen, bewies, daß Halbgötter im Selbstlob nicht zurückhalten:

„Jason, ein Ueberwinder der gefährlichsten Abenteuer, ein

glückseliger Eroberer des grössesten Schatzes, des guldenen Flisses, ein Triumphirer über allen Neid und vornehmster Favorit der weisen und streitbaren Palladis, an alle rittermässige und heroische Herzen, die ihm in Tugend nachfolgend gleichmässe Ehre zu erlangen sich bemühen. Der weissagerische guldene Mastbaum, welchen unter andern hohen Heroen die weise und streitbare Pallas mir aus sonderlicher Zuneigung zu desto leichterer Vollbringung meiner Argonautischen Impresa in mein Schiff geschenkt, hat mir zu derselbigen glückliche Endschaft angedeutet, dass bei dieser gegenwärtigen Churfürstlichen Heimfahrt in den Palatinischen Palast ich wieder eben in der Gestalt, wie ich im Triumph in meinem Vaterland und Königreich Thessalia nach erobertem guldenen Fliss und Schatz eingezogen, mich præsentiren und neben zweien den vornehmsten aus meinen drei Gesellen, welche mir in meiner Impresa die grössesste Assistenz erwiesen, ein löbliches Ritterspiel und Ringrennen zu Ehren dem hochlöblichsten Frauenzimmer und der werthen anwesenden Ritterschaft publiciren und halten würde müssen.

Derowegen und dieweil die mir so hoch erfreuliche und längst erwünschte Zeit nunmehr vorhanden, so hab' ich mich auf Befehl und Ordinanz meiner einigen Fürstin und Patronin, der weisen Palladis, mit meinen zwei getreuen Gesellen, welche sie, die Pallas, ihrer Tugend und Treu halben selbst erkoren und darzu würdig geacht, auch mit meinem ganzen und dem Thessalischen triumphirenden Einzug gar ähnlichen Comitat anher begeben, vorhabens neben ihnen wider all und jede Aventurier, so laut des ordinarii Cartells aufziehen und rennen wollen, ritterlich und männlich zu mainteniren: 1) Dass ohne weisen Rath und freudige Unternehmung keine hohe und der meinigen gleiche Impresa könne angefangen, viel weniger ins Werk und zu End gerichtet werden, 2) dass ohne treu und beständige Liebe die Mannheit sich keines glücklichen Sieges zu getrösten, 3) dass eines grossmüthigen Herzens Sieg an sich selber anfahen müsse, 4) dass demselben hernach kein Abenteuer vorkommen kann, die er nicht zu seinem Lob und Ehre zu Ende bringe, 5) dass der hohe Schatz, den ich in der neuen Colchischen Abenteuer erobert, über alle werth sei, 6) dass keiner dieses meines eroberten Schatzes Lob mehr auszubreiten, auch desselben mehr würdig sei und ihn meritire als ich. — Jason. Perseus. Telamon."

Markgraf Joachim Ernst und seine Ritter stellten in einer sehr stattlichen Invention den Aufzug Martis et Veneris dar. Den

Mars repräsentirte der Markgraf selbst, in schönes braunes und vergoldetes Zeug gekleidet, auf einem von braunen Hengsten gezogenen Triumphwagen. Von vier weißen Zeltern gezogen, folgte der Muschelwagen der Venus, die, in grünsilbernem und geblümtem Rock, einen köstlichen Haarbogen auf dem Haupt und ein brennendes Herz in der Hand trug. Nebenher schritten die keusche Penolope, die neun Musen, mit weiß taffetnen Leibröcklein angethan, die Cavalieri der Liebesgöttin, Adonis, Pyramus und Euryalus, mit grünen und weißen Helmbüschen und Schärpen, und viele andere dii minores, Pagen und Reisige.

Als sich auch dieser Zug gegenüber dem Frauenzimmer aufgestellt hatte, kündigte Trompetenruf das Nahen der dritten Gruppe an. Da wandelte heran der Berg Parnassus, darauf Apollo, ganz gülden anzusehen, zur Seite Mond und Sonne auf glänzend weißen Pferden. Dann folgten Pan mit seinen Satyren und Diana mit einer Nymphenschaar, von lustig blasenden Musikanten umgeben. Nun kam das Haupt des Zuges, Johann Friedrich von Wirtemberg als der alte Schwabenkönig Ariovistus, ein gar ansehnlicher Kriegsfürst, eine goldene Krone auf dem Haupte. Die Flüße und Berge Schwabens bildeten den Schluß des Aufzugs.

„Da war so große Pracht und solches Gefunkel von Gold und Waffenzier, daß auf das eigentlich Stechen wohl Niemand viel Acht haben mocht.“

Am nächsten Tage gab es neue Aufzüge. Die Pfalzgrafen Friedrich Casimir und Johann Casimir erschienen als Apollo und Bacchus mit lustigem Gefolge, dann kamen die unüberwindlichen Ritter Cordato, Nolante und Folianto, dann die zugleich schöne und freudige Martis Tochter und der streitbaren Amazonen fürtreffliche Königin Penthesilea, selbst der türkische Kaiser Bajazet führte seine Janitscharen und vermummten Frauen heran. Im achten und letzten Aufzug kam Herr Eberhard von Rappolstein mit seinen Gefährten, „der sein Cartell in Schrift allein den Herren Judicirern übergab und keines auswerfen ließ, derowegen auch dieses Aufzugs Beschreibung unterbleiben muß.“

Den ersten Inventionsdank erhielt Kurfürst Friedrich, im Rennen und Spießführen gewann Christian zu Anhalt den Preis, die meisten Ringe traf Markgraf Joachim Ernst. Während des Ritterspiels kamen auf der Zuschauertribüne ein französischer Edelmann und Hans Schott, des Landmarschalks in der Oberpfalz Sohn,

in Streit. Noch am nämlichen Abend duellirten sie sich vor der Stadt. Als der Schott einen Stich gegen den Franzosen führte, fing dieser mit der Linken, die mit einem ledernen Handschuh geschützt war, den Degen auf und durchstieß dann den Gegner zweimal, so daß er sogleich todt auf dem Platze blieb. „Dem unritterlichen welschen Gauch“ wurde nachgesetzt, doch ohne Erfolg.

Am 12. Juni wurde unter der Leitung des kurfürstlichen Jägermeisters Freiherrn von Fechenbach ein Jagen im Schwetzinger Hardt, „wo so viel hohes Wild gehegt wird, daß man desselb oftmals 300 Stück ansichtig wird“, veranstaltet. Hier errang die englische Prinzessin selbst den ersten Preis, „welche dem Wild dermassen nachgerennet, daß es zu verwundern und in dieser Landesart etwas frembdes zu sehen gewesen.“

Am 13. Juni, einem Sonntag, hat man der christlichen Predigt gewartet. Nach der Tafel fand ein Kübelrennen Statt, wobei die Bräuche und Ceremonien des ritterlichen Ringelstechens travestirt wurden. Hier erschien Don Quixote de la Mancha, der Ritter von der traurigen Gestalt. Er gab ein gedrucktes Cartell aus, worin er „alle umbschweifende Ritter, die das Zipperlein im Gehirn haben und unterm Hütlein nicht wohl verwahrt und der Art und Gewächs der Baronei sind“ zum Kampfe aufruft. Mit ihm rückt sein alter rnd getreuer Sancho Pansa auf den Platz; er will für diesmal einen Kübel aufsetzen statt des Mambrini Goldhelm, „damit dieser durch seinen hellen Schein nit ebenermassen meiner Feinde Augen verblendete, als die triefäugigte Klarheit meiner holdseligen Dulcinea, deren Augen unter den 300 Blinden von Paris am schärffsten sehen, zu verdunkeln und zu verfinstern pflegt.“ Auch er stellt 14 Thesen über die Trefflichkeit des Kübelstechens auf. Schließlich kamen Herr und Knecht selbst in Streit und zerklopften sich mit wuchtigen Streichen die hölzernen Helme.

Den Beschluß der Kampfspiele bildete ein Kopfrennen, indem nach drei aufgesteckten Köpfen mit der Lanze gestochen, mit dem Wurfpfeil geschleudert und zuletzt mit dem Schwerte gestoßen wurde. Weitaus als Gewandtester erwies sich hierbei der fürstlich Anhaltische Stallmeister Jakob von Schlammersdorf.

Tags darauf schickten sich die meisten Gäste zur Heimkehr an und auch die englischen Herren schifften sich auf dem Neckar ein. Die noch länger Verweilenden hörten am 4. Juli in der Universität im Hörsaal der Juristen einen lateinischen Glückwunsch, von

dem edlen und vesten Johann Joachim von Rußdorf verfaßt und von einem studirenden Junker so wohl vorgetragen, daß die fürstlichen Personen, sowie der Rektor und die Professoren dem Redner die Hand gaben. Damit waren die Empfangsfestlichkeiten zu Ende.

„Zu Hof", schließt Keylholz seinen Bericht, „sollen alle Mahlzeiten 500, auf dem Tanzhaus 150, im Commißhaus 40 Tisch gedeckt und in Allem 5500 Personen gespeist worden sein. Täglich gingen 1880 Maltern und 20 Fuder Weines auf."

Die deutsche Kaiseridee seit den Befreiungskriegen.

Das römische Kaiserthum deutscher Nation war erloschen. Die Stiftung des Rheinbundes war nicht die Ursache, sondern nur die letzte bedeutende Erscheinung des unabwendbaren Verfalls. So fruchtlos Trauer über das Ereigniß gewesen wäre, ist es doch für die Zeitverhältnisse bezeichnend, daß weder im Norden noch im Süden eine Klage um die alte Reichsverfassung laut wurde. Ihre Grundlage und Lebensbedingung, das Bewußtsein, ja selbst das dunkle Gefühl der Zusammengehörigkeit war aus den Herzen verschwunden. Die glänzenden Waffenthaten des französischen Kriegsherrn, unter dessen Fahnen die Rheinbundstruppen kämpften, verblendeten die Fürsten, manche Errungenschaften der Revolution die Völker. Sogar die Erinnerung an ein deutsches Reich schien im Augenblick seines Sturzes erloschen. Preußen, das zu spät erkannte, wohin die Baseler Abmachungen führen mußten, erlag beim Versuch, durch eigene Kraft dem Uebermächtigen zu widerstehen, und hatte in den nächsten Jahren mit seiner Neuorganisation vollauf zu thun.

In diesen Reformen aber keimte die Kraft zum Wiederaufbau des deutschen Reiches. „Kein Engländer und kein Franzose," so hatte einst der große Kurfürst seinem Volke zugerufen, „soll über uns Deutsche gebieten, meinen Kindern will ich Degen und Pistolen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten." In diesem Geiste wurde von Stein und Gneisenau die Erziehung des Preußenvolkes geleitet, und dieser Geist, der nicht blos von Berufssoldaten, wie sie unter Napoleon's Führung excellirten, sondern vom ganzen Volke Opfermuth und kriegerische Tüchtigkeit verlangte, machte wieder das Verlangen nach

nationaler Unabhängigkeit frisch auflodern. Auch im Süden hatte man inzwischen die bittere Erfahrung gemacht, daß große Raubvögel zwar mächtige Fittiche, aber auch scharfe Krallen haben. Die Fürsten erkannten, daß sie unter Napoleon's Protektorat sich nur noch wenig von den Präfekten des engeren Frankreich unterschieden, und die Völker mußten zornig mitansehen, wie Tausende von Landeskindern für den Ehrgeiz eines Fremden geopfert wurden. Das Bewußtsein unerträglicher Bedrückung ließ auch die Sachsen und Bayern und Schwaben in den Schaaren York's und Blücher's ihre natürlichen Bundesgenossen wieder erkennen, und an ihrer Seite fechtend wuschen sie den Makel der Verwelschung von ihren Waffen.

Als den deutschen Fahnen der Siegesflug über den Rhein bis in's Herz von Frankreich glücklich gelungen war, gab sich die Volksmeinung freudig der Zuversicht hin, daß die Fürsten, vom mächtigen Wehen des Zeitgeistes erfaßt, eine festere Einigung des gemeinsamen Vaterlandes anstreben würden. Die mannigfaltigsten Pläne wurden dargelegt, wie die Gefahren der Vielherrschaft abzuwenden wären, ohne alterworbene historische Rechte umzustoßen. Viele entschieden sich schon damals für den Föderativstaat, bei weitem die Mehrheit aber vereinigte sich im Ruf: Kaiser und Reich! Was für todt gegolten hatte, war nur im Schlummer gelegen: die Idee, daß die Einheit der deutschen Nation dem Ausland gegenüber durch Nichts geeigneter verkörpert werde, als durch Uebertragung der Kaiserkrone an ein von Allen gewähltes Oberhaupt. Was noch wenige Jahre zuvor den Einen ein Aergerniß, den Andern eine Thorheit schien, war plötzlich die allgemeine Losung für die Patrioten, nur Wenige schämten sich nicht, an selbstgenügsamem Partikularismus festzuhalten. Wiederherstellung des Kaiserthums sei, so hoffte man, gleichbedeutend mit Auferstehen der alten Machtstellung des deutschen Volkes. „Wir leben in einer neuen Zeit“, rief Arndt aus, „wir warten einer neuen Herrlichkeit, wie seit Jahrhunderten nicht gewesen ist.“ In einer Flugschrift: „Was darf Deutschland von seinen Fürsten und Völkern jetzt hoffen?“ wird ebenso dithyrambisch dieser Hoffnung Ausdruck verliehen. „Deutschland, mit Recht das Herz Europa's genannt, indem es laut schlagend vor Sehnsucht nach Licht und im Ringen nach Wahrheit die Ströme der Erkenntniß nach allen Adern hinsendet und wieder sammelt, wird wieder Tage des Glücks und des erneuten Glanzes feiern!“ Auch Oken eiferte laut gegen jene Bequemlichkeitspolitiker,

die immer nur das nächstliegende, egoistische Interesse verfolgen wollen. „Wir müssen nach nichts rufen als nach einem Kaiser“, sagt er in der Nemesis, „nicht nach Verfassungen, nicht nach Eintheilung, nicht nach Handels-, Denk- und Gewissensfreiheit, nicht nach Wegschaffung despotischer Einrichtungen, Studienzwang, Nachdruck, Posterpressung, unerschwinglicher Steuern, nichts nach alledem müssen wir fragen. Mit dem Kaiser ist das Alles gegeben. Wozu Verfassungen entwerfen, wenn man keinen Mittelpunkt hat, von dem sie geltend, mit Macht unterstützt ausgehen können? Das deutsche Volk muß daher keinen Wunsch haben, als den Kaiser. Es muß an nichts denken, nach nichts rufen, seine Landesschmerzen verbeißen, bis ihm dieser Wunsch gewährt ist. Dann lindert sich alles von selbst. Deutschland steht dann wieder mit Rang, mit erstem Rang unter den Staaten der Welt, Deutschland hat dann eine dreimal verbürgte Freiheit, durch Kaiser, Fürsten und Landstände, Deutschland hat dann nur am Meer und an den Alpen Grenzen, nur da Handelssperren, und im Lande giebt es keine Fremde mehr!“

Nur in jener gehobenen Stimmung, in welche man durch die dramatische Entwickelung des Befreiungskampfes versetzt war, in jener patriotischen Begeisterung, die auch den Nüchternen zum Träumer wandelte, konnte man übersehen, wie wenig die thatsächlichen Verhältnisse dazu angethan waren, daß der ideale Volkswille zur That werde.

Der klaffende Dualismus, die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen war ja durch die gemeinsam geschlagenen Schlachten nicht aus der Welt geschafft. Schon diese Klippe genügte, um jene Hoffnungen scheitern zu machen.

Welcher Staat verdient die erste Stelle im Reich? welcher Fürst das höchste Ehrenamt? Diese Frage, unmittelbar zusammenhängend mit dem Volkswunsch nach Erneuung des Kaiserthums, fand nicht in gleicher Weise einstimmige Beantwortung. Die Mehrheit würde sich, wenn es damals zur Wahl gekommen wäre, unzweifelhaft für Oesterreich entschieden haben. Wenn auch der Glanz der Krone Karl's V. in den letzten Jahrhunderten verblichen war, so war doch die Tradition so einflußreich, daß nicht blos der ganze Süden die Wiederaufrichtung des Kaiserthrones durch die Habsburger wünschte und erwartete, sondern auch in vielen Ortschaften Mittel- und Norddeutschlands das Geburtsfest Franz' II. wieder festlich begangen wurde, weil man seine Wahl als vollendete That-

sache betrachtete. Insbesondere das Organ des heißblütigen Görres, der „Rheinische Merkur“, verfocht beredt und begeistert das Programm, das die politische Bedeutung des Liedes: „Es giebt nur eine Kaiserstadt, es giebt nur ein Wien!“ betonte. „Im Süden des Reiches sei Oesterreich die Mitte und bei ihm die Obhut, im Norden herrsche Preußen, Nord und Süd vereinige sich in der höheren Idee der Kaiserwürde! Diese soll aber, wie seit Jahrhunderten, durch Fürsten aus dem Hause Habsburg besetzt bleiben, dagegen soll Oesterreich selbst einen anderen Erzherzog an der Spitze haben.“

Auch Arndt war damit einverstanden, daß die Kaiserwürde bei Oesterreich verbleibe, aber die Sonderstellung im Reich, die er Preußen eingeräumt wissen will, weist schon darauf hin, von welcher Seite die Erfüllung des Kaiserplanes gefährdet sei. Ein Staat, der noch vor wenigen Jahren einen Friedrich den Großen zum Regenten hatte, der auch am großen Nationalwerk der Befreiung den Löwenantheil beanspruchen durfte, konnte nicht mehr in eine zweite Rangstufe in Deutschland eingewiesen werden, und alle Vorschläge, wie ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, waren Seifenblasen.

Dazu kam, daß noch ein Dritter auf den Rangstreit der beiden Mächtigeren mit scheelen Augen blickte, mißtrauisch gegen beide auf Wahrung der Souveränetät bedacht und stets bereit, die kleineren deutschen Staaten zum Schutz der alten „deutschen Freiheit“ um sich zu sammeln, Bayern, das den gewandten und ehrgeizigen Montgelas am Steuerruder hatte.

Vom Kampf der Meinungen und Wünsche bezüglich der Neugestaltung des Reichs und der Besetzung des kaiserlichen Thrones giebt ein von Görres verfaßter Dialog: „Der Kaiser und das Reich“ ein anschauliches Bild. Der Repräsentant Bayerns erhebt am lautesten seine Stimme gegen ein Wiederhervorgraben der alten todten Kaiserwürde, denn wer gebe Gewähr, daß der Kaiser sich in den Schranken des wehrlosen Buchstabens eines Vertrags oder einer Verfassung halten werde? Gegen diese Selbstsucht, wie gegen die Eifersucht der Vertreter Oesterreichs und Preußens richtet nun Görres schneidige Worte, die seine innere Erregtheit verrathen. Die „kaiserlose“ Zeit ist ihm die Epoche der Verwilderung, des Siechthums Deutschlands; das Kaiserthum allein bedeute Gesundheit und Kraft. An Dante's Hand möge sich die Gegenwart zum Verständniß jener erhabensten Periode deutscher Geschichte der Kaiser-

zeit wieder emporarbeiten. „Jede Gemeinde muß verderben, worin mehrere herrschen wollen, und so auch das Reich, und wenn die Gattung zu einem Zwecke strebt, muß sie auch einen Regenten haben, und dies ist der Kaiser. Denn die Ordnung der Theile zum Ganzen ist besser und höher als die Ordnung der Theile unter sich, weil die letztere allein ist um der ersteren willen.“ Die Kaiserwürde allein könne die tiefe Kluft zwischen den beiden deutschen Großmächten überbrücken. „Zwar erkenne ich es als ein Unglück, daß im Reich zwei Mächte stark geworden sind; aber es gehört zur Geschichte, und in dieser wird es gewiß einst klar werden, warum Preußen aus einem so kleinen Anfang, unter dem Widerstreben der übrigen Welt, so groß geworden, daß es nach wenigen Jahren sich neben den Kaiser stellen konnte. Darum wird Preußen sicherlich nicht nach der höchsten Ehre streben, aber die nächste Ehre nach des Kaisers Ehre gebührt ihm ohne Zweifel . . . . So ist es geordnet durch die Vorsicht des Geistes, der die Welt regiert, daß die deutschen Völkerschaften, sofern sie einander entfremdet sein mögen, nicht lassen können von einander. Oesterreich kann des Reiches nicht entbehren, und dieses ist seiner bedürftig; Preußen ist durch seinen Bestand an beide gewiesen und diese können wieder nicht ohne dasselbe bestehen . . . Der eherne Ring, in den Deutschland geschlagen ist, sei unsere Einigkeit und unsere Liebe zum gemeinen Vaterlande und sein Bild sei die Kaiserkrone, die fortan Habsburg mit Ehren trage.“

Wie kühl und nüchtern dagegen wurde die Kaiseridee von den Lenkern der Geschicke Europa's, die sich auf dem Parket der Wiener Hofburg bewegten, aufgenommen und verhandelt. Nur die kleineren Fürsten und diese nur, weil sie davon Schutz ihrer eigenen Herrschaft erwarteten, griffen den Plan ernstlich auf. Führer ihrer Bestrebungen war der niederländische Gesandte von Gagern, der mit vielen hervorragenden Politikern deshalb in Verbindung trat. Endlich wurde von 29 deutschen Fürsten, worunter auch Hannover, dem Congreß eine Note übergeben, die ein gemeinsames Oberhaupt für die deutsche Nation forderte, welches „dem von den Ständen des Bundes gemeinsam Beschlossenen die unverbrüchliche Vollziehung sichere, die Säumigen oder Weigernden ohne Unterschied mit erforderlichem Nachdruck zur Erfüllung des Bundesvertrags anhalte, der Bundesjustiz schnelle und vollkommene Folge verschaffe, die Kriegsmacht des Bundes leite, und so im Innern wie gegen

Außen allen Staaten desselben, auch dem mächtigsten, als Beschützer und Repräsentant der deutschen Nation sich darstelle." Bei den Vertretern der fremden Mächte stieß der Plan auf getheilte Ansichten. Namentlich der russische Minister Capodistria, der später bei der Erhebung Griechenlands eine so bedeutsame Rolle spielte, trat als energischer Anwalt für die Kaiseridee auf und erklärte: eine feste Einigung Deutschlands sei ein Friedensbedürfniß für ganz Europa, ein geeinigtes Deutschland die einzige sichere Grundlage des europäischen Gleichgewichts. Genügende Festigkeit der Verfassung, führt er in seiner an Kaiser Alexander gerichteten Denkschrift aus, könne nur durch ein Oberhaupt gegeben werden. Es sei daher rathsam und den Wünschen der Deutschen entsprechend, Oesterreich diese Würde mit den nöthigen Vorrechten zu übertragen. Oesterreich erhalte durch die deutsche Krone kein Uebergewicht für den Angriff, sondern nur eine erhaltende und vertheidigende Macht.

Kaiser Alexander schenkte diesen Vorstellungen in der That Gehör und knüpfte mit Oesterreich und Preußen Unterhandlungen an. Sie führten zu einem Ergebniß, das auf den ersten Blick überraschen könnte: Oesterreich selbst zeigte durchaus nicht große Lust, die deutsche Kaiserkrone, die für die Habsburger nur eine drückende Last gewesen sei, wieder zu übernehmen. Andrerseits sprach sich Preußen, da es selbst zum Sturz Napoleon's die bedeutendsten Anstrengungen gemacht habe, entschieden gegen jede Art von Unterordnung aus. Nicht Stein war der Träger dieser eifersüchtigen Politik. Obwohl Preuße mit ganzer Seele, hielt er doch den Gedanken der deutschen Einheit so hoch, daß er den Ansprüchen Oesterreichs an eine Hegemonie den Vorrang zugestehen wollte, falls nur wirklich dadurch eine festere Centralisation ermöglicht wäre. Dagegen waren Hardenberg und Humboldt ausgesprochene Gegner der österreichischen Candidatur. Wo die Macht, erklärten sie, da sei auch die Krone; der Staat, der allein eine wirkliche Stütze des deutschen Landes sein könne und mit dessen Interessen unlösbar verflochten sei, könne sich nicht einem anderen unterwerfen, der stets seine Pflichten gegen Deutschland den eigenen, in Italien und Ungarn und Polen wurzelnden Interessen hintangesetzt habe. Mithin war die Befürchtung wohlbegründet, daß der preußische Staat die Erinnerung an die durch den Befreiungskampf begründete, unabhängige Machtstellung, selbst wenn er sich auch vorübergehend opferwillig unterordnen würde, nicht vergessen und seinen Einfluß, der

ihm kraft des Gesetzes der Schwere in der Politik im Norden immer gesichert war, früher oder später so gebrauchen würde, daß dem Reichsoberhaupt gefährliche Schwierigkeiten erwachsen müßten. Mehr noch erregte eine andere Besorgniß in Metternich, dem allmächtigen Leiter des österreichischen Staatswesens, Widerwillen gegen die Kaiserwürde. Wäre Oesterreich an die Spitze Deutschlands getreten, so hätte kaum vermieden werden können, einige freiheitliche Institutionen in die neue Reichsverfassung aufzunehmen. Auch wäre die Gefahr nahe gelegen, daß bei einer engeren Verbindung der österreichischen mit den deutschen, namentlich den vormaligen Rheinbundstaaten, ihre im Sinne Metternich's revolutionären Einrichtungen auch auf die österreichischen Kronländer gefährlichen Einfluß gewonnen hätten. Diese Gründe genügten, um Kaiser Franz zu einem förmlichen Verzicht auf die in Aussicht gestellte Würde zu bewegen. Um die öffentliche Meinung kümmerte sich auf dem Congreß Niemand, und die Veröffentlichung der Bundesacte setzte auch der standhaftesten Hoffnung auf Repristinirung des alten Reichs ein Ende.

Wie wenig die neue Bundesverfassung den Volkswünschen entsprach, wird düster von Varnhagen geschildert. „Für Oesterreich und Preußen," sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, „war der Bund eine auswärtige, das Volk so gut wie gar nicht berührende Angelegenheit; Bayern und die übrigen ehemals rheinbündischen Staaten befürchteten eine Beschränkung ihrer theuer erworbenen Souveränetät; Sachsen und Hannover, ersteres durch Verlust, letzteres durch zu geringen Gewinn mürrisch, zeigten keine besondere Neigung zum raschen Fortschreiten; die kleinsten Bundesglieder wußten noch nicht, ob der Bundestag ihre Selbständigkeit aufheben werde oder befestigen, die Mediatisirten sahen schon, daß ihren Ansprüchen der Boden nicht günstig sei, und eben so war die katholische Partei schon überzeugt, daß die Wünsche und Strebungen ihrer Kirche hier nie durchdringen würden. Daß der Bundestag nicht dazu da sei, die Sache des Volks und der Freiheit, der gemeinsamen Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes zu fördern, diese Ueberzeugung war allgemein verbreitet und leider nur zu sehr begründet."

Rasch verflog alle nationale Begeisterung. Die einzelnen Regierungen setzten selbst alle Hebel in Bewegung, um sich gegenseitig in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Die in Bayern erscheinende officiöse „Allemannia" verhöhnte Alles, was vom ge-

fürchteten und gehaßten Preußen geschehen war und geschah, und norddeutsche Publicisten verloren sich in nicht minder maßlose Anschuldigungen und Gehässigkeiten. Die preußische Regierung gab, indem sie ganz in metternichsches Fahrwasser einlenkte, selbst zu erkennen, daß sie die deutsch-nationale Sache als verloren betrachte, und der Patriot mußte sich abwenden von Staatsmännern, die Schmalz' Denunciation des Tugendbundes des Lobes und Lohnes würdigten. Allenthalben geschah Alles, um Beschäftigung des Volkes mit vaterländischen Fragen zu verhindern, die Theilnahme an politischem Leben zu unterdrücken. Rasch vergaß man, daß gerade die allgemeine politische Regsamkeit der Haupthebel bei dem Befreiungswerk war, daß die eifrigste Thätigkeit der Regierungen den überraschend glücklichen Erfolg nicht erzielt hätte, wenn nicht das Aufleben des nationalen Gedankens in allen Gauen und Gemeinden den Bürger zur thatkräftigen Mitwirkung aufgerufen hätte. Freilich verirrten sich jetzt die Ansichten mancher, die noch für staatliche und nationale Fragen Interesse zeigten, auf falsche und gefährliche Bahnen, aber auch solche Uebertreibungen waren des ihnen zu Grunde liegenden nationalen Gedankens wegen nicht so strafbar, als die Furcht vor dem Gespenst der Revolution damals annehmen ließ. Von solchen Verirrungen und Verfolgungen gilt das freimüthige Wort, das Kottwitz in Kleist's Prinz von Homburg dem großen Kurfürsten entgegenhält:

> „Kurzsicht'ge Staatskunst, die um eines Falles willen,
> Wo die Empfindung sich verderblich zeigte,
> Zehn andere vergißt im Lauf der Dinge,
> Wo die Empfindung einzig retten kann!"

Das von Karlsbad ausgegangene Quos ego brachte endlich alle nationalen Wünsche zum Schweigen. Bekanntlich läßt man in Karlsbad allerlei Gegenstände mit Sinter, der vom Strudel angesetzt wird, überziehen, um sie als Curiositäten zu verkaufen. Solche Eisrinde umzog auch nach den Karlsbader Beschlüssen das politische Leben Deutschlands. Wenn es vorher in der Presse oft zügellos hergegangen war wie in Dorfschenken bei der Kirchweih, so erscheint sie von dieser Zeit an in der frommen Gestalt einer Betgenossenschaft. St. Pierre's ewiger Friede schien gekommen, aber mit ihm kein goldenes Zeitalter. Jetzt galt als höchste Weisheit, sich nur um Gewinn und Verlust an äußerem Wohlstand zu bekümmern, das Brot als Hauptsache, das politische Wort als gefährlichen

Artikel zu betrachten. Die Modeliteratur spiegelt getreu die Zeitstimmung. Es ist begreiflich, daß die Kaiseridee von einer Generation, die für Clauren schwärmte, nicht erfaßt, geschweige denn in's Leben gerufen werden konnte.

Auf solche Windstille mußten Stürme folgen. Die Bewegung der Dreißiger Jahre war jedoch von jener früheren gründlich verschieden. Unter der Einwirkung der Julirevolution in Paris hielten in Deutschland nur noch Wenige am Gedanken einer nationalen Einigung fest. Die meisten „Sprecher des Volks" waren mehr oder minder offene Bewunderer jener chimärischen Gleichheit der Neufranken von 1793. Man schwärmte für Völkerlenz und Völkerverbrüderung, der nationale Gedanke war in den Hintergrund gedrängt, wenn auch die Gründung eines neuen deutschen Reichs in einige Programme geheimer Gesellschaften aufgenommen war. Der Frankfurter Putsch beweist, wie wenig jene Vorkämpfer, die den Baum fällen wollten, um die Früchte abzupflücken, auf die nächstliegenden Gebote der Klugheit achteten, — beweist, daß positive Resultate von den verschwommenen Bestrebungen der Hambacher Wallfahrer nie erzielt worden wären.

Doch fehlte es auch in dieser Periode nicht an Politikern, denen eine Fortentwickelung des politischen Lebens in Deutschland am Herzen lag, ohne veilchenblaue Umsturzpläne zu schmieden oder Pariser Blousenmänner und polnische Sensenträger zu Hülfe zu rufen.

In keinem deutschen Staate wurde trotz der idiokratischen Neigungen Ludwig's I. von der Regierung so gewissenhaft die Verfassung geachtet, als in Bayern. Dies macht erklärlich, daß auch die Vorstellung, das bayrische Volk sei Deutschlands aufgespartes Kapital und habe den Beruf, die deutsche Frage zum Abschluß zu bringen, Anhänger gewinnen konnte. Als Ernst Münch 1831 die bayrische Regierung heftig angriff, traten Rotteck's politische „Annalen", das Organ der süddeutschen Liberalen, energisch für König Ludwig ein. Bayerns Katholicismus bewahre seine Reinheit ohne Verfolgungsgeist, der Protestantismus sei hier nicht minder geachtet und geschützt, das Ministerium Zentner und Armansperg finde an Bürgerfreundlichkeit und Weltblick kaum seines Gleichen in Deutschland. „Sollte einst der Gedanke einer Dictatur für Deutschland ins Werk treten, so würde Bayern als rein deutscher Staat die rein deutsche Aufgabe am freiesten lösen." Wenn Klüpfel

daran die Bemerkung fügt, man habe in der nächsten Umgebung König Ludwig's ernstlich den Plan verfolgt, von Bayern aus die politische Einheit Deutschlands in's Werk zu setzen und den König zum deutschen Kaiser zu erheben, ja General Raglowich habe bereits einen militärischen Plan für diesen Zweck entworfen, so darf die Glaubwürdigkeit dieser Angabe billig in Zweifel gezogen werden. Am Münchener Hofe hatte sich damals schon der Systemwechsel vollzogen, der die Annahme, der König habe mit Hülfe des Liberalismus Anhang gewinnen wollen, von vornherein ausschließt.

Im Gegensatz zu Rotteck's Organ, das die Regierung Preußens ihrer reaktionären Tendenz wegen mit maßlosem Hohn und Tadel verfolgte, stellte Pfizer in seinem Briefwechsel zweier Deutscher als Grundprincip auf, nur eine Einheit Deutschlands mit der Vormacht Preußen könne ernsthaft in Betracht gezogen werden. Zum ersten Mal wurden von diesem Publicisten bei politischen Meditationen die thatsächlichen Verhältnisse genügend gewürdigt: nicht das Wünschenswerthe, sondern das Erreichbare hieß er anstreben. Oesterreich, ein mächtiger Staat für sich, habe seit Jahrhunderten seinen politischen Beruf darin gesehen, der Träger des Conservativen und wohl auch des Reaktionären zu sein; eine solche Macht könne nie die Grundlage eines verjüngten Deutschland sein, das, um seine frühere Machtstellung zu gewinnen, nicht gegen den Strom der Ereignisse sich stemmen, sondern frischen Muthes sich forttragen lassen müsse. Dazu könne nur Preußen, der junge Staat Friedrich's des Großen, ein Stützpunkt werden, ein Kern, um den sich die übrigen Stämme gruppirten. Doch nicht eine Militärdiktatur, sondern nur konstitutionelle Entwickelung könne den Weg zum Protektorat bahnen. Mit illusorischer Föderativverfassung sei nicht zu helfen. Zu einer wahren Föderativverfassung, sei es nun ein Bund von Fürsten oder von Völkern, gehöre Gleichheit der Macht und der Interessen. So lange diese Bedingungen nicht erfüllbar, bleibe keine andere Wahl übrig, als zwischen freiwilliger, gegen Mißbrauch der Gewalt so viel als möglich vorsichtiger Unterordnung unter eine überlegene Größe oder beständigem Zwiespalt, Bürgerkrieg und fremder Vergewaltigung. „Will also Deutschland irgend eine politische Bedeutung gewinnen, so muß es den ersten Weg einschlagen und müssen sich die Fürsten zur Anerkennung eines Supremats wenigstens in den auswärtigen Verhältnissen verstehen. Ein Bundesstaat ist das Rechte aber nur dann, wenn eine zwingende Gewalt

und die Mittel zur Vollstreckung des nationalen Gesammtwillens vorhanden. Das Verhältniß der Bundesstaaten muß vor Allem so geordnet sein, daß es nicht in der Willkür des Einzelnen steht, ob er für die gemeinschaftliche Sache mitwirken oder sich davon lossagen und mit Fremden verbünden will."

Während Pfizer nur im Allgemeinen von einer „Hegemonie" Preußens spricht, citirt ein 1832 erschienenes Schriftchen: „De l'unité germanique ou de la régéneration de l'Allemagne" unmittelbar die Kaiseridee und fordert für die Hollenzollern die erbliche Kaiserkrone. Die übrigen deutschen Fürsten sollen eine erste Kammer, die Stände aller Staaten ein Reichsparlament bilden. Aber abgesehen davon, daß die Rivalität der beiden deutschen Großmächte noch eben so wie zu Zeiten des Wiener Congresses fortdauerte, war man noch nirgendwo weniger gesonnen, um nationaler Ehrenstellen und Interessen willen die von allen diesen Publicisten verlangten freiheitlichen Zugeständnisse zu machen, als in Preußen.

Das Jahr 1840 blieb nicht ohne wohlthätige Einwirkung auf die Fortentwicklung des deutschen Einigungsgedankens. Als ein Krieg mit dem westlichen Nachbar drohend in Aussicht stand, regte sich wieder in Preußen das deutsche Gewissen, und auch in Süddeutschland wurde der Aufschwung des Nationalgefühls von den Regierungen begünstigt. Man that einige Schritte, um wenigstens für die Wehrverfassung eine einheitliche Form zu finden. Sobald aber die äußere Gefahr verschwunden war, verschwanden auch diese Aeußerungen guten Willens, und das Ministerium Eichhorn wie das Ministerium Abel erschracken vor den Gefahren eines Weges, auf welchen einst die streng bestraften Mitglieder demokratischer Vereine hingewiesen hatten.

Doch die Sehnsucht nach einer innigeren Gemeinschaft der deutschen Stämme wollte trotz alledem nicht erlöschen. Das Vereinswesen, das in Deutschland eine Ausbildung erhielt, wie bei keinem anderen Volke, und sich trotz aller Störungen und Hindernisse fortpflanzte und behauptete, hütete treu den Einheitsgedanken, so daß dieser, als die durch ganz Europa eilende Bewegung des Jahres 1848 auch Deutschland erfaßte, mit einer Kraft und Einhelligkeit auftrat, die nach der Stagnation der Vorjahre geradezu wunderbar erscheint.

In rasch wechselndem Wellenschlag tauchten seit den Märztagen, die alle politischen Kräfte zu fieberhafter Anspannung aufregten,

die mannigfaltigsten Theorien und Systeme auf, alle eine nationale Wiedergeburt Deutschlands bezweckend.

Den Bemühungen Radowitz' gelang es zu erwirken, daß Friedrich Wilhelm IV. selbst in das berühmte Patent vom 18. März die weitreichendsten Verheißungen, die eine kräftige Neugestaltung Deutschlands als Ziel der preußischen Politik aufstellten, einfügte. Sie fanden aber nicht die erwartete freudige Anerkennung. Einerseits befürchtete man, der König rede eine Sprache, die nicht in Wahrheit die seinige, andrerseits waren ausgedehnte Volkskreise auf den Abweg radikaler Selbstüberschätzung gerathen und lebten des Glaubens, man könne mit Siebenmeilenstiefeln leicht über alle etwa von den Regierungen in den Weg gelegten Hindernisse hinwegsetzen. Gab man ja doch den Landesfürsten nicht selten unverblümt zu verstehen, nur ihr freiwilliger oder unfreiwilliger Verzicht auf irdische Ehren könne den „Genius des Vaterlandes wieder erwecken." Vielleicht wäre diese Epoche eifrigster politischer Thätigkeit nicht so ganz ohne positive Resultate geblieben, wenn nicht auch ehrliches Entgegenkommen der Regierungen in Reformfragen auf übermüthige Ueberforderungen einer radikalen Opposition gestoßen wäre. Als das deutsche Volk zur Wahl einer Vertretung schritt, wurde von Vielen schon dem Wahlakt selbst eine oppositionelle Bedeutung beigemessen, man wollte deshalb den Vertrauensmännern eine souveräne Macht eingeräumt wissen, die ihnen von den regierenden Gewalten nicht ruhig überlassen werden konnte. Nur volles Einverständniß von Fürsten und Volk konnte dem nationalen Verfassungswerk eine befriedigende Lösung sichern, — statt dessen sah man hier und dort jedes Zugeständniß als Verlust an und glaubte nur durch Schwächung des Andern die eigene Kraft zu stärken.

Schon in der Vorberathung der Delegirten, die der Bundesversammlung beigegeben waren, tauchte wieder die Kaiseridee auf Der von ihnen ausgearbeitete Entwurf, im Wesentlichen ein Werk Dahlmann's, stellte das Postulat „Erbliches Reichsoberhaupt" an die Spitze. Schon in diesem engeren Ausschusse waren aber Meinungsdifferenzen zu Tage getreten. Als vollends die weit auseinander weichenden Parteiinteressen im Parlamente selbst zahlreichere und heftigere Vertreter fanden, war an eine friedliche und allseitig befriedigende Lösung der Frage nicht mehr zu denken.

Nichts ist so charakteristisch für die Entwickelung oder vielmehr Nichtentwickelung des deutschen Staatslebens in den Bundestags-

zeiten als die originelle Thatsache, daß eine für ein habsburgisches Kaiserthum eintretende Schrift, die zur Zeit des Wiener Congresses erschienen war: „Bedarf Deutschland einen Kaiser?“ im Jahr 1848 wörtlich wieder abgedruckt wurde, weil man annehmen konnte, daß die deutsche Frage wieder völlig auf jenem Standpunkt angelangt sei.

Anfänglich war bei Eröffnung der constituirenden Nationalversammlung, an die sich so große Hoffnungen knüpften, die Stimmung für Oesterreich günstig. Friedrich Wilhelm war im Süden nicht populär, vor allem war die Confessionsfrage immer noch von allergrößter Bedeutung. Auch der Vorschlag tauchte auf, die Krone sollte den Monarchen Oesterreichs und Preußens wechselweise übertragen werden. Eisenmann dagegen, der von der bayerischen Staatsregierung als Hochverräther so lange Jahre in strenger Haft gehalten worden war, trat für den Prinzipat des Königs von Bayern auf, aber auch dieser Vorschlag fand principielle Gegner an den eifersüchtigen Vertretern anderer Mittelstaaten. Ein Wahlkaiserthum, an keinen Staat und keine Dynastie geknüpft, genügte den Monarchisten nicht, und jede Opposition fand Bundesgenossenschaft an den besonders vor Hecker's Putsch einflußreichen Freunden republikanischer Verfassung.

Obwohl Heinrich von Gagern, der den Vorschlag zur Wahl eines Reichsverwesers an die Versammlung brachte, persönlich kein Anhänger einer österreichischen Hegemonie war, so kann man doch in der mit großer Stimmenmehrheit vollzogenen Wahl des österreichischen Erzherzogs eine Kundgebung alter Sympathien für das durch die Tradition mit der Kaiserkrone in engste Verbindung gesetzte Erzhaus erblicken. Gerade der Kaiserstaat wollte aber am wenigsten die Freundschaft der „revolutionären“ Versammlung suchen. Die Hinrichtung des Abgesandten des Nationalkonvents zeigte noch eindringlicher als der von Preußen ohne Beachtung der neuen Reichsverweserschaft abgeschlossene Malmöer Waffenstillstand, daß die Konstituante auf Unterstützung jener Mächte, die allein dazu im Stande waren, nicht zählen durfte, — was konnte da die Zustimmung der kleineren und kleinsten Staaten nützen! Auch das diplomatisch kurz abgefaßte Programm Schwarzenberg's, das die Stellung Oesterreichs zu Deutschland charakterisirte, konnte den Einfluß der Freunde Oesterreichs im Parlament nicht verstärken. Damals sprach Beckerath das Wort aus, das seitdem der nationalen Bewegung den Weg wies: „Das Warten auf Oesterreich ist der

Tod der deutschen Einheit!“ Obwohl nun auch die preußische Regierung kaum minder schroff jede Einmischung der Frankfurter Gewalten ablehnte, wies doch eine weniger durch Zahl als durch Bedeutung ihrer Anhänger einflußreiche Partei, die nicht wie die radikale Linke über dem Schelten auf Berliner Junker und Manteuffeleien völlig der Zukunft vergaß, fort und fort auf den deutschen Beruf Preußens und Uebertragung der Centralgewalt an diesen Staat. Ein geistreich redigirtes Organ, die „Deutsche Zeitung“, unterstützte ihr Programm. Dessenungeachtet drang es nicht durch, als die Oberhauptsfrage zum ersten Mal zur Abstimmung gelangte. Als aber die preußische Regierung wenigstens einen Schritt zur Annäherung machte und Geneigtheit zu erkennen gab, für die Anerkennung des zu wählenden Oberhauptes einzutreten, erstarkte jene Fraction so überraschend, daß Welker's Antrag, es möge die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen übertragen werden, bei der Fortsetzung der Berathung am 28. März mit Stimmenmehrheit angenommen wurde.

Wie weit man aber noch von der ersehnten Einigung und Einheit war, beweist schon die Thatsache, daß sich fast die Hälfte der Wähler, Oesterreicher und Bayern, sowie die Ultra's in kirchlicher und politischer Richtung der Wahl entzogen hatten. Nichtsdestoweniger wurde die Kaiserbotschaft im größeren Theil der deutschen Lande lebhaft begrüßt, und die Stimmen jener Männer, die schon lange nach einem Wiederaufbau des deutschen Reiches gerufen hatten, begleiteten die Abgeordneten, die dem Erben der Königskrone Friedrich's des Großen die Kaiserkrone der Ottonen boten, mit hoffnungsvollen Friedenswünschen.

Doch konnte dieser Patriotismus Wiederhall in der Königsburg an der Spree finden?

Damals, als Friedrich Wilhelm IV. auf dem Balkon des Berliner Schlosses erschien, mochte es den Anschein haben, als wolle er der Leiter jener Bewegung werden, die ganz Deutschland ergriffen hatte, aber der natürliche Gegensatz hohenzollernscher Tradition und der Frankfurter Principien war nicht zu überbrücken. Als Bunsen in begeisterten Worten dem König darzulegen suchte, daß durch die Macht populärer Sympathien die Eifersucht Oesterreichs, der Widerwille der mittleren Staaten und die Opposition der Katholiken zu überwinden seien und das alte Kaiserthum auf diesem Wege an Preußen übergehen könne, antwortete Friedrich Wilhelm (13. De-

cember 1848): „Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird, nach der heiligen Oelung „von Gottes Gnaden" macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht und den Letzten immer der alten Reihe gesellt. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch, Gott Lob, nicht bösesten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die Niemand gestohlen worden ist, zu tragen?" In diesen Worten spricht sich schon deutlich aus, welche Antwort der Vorkämpfer der loyalen Gewalten den Frankfurter Abgeordneten geben mußte.

Ueber die Beweggründe und Erwägungen, die ihn zur Ablehnung vermochten, sprach er sich einem befreundeten Fürsten gegenüber noch ausführlicher aus. „Der Bescheid mußte höflich, würdig und klar seyn. So beurtheilt ihn die große Menge des Publikums, gebe Gott, daß ‚mes bons frères' auf den Thronen ihn auch so beurtheilen. Der Kern des Bescheides ist der: Von Euch in Frankfurt nehm' ich nichts an, weil Ihr kein Recht etwas zu biethen habt. Das mache ich mit den rechtmäßigen höchsten Obrigkeiten Teutschlands ab. Die haben jetzt mit mir und — wo irgend möglich — auch mit Oesterreich das Werk der Verfassungsvereinbarung mit der Paulskirche vorzunehmen und die Frage über die künftige Central-Gewalt wird dann und dort ihre natürliche Lösung finden. In diesem Sinne sind alle Erklärungen und Noten vom und seit dem 3. April zu beurtheilen. Was ich aber selbst hinzugefügt habe, ist bey weitem die Hauptsache. Das ist die Idée, daß die gekrönten Häupter und Fürsten Teutschlands mir die ‚provisorische' Centralgewalt übertragen möchten.

Hierin liegt nach meiner heiligsten Ueberzeugung das Ende der Revoluzions-Herrschaft und der Beginn des siegreichen Kampfes mit der Revoluzion von 48 selbst. Sobald ich diese fürstliche Ernennung habe, bin ich der Commißar der rechtmäßigen Obrigkeiten, der Erzherzog ist dagegen der Commißar der Souverainetät der Nazionalversammlung, folglich der Revoluzion. Mit dem Augenblick meiner Bevollmächtigung durch die rechtmäßigen Souveraine steht die Obrigkeit Teutschlands da, wo dieselbe seit einem Jahre nicht mehr war, das heißt: Oben! Mit demselben Augenblick tritt die Wendung der Dinge ein. Die Unterhandlung über die Vereinbarung mit Frankfurt ist, wie mit einem Zauberschlag, eine wesentlich andere. Die Könige und Fürsten, einen und zwar einen Mächtigen aus ihnen durch ihre freye Wahl provisorisch an ihrer Spitze, unterhandeln mit ihren in der Paulskirche versammelten, von ihnen zu Verfassungs-Vorschlägen autorisierten Unterthanen. Bis zu dem Moment stand die Paulskirche de facto oben und ist in ihrem übrigens ganz natürlichen Hoheitsschwindel so weit gegangen, daß sie ihren Fürsten und Obrigkeiten 1) eine Verfassung, 2) einen Kaiser octroyiren will. Durch das neue Verhältniß wendet sich das Blatt. Wir vereinbaren von unsren Thronen aus, nehmen an, was annehmbar, verwerfen, was verworfen werden muß, und — reißen alle Stricke — befehlen ‚als Obrigkeit'."

Ebenso geht aus den Briefen an Bunsen hervor, daß die deutsche Krone oder, wie sich der König anderwärts vorsichtiger ausdrückt, die Statthalterschaft das Ziel seiner Wünsche. „Als Statthalter der Könige und Fürsten kann ich helfen," fährt er fort, „darüber ist Oesterreich leider und zum eignen Schaden blind! Bis jetzt hatt' ich 16 Stimmen zur Statthalterschaft, die Würtembergische dazu macht 17. Noch 3 königliche Stimmen dazu, wären 20, also mehr als die Hälfte aller teutschen Fürstenstimmen. . . . Doch stille von schönen Träumen, vom geretteten Teutschland! Bey der Umgestaltung der Bundesverhältnisse müssen drei Dinge auf's Allerschärffste in's Auge gefaßt werden: 1) Die Wahrung der Souverainetät der Könige und Fürsten, 2) die Sicherheit des neuen Baues, 3) die wirklich gerechten Forderungen der Edleren des teutschen Volkes: Einheit, Macht und Geltung in Europa!" Man sieht, der König war ebenso fest gesonnen, unter keinen Umständen der Bundesgenosse der Revolution zu werden, als überzeugt, daß für die deutsche Sache Etwas geschehen müsse, daß die in

Frankfurt besprochenen Reformideen nicht wieder im Sande verlaufen dürften, daß eine stärkere Centralgewalt ebenso Bedürfniß der Zeit wie der Nation. Reorganisation Deutschlands unter der Führung Preußens, diesen Gedanken hielt er fest, obwohl er die von unberechtigter Seite zugedachte Führerrolle abgelehnt hatte. Trotz seiner historischen Anschauung, daß dem Hause Oesterreich die erste Stelle in Deutschland gebühre, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß Oesterreichs Politik fort und fort nach anderen, als nach deutschen Gesichtspunkten geleitet werde. Deshalb befreundete er sich mit dem Gedanken, eine neue Macht zu gründen, welche die deutsche Nationalität reiner und rücksichtsloser repräsentire. Aber auch dieser Plan scheiterte am Widerstande der deutschen Fürsten, die keinen Titel ihrer Souveränetät opfern wollten und deshalb lieber auf den Wunsch Oesterreichs eingingen, Alles beim Alten zu lassen.

Welche Stütze hätte aber das neue Reichsoberhaupt gegen die Regierungen an den Ton angebenden Führern des Volkes gehabt? Die Zerfahrenheit in der Paulskirche nach Bekanntwerden der ablehnenden Antwort des preußischen Monarchen beweist, daß auf Willensäußerungen und Wahlergebnisse einer inmitten allgemeiner Verwirrung berufenen und aus so grell kontrastirenden Elementen zusammengesetzten Volksvertretung mit Recht kein großes Gewicht gelegt worden war.

Mit der Auflösung des Parlaments war auch die Kaiseridee wieder zu Grabe gelegt. Man gewöhnte sich mehr und mehr an den trostlosen Gedanken, eine festere Einigung des gesammten Deutschlands sei überhaupt nicht möglich, vielleicht nicht einmal wünschenswerth. Gerade den wenigen Politikern, die an der Einheitsidee festhielten und für die Misère des Bundestages offene Augen hatten, galt die Kaiseridee mehr als ein Aergerniß, denn als ein anzustrebendes Ziel.

Da wurde das Ungeahnte Ereigniß! Es erschien der schon von Hans Sachs und Mascheroch ersehnte Staatsmann, der durch seine Willenskraft die Schlaffheit des Volksgeistes und der staatlichen Formen überwand.

Seit 1813 hatten Deutschlands Politiker vergeblich versucht, den Dualismus zu versöhnen, der sogar jede festere bundesstaatliche Einigung verhinderte, immer deutlicher zeigte sich, daß dies frommer Wunsch bleiben werde. In einem Zeitraum von fünfzig Jahren

hatte Oesterreich nichts gethan, um seine deutsche Stellung zu befestigen und die deutschen Gesammtinteressen zu fördern. In dieser Unterlassung lag schon eine Cession auf die nationale Führung, die Preußen berechtigte, die Einigungsmission zu übernehmen. Doch war der deutschen Frage keine friedliche Lösung beschieden: ein Zweikampf zwischen den beiden Hauptmächten mußte die endgültige Entscheidung herbeiführen. Als die eisernen Würfel fielen, zeigte sich, daß Oesterreichs Entwickelung nicht gleichen Schritt gehalten mit der des jugendlich kräftigeren Nebenbuhlers. Damit war die Frage der Führerschaft erledigt, die Hohenzollern haben sie ruhmvoll erstritten, und der deutsche Patriot kann sich der Konsequenz dieser Thatsache nicht entziehen. Nachdem der geniale Leiter des preußischen Staates die Schöpfung eines Bundesstaates, der in Wahrheit diesen Namen verdiente, für den deutschen Norden durchgesetzt, war der Beitritt Süddeutschlands, das nur durch eine willkürlich angenommene Schranke von jenem festen Staatskörper getrennt war, nur noch eine Frage der Zeit.

Er wurde beschleunigt durch den Versuch des eifersüchtigen Nachbarn, die deutsche Entwickelung zu stören, und, — was Pfizer einst für unmöglich erklärt hatte — die deutschen Fürsten zeigten sich im Jahre 1870 als Träger der nationalen Idee.

Auf diese Weise ward nun doch erfüllt, was durch die Weigerung Friedrich Wilhelm's IV. für immer aufgegeben schien: die Kaiserwürde kam an's Hohenzollernhaus.

Eine überraschende Thatsache, wenn man beachtet, daß nach den Frankfurter Parlamentstagen gerade die Vertheidiger einer preußischen Spitze jede Anknüpfung an die deutsche Kaiserzeit zurückwiesen und darauf hindeuteten, daß die staatliche Entwickelung des französischen und des englischen Volkes uns gerade deshalb überflügelte, weil ihre Kraft auf das Königthum, nicht auf das Kaiserthum gerichtet war. Aber nicht eine romantische Laune rief die geschichtlichen Namen „Kaiser und Reich“ wieder wach, sondern unter den gegebenen Verhältnissen war das Kaiserthum die einzig mögliche Form der Centralisirung. Wie einst unter Otto I. war durch gemeinsam vollführte Kriegsthaten die Idee der Einheit neu gestärkt. Nichtsdestoweniger aber hat sich der Sonderungstrieb nicht mit einem Zauberschlage verflüchtigt, weil er im deutschen Volkscharakter wurzelt. Auch jetzt ist für die Bürger der einzelnen Staaten Erhaltung und Bedeutung der Dynastien eine Herzenssorge. Die

neue Bundesverfassung gewährt Schonung ihrer Interessen und schafft dennoch einen Bund, dessen feste Gliederung ihn dem Auslande als einen durch Einheit starken Staat erscheinen läßt. Als Krönung des Einigungswerkes bot sich von selbst das Kaiserthum.

Wir knüpfen nur scheinbar an die Tradition an, aber gerade diese Umgestaltung ermuthigt zur Zuversicht auf Bestand und Stärke der neuen Schöpfung. Die Mißgriffe des römischen Kaiserthums deutscher Nation können keine Wiederholung finden. Der deutsche Kaiser wird nicht mehr den Anspruch erheben, das Haupt der ganzen Christenheit zu sein. Ein theokratischer Charakter dieser Würde, wie er den Ottonen vorschwebte, wird von einem protestantischen Kaiser nie betont werden können.

Nach den Freiheitskriegen, als das religiöse Element in Literatur und Kunst ungewöhnlich erstarkt war, wurzelte auch noch die Kaiseridee in der Romantik. Der Kaiser sollte wieder, so hoffte Görres, als Schutzherr der Kirche, als weltliches Schwert des Herrn das neu aufzurichtende Gebäude der europäischen Verfassung krönen. Dies ist nicht mehr die Auffassung unserer Tage. Die Gegenwart erkennt im Kaiser nur das Oberhaupt der deutschen Nation, das sich durch Zurückeroberung der geraubten Reichsländer Elsaß und Lothringen als „Mehrer" bewährte, dessen Aufgabe und Ziel aber keineswegs Ausdehnung des Reichs auf außerdeutsches Gebiet ist, sondern Sicherung des Friedens und der Völkerharmonie. Ein Imperialismus wie in Frankreich wird in Deutschland nicht möglich sein. In der Geschichte der Hohenzollern wird selbst der Gegner dieser Dynastie den Hang zum Abenteuerlichen und Phantastischen nicht finden können. Sie werden auch ferner trotz der veränderten Machtstellung nicht den Stolz hegen, an der Spitze der Civilisation, das heißt, der civilisirten Völker schreiten zu wollen und karolingischen Plänen nachzujagen. Leider läßt die heutige Lage Europa's nicht hoffen, daß die Pforten des Janustempels in der nächsten Zeit auf lange Dauer geschlossen werden, aber wir dürfen wenigstens freudig die Thatsache begrüßen, daß nicht wie ehedem der verderbliche Keim so vieler männermordenden Kriege in der Zerfahrenheit und Zersplitterung Deutschlands zu suchen sein wird.

Marschall Wrede.

Es gehörte bis in die jüngste Zeit zum patriotischen Ton, den bayerischen Heerführer zu verunglimpfen. Aber gerade bei den heftigsten Gegnern des „Tilly der Napoleonischen Aera" waren die Stärke der „nationalen Gesinnung" und die Kenntniß der Kriegsgeschichte nicht proportional. Man wollte für Wrede das wohlberechtigte Wort Karl's von Clausewitz nicht gelten lassen: „Was die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen betrifft, so hat diese oft eine unüberwindliche äußere Schwierigkeit, daß man nämlich die wahren Ursachen gar nicht kennt. In keinem Verhältnisse des Lebens kommt dieß so häufig vor als im Kriege, wo die Ereignisse selten vollständig bekannt werden, und noch weniger die Motive, die von den Handelnden entweder absichtlich verhehlt werden oder, wenn sie sehr vorübergehend und zufällig waren, auch für die Geschichte verloren gehen können." Jenen gehässigen Anklägern gegenüber kommt dem neuesten Biografen Wrede's, Heilmann, die Beherrschung der militärischen Disciplinen außerordentlich zu statten. Indem er aber aus Ueberzeugung Wrede's Anwalt wird, ahmt er keineswegs die Verfasser so mancher „Ehrenrettung" nach, welche — um mit Tacitus zu sprechen — „mehr hadern als fechten." Er schildert den Menschen und die Ereignisse mit ruhigster Objectivität und wirkt durch nüchterne, dennoch anschauliche Darstellung zur Berichtigung der irregeleiteten öffentlichen Meinung mehr, als er durch heißblütige Beredsamkeit vermöchte.

Wrede war kein großer Stratege, aber ein tüchtiger, umsichtiger, immer tapferer General, der vollkommene General, wie ihn der schöpferische Feldherr zur Ausführung seiner Pläne braucht. Daß ihn das Schicksal jahrelang an den Siegeswagen Napoleon's

kettete, ist zu beklagen; allein der Herrschaft und dem Einfluß dieses „eminent praktischen Genius“ sind — mehr oder minder — alle Zeitgenossen unterworfen gewesen. Heilmann erbringt unwiderleglich den Beweis, daß Wrede, trotz seiner Schwächen und Mängel, als Soldat wie als Staatsbürger eines Ehrenplatzes für immer werth ist in der Ruhmeshalle deutscher Männer.

Einem ursprünglich westfälischen Freiherrngeschlecht entstammt, verbrachte Karl Philipp von Wrede, der jüngste Sohn des kurpfälzischen Regierungsraths und Landschreibers Ferdinand Joseph von Wrede, seine Jugendzeit in Heidelberg. Aus seinen Studentenjahren hören wir nur, daß er ein Freund aller „noblen Passionen“ war und als Schütze, Fechter und Reiter es den wildesten Renommisten der Alma mater zu Heidelberg zuvorthat. Allein seine nach Ausbruch des Revolutionskriegs an den Fürstbischof von Speier gerichteten Briefe, worin er sich freimüthig über die politische Lage und mancherlei in Staat und Heer hervortretende Mängel ausspricht, liefern den Beweis, daß der inzwischen zum Assessor am kurfürstlichen Oberamt zu Heidelberg beförderte junge Mann mit klaren Augen in die Welt blickte und über Scheibenstand und Fechtboden ernsteres Studium nicht versäumt hatte. Als Civilcommissär nahm er am ganzen Feldzug Theil, und die schlimmen Erfahrungen, die er damals im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig machte, übten den ungünstigsten Einfluß auf seine Ansichten über preußisches Heerwesen, sowie über die Stellung Preußens zum Reich — die Nachwirkung verräth noch manches ungerechte Wort aus weit späterer Zeit.

Inmitten des Kriegslärms gerieth er in Conflict mit dem Mannheimer Hofgericht. Die Episode ist charakteristisch für Wrede's herrische Soldatennatur.

Gemeinsam mit anderen Collegen hatte er in einem pfälzischen Städtchen Abrechnungsgeschäfte zu besorgen, als plötzlich der Schreckensruf: „Die Franzosen kommen!“ Bürgerschaft und Commission in Allarm brachte. Während nun die Uebrigen rasch ihre Akten und Effekten zusammenpackten, begab sich Wrede zu den österreichischen Vorposten und beobachtete den Verlauf des Gefechts, bis der Rückzug der Oesterreicher auch ihn nöthigte, in das Städtchen heimzukehren und seine Effekten zu holen. Er sah sich jedoch unangenehm überrascht, da sich trotz allen Suchens einige Quittungen, die er der Mannheimer Finanzkammer hätte vorlegen sollen,

nicht auffinden ließen. Umsonst gab Kurfürst Karl Theodor den Wunsch zu erkennen, die im Kriegstumult leicht entschuldbare Sache möge unterdrückt werden; das Hofgericht wollte sich den interessanten Fall nicht entgehen lassen und lud den fahrlässigen Beamten vor, damit er in feierlicher Sitzung das über ihn verhängte Urtheil vernehme. Da brachte gerade am verhängnißvollen Morgen die Post ein Paket, das die vermißten Papiere enthielt, dazu die Entschuldigung eines Collegen, der die Quittungen mit seinen Effekten eingepackt hatte. Mit den Beweisen seiner Schuldlosigkeit ausgerüstet, eilt Wrede in die Sitzung und wirft ohne weiteres die Quittungen und den Brief und Hut und Stock dazu auf den Tisch der Herren Richter. So übermüthiges Gebahren zog natürlich neue Untersuchung wegen Amtsehrenbeleidigung nach sich, und nur des Kurfürsten Gnade bewahrte ihn vor schwerer Strafe. Schon längst der Thätigkeit im Civilstaatsdienst überdrüssig, griff er freudig zu, als er im Sommer 1799 bei Wiederausbruch des Krieges den Auftrag, ein Freiwilligencorps in der Rheinpfalz zu organisiren, und zugleich das Patent eines wirklichen Obersten erhielt.

Damals arbeitete gerade Max Joseph an Neugestaltung und Organisation des bayerischen Heerwesens. Ihm war die Armee kein Zeitvertreib, das Officiercorps nicht bloß Staffage für Hoffeste, ihm galt ein wohlgeschultes und wohlgerüstetes Heer als kräftigste Stütze des Thrones. Nicht nach idealen oder vielmehr phantastischen Faktoren, wie sie das „Rumford'sche System" unter Karl Theodor's Regierung verfolgt hatte, sondern nach praktischen Gesichtspunkten wurden Reformen durchgeführt, mit deren Gelingen auch Wrede's Name verknüpft ist. Es war keineswegs eine leichte Aufgabe, aus so heterogenen Bestandtheilen, wie sie Anfangs in der bayerischen Armee zusammentraten, einen einheitlichen Heereskörper zu schaffen. Die übernommenen Truppen aus den neuerworbenen Gebieten waren ja so recht Prototypen jener „Reichsarmee", die seit dem Tode des großen Eugen den Spott Europa's herausgefordert hatte. „Der Zucht vollständig entwöhnt" — so charakterisirt M. v. Ditfurth jene Contingente — „gefiel es ihnen gar nicht, daß sie nunmehr als bayerische Soldaten strenge Kriegszucht halten und täglich exerciren oder manövriren sollten. Sie dachten mit Wehmuth der guten Zeiten, wo noch bei jedem Schilderhaus eine Sitzbank vorhanden und es ihnen unverwehrt war, ein dampfen-

des Thonpfeifchen im Munde, die Langeweile des Postensitzens durch Strumpfstricken, Korbflechten u. dgl. sich zu vertreiben. Auch war den aus den neuerworbenen Landestheilen ausgehobenen Soldaten die neue Unterthanenpflicht höchst widerwärtig, da sie an die Werbung mit ihrem Handgeld gewohnt waren. Ein großer Theil der übernommenen Officiere trug zur Ergänzung dieses jammervollen Bildes bei. So erhielt u. a. das Depot des 2. leichten Bataillons Ditfurth einige Officiere zugewiesen, Männer von sehr gewöhnlichem Schlage, körperlich und geistig zum Dienst ungeeignet. Es ist buchstäblich wahr, daß einige dieser Herren sich nicht entblödeten, eigenhändig den vor ihrer Wohnung gelegenen Straßentheil zu kehren und in Uniform mit einem Korb am Arm auf den Marktplatz zu wandern, von wo sie mit eingekauftem Gemüse und lebendem Federvieh heimkehrten. Es waren eben Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher." Aus solchen Elementen ein tüchtiges Kriegsheer zu schaffen, bedurfte es der äußersten Energie und Thatkraft; aber das Schwierige gelang, nach wenigen Jahren standen unter bayerischer Fahne Truppen, welche der große Kriegslehrmeister häufig des Lobes würdigte.

Auch Wrede's Brigade hatte anfänglich an Falstaff's Recruten erinnert, aber mit unermüdlichem Eifer arbeitete der Führer an ihrer Ausbildung so lange, bis sie endlich das Prädikat Kriegstüchtig verdiente und sogar bei dem Rückzug der kaiserlichen Truppen nach Ulm gegen die sieggewohnten Sansculotten gute Dienste leistete. Auch in der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden focht die Brigade mit. Obwohl die Bayern hier, wie im Verlaufe des ganzen Feldzugs, an der Seite der Oesterreicher ihre Schuldigkeit gethan hatten, fanden sie doch nur lauen Dank am kaiserlichen Hof, ja im Hauptquartier wurden sogar beleidigende Anschuldigungen laut. Ueberdieß tauchte immer wieder das Gerücht von Annectirungsplänen auf, denen Bayern zum Opfer fallen sollte. Auf der anderen Seite dagegen winkten Waffenruhm und Kriegsbeute. Unter solchen Umständen konnte das bayerische Kabinet der lockenden Versuchung nicht widerstehen, und bald nach dem Tage von Hohenlinden trat jene Wandlung in der bayerischen Politik ein, die in der Allianz mit Frankreich ihren Abschluß fand. Der für das deutsche Reich so verhängnißvolle Systemwechsel wurde anfänglich gerade in den militärischen Kreisen Bayerns auf's Freudigste begrüßt, und auch Wrede war unbedingt der Rheinbundidee zu-

gethan und wünschte politische und militärische Anlehnung an Frankreich.

Für die Entwicklung des bayerischen Heerwesens war nun allerdings die neue Bundesgenossenschaft von vortheilhaftestem Einfluß. Napoleon duldete auch an seinen Freunden keine Lässigkeit, und die Schule des Kriegs rief rasch wieder die angebornen kriegerischen Anlagen der Bayern wach.

Was vermochte ein General Mack gegen eine mit allen Hülfsmitteln und Kenntnissen der neuen Zeit ausgestattete Armee unter einem von so vielen tüchtigen Generalen unterstützten Napoleon! Wrede befehligte im Feldzug von 1805 die Avantgarde. Sein Name wurde im neuen Vaterlande Bayern rasch populär, als es ihm glückte die Landeshauptstadt München von den ungebetenen österreichischen Gästen zu befreien. Am glänzenden Erfolg bei Austerlitz hatte er keinen Antheil, erwarb sich aber ein bescheidenes Verdienst durch das glückliche Gefecht bei Iglau. Nach dem Friedensschluß konnte Wrede als schönste Trophäe zahlreiche Fahnen und Geschütze, welche die Oesterreicher in früheren Kriegen in Bayern erbeutet hatten, in die Heimat zurückbringen.

Dagegen knüpften sich an den Feldzug in Preußen im Jahre 1806 Gerüchte, die Wrede's Namen in gehässigstem Licht erscheinen ließen. Auf Grund von Aeußerungen Stein's behauptete E. M. Arndt in einem 1858 veröffentlichten Memoirenfragment: Wrede habe „ganz nach französischer Marschallsweise" bei seinem Abzug aus dem Schloß Oels in Schlesien den herzoglichen Silberschatz zu seinem Feldgepäck legen lassen. Die Anschuldigung war nicht zu beweisen; durch das Assisengericht zu Zweibrücken wurde denn auch Arndt „wegen Verbreitung falscher böslicher Anklagen" zu Geld- und Freiheitsstrafe verurtheilt. Ein solches Erkenntniß unabhängiger deutscher Richter gilt doch sonst in aller Welt als Rechtfertigung des Angeschuldigten. Nichtsdestoweniger ging die skandalöse Notiz auch in die späteren Auflagen der Arndt'schen Schrift und andere Geschichtswerke über. Auch im ersten Bande von Treitschke's Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert ist die Behauptung wiederholt, im zweiten nimmt jedoch der Verfasser die Anschuldigung zurück. Durch Nachforschung an Ort und Stelle konnte er zur Gewißheit erheben, was schon früher durch Erhard und Heilmann nachzuweisen versucht worden, daß die gegen Wrede erhobene Anklage durchaus falsch. Im Dezember 1806, in den Tagen,

da ein Theil des Silberzeugs und der Schimmelzug des Herzogs von Braunschweig gestohlen wurde, wohnten Prinz Jerome Napoleon und General Lefevre im Schlosse; nach ihnen war niemals mehr ein bayerischer General dort einquartiert. Speziell Wrede lag damals noch krank in Augsburg und traf erst am 26. März 1807 in Breslau ein. Es kann demnach Arndt zu seiner so zuversichtlich vertheidigten Erzählung nur durch ein leichtfertig hingeworfenes Wort Stein's ermuthigt worden sein. In Kriegszeiten fehlt es ja nie an derartigen Gerüchten, und es ist eine bekannte Thatsache, daß sich Stein auch sonst durch seine Abneigung gegen alle Rheinbündelei zu manchem bedenklichen Schritt hinreißen ließ; ein dunkles Blatt in der Geschichte des großen Mannes ist sein Verhältniß zu dem notorischen Schwindler und Betrüger Grafen Raisach, den er als literarischen Handlanger gegen Montgelas gebrauchte und dessen Auslieferung an Bayern er — wie die Akten beweisen — durch kaum zu rechtfertigende Mittel zu hintertreiben suchte.

In ähnlichem Sinne, wie Stein gegen seinen Reisebegleiter Arndt, sprach sich schon während des Krieges der schwedische Gesandte in Wien, von Düben, über die Kriegführung der Bayern im Allgemeinen in einer für seinen Hof bestimmten Depesche aus. Das Schreiben wurde aufgefangen und kam in Wrede's Hände. Sofort erließ er in Zeitungen einen Aufruf an die schlesischen Behörden: sie möchten sich offen darüber aussprechen, ob sich die Bayern irgendwelche Verletzungen der völkerrechtlichen Pflichten zu Schulden kommen ließen, und eben so öffentlich erklärte er den Gesandten, falls er nicht den Beweis seiner Behauptungen antreten könne, für einen Lügner und Verleumder. Düben antwortete mit einer Herausforderung, Wrede nahm sie an, und das Duell fand nach Beendigung des Feldzugs zu Simbach statt. Düben fehlte, die Pistole Wrede's versagte zweimal, worauf die Secundanten dem Kampf ein Ende machten. Aus den im Münchener Reichsarchiv verwahrten Memoiren des ehedem in bayerischen Diensten verwendeten Generals Clerembault wird übrigens ersichtlich, daß die öffentliche Meinung über Wrede's Benehmen in dieser Angelegenheit wenigstens getheilt war. Der ehrgeizige Wrede habe, so urtheilt der vielleicht nicht unparteiische Standesgenosse, den ganzen Handel nur deßhalb in die Oeffentlichkeit gezerrt, um die schmeichelhaften Briefe, die

Napoleon und Max Joseph an ihn gerichtet hatten, in weitesten Kreisen bekannt zu machen.

Die Ereignisse des Jahres 1809 beriefen den bayerischen General wiederholt zu heißer Kriegsarbeit. Die Unterordnung unter das Commando eines französischen Marschalls dünkte ihm schon damals unerträglich, und nur der milden Vermittelung des allbeliebten Königs gelang es, die zwischen dem bayerischen Divisionär und der französischen Kriegsleitung bestehende Spannung zu entlasten. In den siegreichen Kämpfen an Inn und Abens gab Wrede wiederholt Beweise persönlicher Bravour. Nur seinem geschickten Eingreifen in das Gefecht bei St. Veit dankten es die Bayern, daß sie sich aus höchst gefährlicher Lage retten konnten. Seine Division wurde dann anfänglich zur Theilnahme an den Operationen der Hauptarmee in Innerösterreich ausersehen, bald aber zurückgerufen, um an der Unterwerfung des aufständischen Tirol mitzuwirken. Die Erstürmung des Strubpasses war das erste blutige Wagestück. Noch schwerere Verluste brachte der Marsch durch das Gebirgsland, das von den schießkundigen Bauern mit aller Zähigkeit ihres Stammescharakters Schritt für Schritt vertheidigt wurde. Sogar Weiber und Kinder betheiligten sich am Kampfe, die Aufständischen hatten alle Vortheile des Terrains für sich, die Angreifenden wurden durch Anstrengung und Gefahr zu rasender Wuth gereizt. So erklärt sich, daß der von Natur gutmüthige bayerische Soldat in Tirol unmenschlich hauste und Wrede's Name den Tirolern in's Ohr klang wie der Schall der Todtenglocke. Noch heute nennt ihn der Tiroler mit ähnlicher Empfindung, wie der Pfälzer den französischen Mordbrenner Melac; allein der Historiker darf daran erinnern, daß in Tirol durch außergewöhnliche Kriegsverhältnisse auch außergewöhnliche Vorkommnisse wenigstens theilweise entschuldigt werden. Wrede selbst that, was er konnte, um der Brutalität seiner Leute zu steuern. Die österreichischen Truppen wurden bei Wörgl geschlagen; leider zog ein letzter Widerstandsversuch der Flüchtigen bei Schwaz die grauenvolle Zerstörung des blühenden Städtchens nach sich. Major Theimer, einer der populärsten Bauernführer, bat Wrede um eine Unterredung und erbot sich, falls er von Bayern eine seinem Rang entsprechende Pension erhalte, seine Landsleute zur Waffenstreckung zu bewegen. Tirol schien unterworfen, als Wrede unter dem Geläute aller Glocken festlichen Einzug in Innsbruck hielt, wobei er jedoch dem theatralischen Jubel

der Bevölkerung mit barscher Rede ein Ende setzte: das Vivatrufen möchten sie nur einstellen, da es ihnen doch nicht vom Herzen komme. Ruhe und Ordnung schienen hergestellt, aber es war nur Windstille vor dem Sturm. Kaum war, wie es in Speckbacher's Proclamation heißt, „die Hauptmasse der feindlichen Armee mit dem Würgengel Freden" abgezogen, loderte der Aufstand auf's Neue empor. Im Hauptquartier hatte man gar keine Ahnung von den Gefahren und der Bedeutung des Tiroler Kampfes, denn nur so läßt sich erklären, daß gerade der „Teufel von Blaurock," dessen gefürchteter Name vielleicht das Bergvolk im Zaum gehalten hätte, auf einen anderen Kriegsschauplatz gerufen wurde.

Wrede erhielt Befehl, mit seiner Division möglichst rasch bei Wien einzutreffen. Der Ehrgeizige brannte ohnedem vor Begierde, rechtzeitig zu kommen, um an den Lorbeeren des Entscheidungskampfes Antheil zu gewinnen. In nicht ganz vier Tagen zog seine Abtheilung von Linz nach Wien: einer der schnellsten Märsche, welche die Kriegsgeschichte kennt. Die Bayern kamen denn auch gerade noch recht zur Schlacht bei Wagram. Als Wrede den Kanonendonner hörte, gerieth er in Besorgniß, er werde auf längere Zeit zu Unthätigkeit verurtheilt sein; er schickte also Boten über Boten an Napoleon mit der dringlichen Bitte um Verwendung zum Angriff. „Wird ihm schon wieder der Kopf heiß?" brauste der Kaiser auf. Endlich ließ er den ungeduldig Harrenden zu sich berufen. Er saß, als der bayerische General eintraf, finster vor sich hinbrütend, am Wachtfeuer auf einer Bärendecke; in einiger Entfernung standen die Marschälle. Nach einer Weile erhob sich Napoleon, grüßte den General und fragte ihn nun, Arm in Arm mit ihm auf- und niedergehend, anscheinend ganz heiter und sorglos, um alle möglichen Einzelheiten des Marsches nach Wien. Dann zog er sich auf seinen Sitz zurück, fort und fort vollkommene Ruhe heuchelnd, während das Zucken seiner Mienen von furchtbarer Erregtheit zeugte. Todesstille herrschte im Kreise, nur von Zeit zu Zeit murmelte der Kaiser: „General Wrede, sind Sie da?" Vergebens wartete dieser Stunde für Stunde auf Ordre zum Aufbruch und Angriff. Endlich wagte er, Napoleon daran zu erinnern. „Gut, Sie werden Befehl erhalten," erwiederte dieser, verfiel aber sofort wieder in sein früheres Grübeln. Mitternacht war längst vorüber, als Wrede endlich die nöthige Weisung erhielt; der Morgen graute, als er bei seiner Division wieder eintraf. Vorerst

blieb ihr jedoch nur ein Platz hinter den Garden angewiesen. „Jetzt sollen Sie mich nur manövriren sehen," sagte Napoleon, „und daß ich die Schlacht schon gewonnen habe." Als jedoch wider Vermuthen Macdonald in gefährliches Gedränge kam, wandte sich der Kaiser an Wrede: „Jetzt gebe ich Sie frei! Sie sehen die bedenkliche Lage Macdonald's. Marschiren Sie, retten Sie das Corps, greifen Sie den Feind an, thun Sie, was Ihnen gut dünkt!" Der Befehl wurde vollzogen, Macdonald's Abtheilung befreit. Wrede selbst erhielt bei der Aufstellung der bayerischen Batterien einen Streifschuß und mußte sich aus der Gefechtslinie zurückziehen; für ihn übernahm General Minucci das Commando. „Er soll commandiren wie Wrede," ließ ihm Napoleon sagen, „dann wird auch er mein ganzes Vertrauen genießen." Wrede's Verdienste um das Gelingen des wichtigen Entscheidungskampfes wurden durch Verleihung einiger Herrschaften als Mannslehen des französischen Reiches und durch Erhebung zum französischen Reichsgrafen belohnt.

Während des Aufenthalts Wrede's im französischen Hauptquartier hatte sich der Aufstand über ganz Tirol verbreitet, und der zur Unterwerfung der Rebellen abgeordnete Marschall Lefebvre hatte die bittere Erfahrung machen müssen, daß er die Wehrkraft eines „Volkes in Waffen" arg unterschätzt habe. Die französischen und bayerischen Colonnen stießen allerorten auf furchtbare Hindernisse. Mit der Niederlage am Berg Isel war Lefebvre's Schicksal entschieden, Napoleons Adler hatten die schimpflichste Demüthigung erlitten. Dem Unfrieden über diese Wendung machte der Kaiser in einem Schreiben an Wrede Luft, das die heftigsten Klagen über die gelockerte Kriegszucht der Bayern und insbesondere über Kronprinz Ludwig enthält, der über dem Hader mit dem Marschall Lefebvre die wichtigsten Pflichten vernachlässige. „Bei der Armee gibt es keinen Prinzen. Er mag Grund haben, sich über den Herzog von Danzig zu beklagen, aber dieß hat nichts gemein mit der Waffenehre: diese erforderte, gegen den Feind zu rücken, wenn er zum Schimpf für ihre Fahne die Bayern bis zu den Wällen von Salzburg zurücktrieb. Ich wollte an Ihre Armee einen Aufruf richten, allein dieser wäre in der Geschichte lebendig geblieben. Ich zog daher vor, an Sie zu schreiben, da ich Ihr Talent und Ihren Muth schätze. Reden Sie mit Ihren Kameraden und wirken Sie dahin, daß Sie sich keine Schande machen. Mit Wenn und Aber möge

man mir nicht kommen: ich bin ein alter Soldat. Man muß siegen oder sterben. . . ." Dieses merkwürdige Schreiben war bisher nur aus C. H. v. Langs Memoiren bekannt, der davon „durch eine bedeutende Hand" Kenntniß erhalten haben will. Da es in der so sorgfältig gesammelten Correspondance de Napoleon I. fehlt, lag die Vermuthung nahe, daß Lang sich durch ein apokryphes Schriftstück täuschen ließ, und ich selbst gab in meiner Abhandlung über die Memoiren des Ritter von Lang diesem Verdacht Ausdruck. Es wurde mir jedoch vor Kurzem aus dem Ellinger Familienarchiv das echte Originalschreiben Napoleon's vorgelegt, sowie das Concept der Antwort Wrede's, einer geharnischten Rechtfertigung der bayerischen Armee gegen Napoleon's Anklagen. Auch König Max Joseph erblickte darin nur den Ausdruck einer gereizten Stimmung. „Der Brief des Kaisers," schrieb er an Wrede, „so hart er ist, erschreckt mich gar nicht. Ich bin überzeugt, daß er in diesem Augenblick schon davon zurückgekommen ist. Der Deroy muß freilich alles erfahren, weil es Napoleon Ihnen befohlen hat, aber mein Sohn durchaus nicht, um so mehr, da er dem Kaiser geschrieben hat, und dieser gewiß sich damit befriedigen wird. So geht es immer, wenn man einem groben alten Waschweib (vermuthlich Anspielung auf Lefebvre's Gattin, die früher Regimentswäscherin gewesen war) das Commando einer fremden Armee anvertraut. Ich wiederhole es, diese ganze Geschichte macht mir kein einziges graues Haar wachsen. Ich kenne die Verdienste und die Bravour meiner braven Armee."

„Tirol um jeden Preis unterwerfen," so lautete der Auftrag für General Drouet Graf von Erlon, den Befehlshaber der für Tirol bestimmten Invasionstruppen, denen auch Wrede's Division zugetheilt war. Auch die waghalsigsten Anstrengungen der Bauernführer konnten so überlegene Streitkräfte nicht mehr aufhalten. Die Kirchthurminteressen machten sich geltend, Hofer's Plan, die gesammte tirolische Macht auf dem Berg Isel zu vereinigen, wurde verworfen, der Landsturm vertheilte sich, nur die Passeyrer blieben bei Hofer, der auf dem alten Schauplatz der Tiroler Siege den Feind erwarten wollte. Am 1. November Nachts rückte Wrede in Innsbruck ein, schon in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages schritt er zum Sturm auf die Iselhöhe. Noch während die am Fuß des Berges aufgefahrenen bayerischen Geschütze ein lebhaftes Feuer eröffneten, wurden die Angreifenden durch ein

höhnisches „Lulu“ — die Tiroler verspotteten die Bayern als „Facken“, Schweine — empfangen. Allein schon im ersten Anlauf wurden alle Verhaue und Schanzen vom bayerischen Fußvolk genommen und die hier erbeuteten Geschütze auf die fliehenden Tiroler gerichtet. Als Wrede, dem unbestritten die Ehre des Tages gebührte, seine Truppen im Bivouak auf der Höhe besuchte, empfing ihn ein jubelndes „Lulu“ der Soldaten, die mit treuester Ergebenheit an ihrem Führer hingen. Dagegen lernten die Bauern, die als Parlamentäre in's bayerische Hauptquartier kamen, um über ihre Unterwerfung zu verhandeln, am Commandanten einen strengen Gebieter kennen. Ob Wrede wirklich so lächerlich bramarbasirte, wie es in Thurnwalder's Tagebuch behauptet wird, muß dahingestellt bleiben; unwahrscheinlich ist es an sich nicht, daß der über den ganzen blutigen „Bauernrummel“ erbitterte Soldat durch barsches Auftreten und furchtbare Drohungen die Landleute einzuschüchtern suchte. „Es war,“ so bemerkt Speckbacher's Biograph, „wohl nicht so arg gemeint als gesprochen, denn Wrede hatte im Ganzen ein gutes Gemüth und war sonst durchaus Ehrenmann.“

Im Sommer 1811 reiste Wrede, seit 1. Januar 1811 General der Cavallerie, nach Paris. Napoleon lud ihn zur Jagd nach Fontainebleau, und dem Gast wurde ein Platz in der Nähe des Kaisers angewiesen. Während einer Pause verließ dieser seinen Stand und begab sich zu Wrede. Er sprach über dieses und jenes, plötzlich überraschte er den General durch die Frage: „Was denken Sie über einen Feldzug gegen Rußland?“ Wrede erwiderte, er könne sich keinen günstigen Erfolg versprechen, und suchte darzulegen, mit welchen Schwierigkeiten ein Feldzug in dem ungeheuren Reich verknüpft sein werde, da insbesondere die Proviantlieferungen unmöglich in geregeltem Gang zu erhalten seien. Zornig unterbrach ihn der Kaiser: „Sie haben wohl den Krieg schon satt?“ Wrede betheuerte, er spreche nur, wie es ihm sein Gewissen befehle. Darauf gab Napoleon keine Antwort; er knirschte nur, indem er die Peitsche in die Erde wühlte: „Noch drei Jahre, und ich werde Herr der Welt sein!“ Berthier und Clarke, denen Wrede diese Worte mittheilte, fanden darin nichts befremdendes; Wrede aber ersah daraus, welches Loos seinem König, dem „selbständigen Souverän Bayerns,“ wie es in der Rheinbundakte hieß, zugedacht sei. Nach einer anderen Version hätte Napoleon sogar gegen Wrede, als

dieser zu opponiren wagte, die Peitsche erhoben, worauf Wrede nach dem Hirschfänger griff und ihn festhielt, bis sich der Kaiser entfernte.

Die Unwahrscheinlichkeit der zweiten Lesart liegt auf der Hand. Thatsache aber ist, daß Napoleon seit jenem Tage eine auffällige Kälte gegen den früher so bevorzugten General zeigte und andrerseits dieser zu offenen Gegnern der französischen Suprematie, insbesondere zu Hans von Gagern in freundschaftliche Beziehungen trat.

Napoleon's Plan wurde zur That, der Feldzug gegen Rußland begann. Wieder commandirte Wrede die zweite Division des bayerischen Armeecorps, dessen Ausrüstung und Kriegstüchtigkeit Marschall Gouvion de St. Cyr geradezu begeistertes Lob spendete. Die Schlacht bei Polozk gab den Bayern Gelegenheit, sich auszuzeichnen, forderte aber auch unerhörte Opfer; als schwersten Verlust hatten sie den Tod des Führers der ersten Division, General Deroy, zu beklagen. Den Hauptantheil am glücklichen Erfolg konnte Wrede beanspruchen; dessenungeachtet ward, während fast allen übrigen bayerischen Combattanten militärische Auszeichnungen in Fülle zu Theil wurden, dem Führer nur kühles Lob von der obersten Heeresleitung ausgesprochen. Umsonst bat der König persönlich den französischen Gesandten, Graf Mercy d'Argenteau, er möge seinem General das erhoffte Ehrenkreuz erwirken, Mercy's Schritte in Paris blieben erfolglos. Auch Heilmann gesteht zu, daß diese Enttäuschung unzweifelhaft die Unzufriedenheit Wrede's steigerte. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß ein so rein persönliches Motiv die Wandlung seiner politischen Gesinnung hervorrief. Sogar der französische Biograph Gouvion St. Cyr's, Gay de Vernon, nimmt den bayerischen General gegen solchen Vorwurf in Schutz: „Wrede war mit Herz und Geist der deutschgesinnten Partei zugethan, die sich zu regen begann unter der Parole der Wiedereroberung der Unabhängigkeit des deutschen Vaterlandes; er wandte sich von unserer Sache ab, aber er hatte noch nicht damit gebrochen: zwischen Abneigung und Abfall ist ein himmelhoher Unterschied." Mercy, der in seinen Memoiren jenen Vorwurf gegen Wrede erhebt, erzählt ferner: der gekränkte General habe, unter dem Vorwande, das bayerische Corps sei so geschwächt, daß das Commando über die kleine Abtheilung nicht mehr seinem Rang entspreche, die Armee bald verlassen. Auch diese Mittheilung entbehrt durchaus der Begründung. Wrede behielt nicht bloß das Commando über die Bayern, sondern wiederholt wurden auch französische Abtheilungen

seinem Befehl unterstellt; an der Spitze französischer Cavallerie-Regimenter leistete er in den Kämpfen an der Düna die wichtigsten Dienste. Freilich wurde seine Stellung durch schroffes Auftreten gegenüber den französischen Befehlshabern täglich unhaltbarer; häufig waren die Herren Marschälle durch so selbständiges und selbstbewußtes Gebahren eines Rheinbundgenerals gänzlich außer Fassung gebracht. Als vom französischen Obercommando Maßregeln angeordnet wurden, um jene bayerischen Soldaten, die sich unbefugterweise auf dem Land umhertrieben, zu ihren Abtheilungen zurückzubringen, erklärte Wrede öffentlich, er werde gegen jedermann, der gegen einen Angehörigen des bayerischen Heeres Gewalt anzuwenden versuchen wollte, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln einschreiten. Auch im Kriegsrathe konnte er sich mit den Marschällen selten einigen; er galt ihnen seiner kecken, weitsehenden Pläne wegen als Phantast. Wie gefährlich bereits die Lage der großen Armee war, erkannte auch Wrede recht gut, aber nur um so dringender hielt er für geboten, durch erhöhte Anstrengungen und kühnere Unternehmungen das schwankende Gleichgewicht wiederherzustellen. „Hätten die stolzen französischen Marschälle“ — so urtheilt Heilmann — „hätten Macdonald, Victor und Oudinot so gedacht und gehandelt, wie Wrede dachte und handeln wollte, aber leider nicht durfte, so wäre der Rückzug des französischen Heeres nicht der geworden, der er wirklich wurde.“ Als die Bayern nach furchtbaren Kämpfen unweit Smorgoni auf die große Heerstraße gelangten, sahen sie den unaufhaltsam gegen Wilna sich fortwälzenden Strom der flüchtigen großen Armee. Es war ein entsetzlicher Anblick, der unvermeidlich auch auf Wrede's Corps ansteckend wirken mußte; die Leute hatten ja, den Zustand von Napoleon's Armee nicht ahnend, in der Vereinigung mit ihr das Ende ihrer Strapazen und Entbehrungen zu finden gehofft! Nun verwandelte sich das schwer zu Tragende in Unerträgliches! Der Augenzeuge Fürst Taxis erzählt, daß am Morgen des 10. December bei dem Abmarsch aus Wilna der Oberst des westfälischen Regiments, das sich an Wrede's Corps angeschlossen hatte, die beiden Fahnen des Regiments mit sich trug, weil keiner seiner Leute mehr dazu im Stande war. Dessenungeachtet hielten Wort und Beispiel der Offiziere die Ordnung noch so weit aufrecht, daß den Bayern die Ehre, aber auch die furchtbare Verantwortung zu Theil wurde, als Nachtrab die flüchtende Armee zu decken. Ein Häuflein Bayern unterzog

sich dieser Aufgabe bis zum Niemen; erst nach Ueberschreitung der Grenze löste auch der letzte Rest sich auf. Wrede hatte keinen Augenblick seit Beginn des Feldzugs die Truppe verlassen, alle Beschwerden und Gefahren mit ihr getheilt und gerade in kritischen Momenten jene unerschütterliche Ruhe und Geistesgegenwart an den Tag gelegt, die einem Heerführer den Weg zur Größe bahnt.

Der Winter verging unter Rüstungen Frankreichs und — wie Graf Mercy d'Argenteau sich ausdrückt — „der verpflichteten Trabanten seiner Macht." Auch Bayern wurde zur Ergänzung seines Contingents aufgefordert. Der Kaiser selbst schrieb deßhalb an König Max Joseph. Er sprach offen und aufrichtig über das Unglück, das ihn betroffen, beschönigte die gefährliche Lage nicht, betonte aber die Festigkeit seiner Verbindung mit Oesterreich. Graf Narbonne, ein vertrauter Freund Max Joseph's aus den Straßburger Garnisonstagen, besuchte auf der Durchreise nach Wien, wohin er als Botschafter Frankreichs ging, seinen königlichen Gönner. Er fand den König und seinen Minister Montgelas in derselben Stimmung, die er immer an ihnen gekannt hatte, fest entschlossen, sich nicht vom Glück Frankreichs zu trennen, und mit den nothwendigen Maßregeln beschäftigt, um ihre Verpflichtungen gegen jenen Staat zu erfüllen, aber voll Unruhe wegen der zweideutigen Haltung Oesterreichs. Wrede leitete die Rüstungen mit gewohntem Eifer, wenn auch in seiner Brust längst der Wunsch lebendig war, gleich York die Waffen gegen den gefährlichsten Feind des Vaterlandes zu kehren. „Wrede ist unermüdlich", schrieb Max Joseph an Berthier, „mit seinem Armeekorps steht es vortrefflich. Ich denke in einigen Tagen Heerschau darüber zu halten. Wäre es nur noch einmal so stark!"

Es ist charakteristisch für die Stimmung in den bayerischen Regierungskreisen, daß der neuorganisirten Bewaffnung von vornherein der Charakter eines Landsturms gegeben wurde, indem die Neuausgehobenen nicht in die aktive Armee, sondern in sogenannte mobile Legionen eingereiht wurden, die nicht gezwungen werden konnten, außer Landes zu dienen. Der Rest des Corps, das den vorigen Feldzug mitgemacht hatte, unter Befehl des Generals Raglovich stand, mit der französischen Armee vereinigt, in Sachsen. Als der französische Gesandte dem König von Bayern die Depesche vom Siege bei Bautzen mittheilte, dankte dieser kurz für die „interessante" Nachricht und fügte hinzu: „Es scheint, daß der Kaiser

von Oesterreich zu spät gekommen ist!" Er schmeichelte sich offenbar mit der Hoffnung, durch die siegreichen Fortschritte Napoleon's sei der Plan des Wiener Cabinets, die Verbindung mit Frankreich aufzugeben, glücklich vereitelt worden.

Er täuschte sich jedoch über die in den maßgebenden Wiener Kreisen herrschende Stimmung. Bald kam die Nachricht nach München, daß sich österreichische Regimenter, offenbar nicht in friedlicher Absicht, der bayerischen Grenze näherten. Die in Prag angeknüpften Unterhandlungen wurden abgebrochen, Oesterreich erklärte an Frankreich den Krieg. Napoleon befahl dem Commandanten des neugebildeten bayerischen Armeecorps, Wrede, vorläufig Stellung am Inn zu nehmen, um sich von dort aus mit dem neu zu formirenden „Observationscorps von Bayern," das sich in Würzburg sammeln sollte, in Verbindung zu setzen. Von seinem König erhielt er jedoch geheime Instruktion: er dürfe unter keinen Umständen die ihm untergebenen Truppen außerhalb des Königreichs verwenden lassen. Der General verhehlte dem französischen Gesandten nicht, daß seine isolirte Stellung am Inn gänzlich unhaltbar sei, und auch Minister Montgelas drang darauf, daß die Vereinigung Augereau's mit Wrede zum Schutze der bayerischen Ostgrenze beschleunigt werde. Täglich dringendere Forderungen und heftigere Beschwerden wurden laut, allein vom französischen Hauptquartier wurde keinerlei Anstalt getroffen, um Bayern gegen die Uebermacht Oesterreichs zu schützen.

„Eines Tages," erzählt der Gesandte Mercy, „zog mich König Max Joseph bei einer Jagdpartie auf die Seite und sagte zu mir: „„Aber, mein Lieber, wohin will uns der Kaiser noch kommen lassen? Wie kann er beanspruchen, daß ich für seine und meines Landes Vertheidigung Alles allein zu thun vermöchte? Das Observationscorps für Bayern unter Befehl Augereau's existirt gar nicht. Sie wissen wohl, daß ich auch ein wenig über die Vorgänge in Würzburg unterrichtet bin. Nun gut! Der Marschall ist ganz allein. Statt eine Armee dort zu sammeln, läßt er die Regimenter, wie sie ankommen, gerade auf der entgegengesetzten Seite von derjenigen, wo meine Truppen stehen, wieder abziehen. Wohin soll das Alles führen?"" Die Gegenvorstellungen Mercy's schnitt er kurz ab: „Ich werde Alles thun, was von mir abhängt, um meine Verpflichtungen gegen den Kaiser zu erfüllen; doch wenn er mir nicht zu Hülfe kommt, kann ich für nichts gutstehen!" — „Der

Sinn dieser Worte," fügt Mercy bei, „war nicht schwer zu verstehen. Wenn dieser Fürst in meiner Gegenwart noch einmal den vagen Hoffnungen, die ich vorbrachte, Glauben zu schenken schien, so wurden diese meine Worte nur allzu sehr durch die Thatsachen widerlegt. Die Gründe, die Bayern in Abhängigkeit vom Kaiser gebracht hatten, hielten es noch fest und mußten es noch festhalten, aber nur so lange, als des Kaisers Lage noch nicht hoffnungslos war. Gebaut auf wechselseitiges Interesse, wechseln die Bündnisse mit dem Glück der Fürsten und sobald diese Interessen sich nicht mehr mit den Bündnissen der Völker im Einklang befinden."

Noch einmal machte die Nachricht von Napoleon's Sieg bei Bautzen in München die französischen Sympathien oder vielmehr den Glauben an die Unwiderstehlichkeit der französischen Waffen aufflackern. Max Joseph verhehlte nicht, wie froh er sei, daß er das Bündniß mit Frankreich noch nicht gekündigt habe; aber diese Freude war hauptsächlich darin begründet, daß er den Frieden als nahe bevorstehend annahm. Bald mußte er jedoch einsehen, daß ihn diese Hoffnung trog, und nun gewannen Schritt für Schritt die österreichischen Vorschläge, denen niemand eifriger sekundirte als General Wrede, festeren Boden in den Münchener Regierungskreisen.

Wrede stand noch immer am Inn. Bayerische Patrouillen waren mit den Oesterreichern zusammengestoßen; einige Soldaten waren dabei in Gefangenschaft gerathen, jedoch unverzüglich in Freiheit gesetzt worden, indem General Frimont erklärte: er schlage sich nicht mit den Bayern. Mercy, der von diesen Vorfällen Kenntniß erhielt, befürchtete ernstlich, daß von Seite Wrede's ein Abfall, ähnlich demjenigen des Generals York, vorbereitet werde, erklärt aber ausdrücklich in seinen Memoiren: diese Besorgniß habe sich als unbegründet erwiesen, der bayerische Heerführer habe sich auf die Vorschläge Oesterreichs erst eingelassen, als er hiezu von seinem Souverän ermächtigt war.

Ueber die Unterhandlungen, welche schließlich zum Rieder Traktat führten, wurden in jüngster Zeit neue Enthüllungen aus den Memoiren des Ministers Montgelas veröffentlicht. Ihr Autor wendet darin die Sache so, als ob er der Annäherung Bayerns an die Alliirten gar nicht ernstlich widerstrebt habe, und erwähnt, indem er den Verlauf der Verhandlungen in geschäftsmäßigem Tone registrirt, nur ganz kurz die Wirksamkeit Wrede's, „der immer und

überall Mißtrauen in seine Befähigung oder Pflichttreue gewittert habe.“ Durch Heilmann wird dagegen festgestellt, daß unsrem General um das Zustandekommen jenes Vertrags, der sich als einer der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte Bayerns darstellt, ein wesentliches Verdienst gebühre, und daß nur durch seine Energie die feindlichen Bestrebungen des Ministers vereitelt wurden. Als nach langem Hin und Wieder in der zwölften Stunde neue Schwierigkeiten den Abschluß des Tractats verhinderten, brach Wrede selbst am 6. Oktober nach München auf. Am 7. früh kam er nach Bogenhausen, wo der König mit Montgelas in einem Gartenhäuschen conferirte. Wrede's Vorstellungen überwanden die letzten Bedenken, der König gab seine Zustimmung zum Abschluß. Sofort brach der General nach Ried auf, wo er am 8. Oktober um 3 Uhr Morgens anlangte; wenige Stunden später war der Vertrag unterzeichnet. Des Königs Bedenken sollen erst dadurch völlig zum Schweigen gebracht worden sein, daß Wrede jener Aeußerung Napoleon's, er werde in drei Jahren unumschränkter Weltgebieter sein, Erwähnung that. Montgelas bemerkte dazu ironisch: „Auch mir hat der Kaiser versichert, in zehn Jahren werde seine Dynastie die älteste in Europa sein, — allein was liegt daran? Das kommt auf das nämliche hinaus!“ Der König aber ergriff unwillig die Feder und unterzeichnete die Vollmacht zum Abschluß des Vertrags mit Oesterreich.

Bayern erhielt dadurch Garantie des Fortbestandes als unabhängiges Königreich und des ungetheilten Besitzes aller Länder, die in der kritischen Zeit den Staat Bayern bildeten; nur zu solchen Abtretungen sollte es verpflichtet sein, welche zur Herstellung einer dem Interesse beider Staaten entsprechenden militärischen Linie erforderlich wären; dafür sollte es eine vollständige und mit dem Königreich zusammenhängende Entschädigung erhalten. Mit Recht wendet sich Heilmann gegen jene Historiker, die nicht müde werden zu beklagen, daß „dem treulosen, unsittlichen bayerischen Cabinet“ allzugroße Begünstigung eingeräumt wurde. Diesen Vorwürfen gegenüber ist der Einwand berechtigt daß der Uebertritt Bayerns vor der Schlacht bei Leipzig, also zu einer Zeit erfolgte, da die Wagschalen des Kriegsglücks für Napoleon und die Verbündeten ziemlich gleich standen, daß Bayern nicht bloß selbst mit 40,000 Mann in den Kampf eintrat, sondern auch durch seinen Anschluß an die deutsche Sache den Uebertritt der übrigen Rheinbundstaaten

und damit die Auflösung des Bundes, dieser starken Stütze der Napoleonischen Macht, herbeiführte.

Wrede gab sich dem stolzesten Vertrauen und der frohesten Hoffnung hin. Bayern werde, so wähnte er, wieder eine so einflußreiche Rolle spielen, wie im dreißigjährigen Krieg an der Spitze der Liga. Auch Montgelas zollte dem Plane, daß Bayern die süddeutschen Staaten um sich schaare, wie Preußen die norddeutschen, Beifall. „Dieß würde," fügt er offenbar nicht ohne Ironie hinzu, „Ihnen die Stärke und die Mittel eines Tilly verleihen, in dessen Stellung ich Ew. Excellenz so gern sehen möchte."

Die Uebertragung des Commando's über die am Inn stehenden Oesterreicher an Wrede war ein deutlicher Beweis, daß man am Wiener Hofe in den patriotischen Eifer des bayerischen Heerführers vollkommenes Vertrauen setzte. Aus dem Hauptquartier erhielt er die Weisung, zunächst die Mainlinie zu gewinnen und sich zum Meister der Veste Würzburg zu machen, damit im Rücken der französischen Armee eine feste Position gewonnen wäre. Mit der Beschießung Würzburg's gingen jedoch kostbare Tage verloren, die weit besser zu rascher Heranziehung der österreichisch-bayerischen Truppen an die Hauptarmee der Verbündeten hätten benützt werden können. Daß aber nicht Wrede Schuld an der Verzögerung trägt, beweist ein Brief Schwarzenberg's vom 30. Oktober: „Die schnelle Besitznahme der Stadt Würzburg, welche Ew. Excellenz durch Ihre einsichtsvollen Operationen erzweckt haben, ist für den Fortgang des Feldzugs von solcher Wesenheit, als daß ich anstehen könnte, Ew. Excellenz hierüber meinen aufrichtigsten Glückwunsch und meinen verbindlichsten Dank zu sagen."

Dagegen ist Wrede vom Vorwurf, daß er Zeit und Ort, um dem fliehenden Napoleon die Rückzugslinie abzuschneiden, unglücklich gewählt habe, nicht freizusprechen.

Als der französische Gesandte Graf Mercy nach Abschluß des ersten Pariser Friedens mit Wrede in Paris zusammentraf, war es sein Erstes, dem Staunen über die Langsamkeit der Bewegungen Wrede's nach Abschluß des Rieder Vertrags, wodurch Napoleon in Wahrheit gerettet wurde, Ausdruck zu geben. Er konnte nicht begreifen, daß er, unterrichtet, wie er es sein mußte, von der schwierigen Lage des Kaisers nach den Tagen von Leipzig, seinen Marsch nicht beschleunigt hatte, um den Engpaß bei Gelnhausen zu besetzen. „Ich war davon," sagte ich zu ihm, „daß dieß Ihr Vorhaben sei,

so überzeugt, daß ich mich beeilte, es dem Kaiser zu berichten." Wrede antwortete, er habe wohl diesen Plan gehabt, allein wegen des Zeitverlustes, den die Unentschlossenheit des württembergischen Königs vor Stuttgart und die Nothwendigkeit, mit den ewig schwankenden Alliirten endgültig einen gemeinsamen Plan durchzuführen, verschuldeten, darauf verzichten müssen. Indem er dann von der Schlacht bei Hanau erzählte, sprach er: „Ich würde nicht aufrichtig sein, wenn ich Ihnen nicht das Geständniß machte, welch' beklemmenden Eindruck der Anblick der alten Garde, deren Kraft ich so gut kannte, und das Gefühl der Stellung, in welcher ich mich gegenüber dem Kaiser befand, auf mich ausübten."

Auf eine Verzögerung durch einen Aufenthalt vor Stuttgart kann sich Wrede nicht berufen haben, denn er kam nicht bis Stuttgart, allein es ist richtig, daß er auf württembergisches Gebiet vorrückte und dort geraume Zeit mit dem hartnäckig am Rheinbund festhaltenden Cabinet unterhandelte. Ueberdies wurden aber bei dem weiteren Vormarsch nach Franken die gefährlichsten Fehler begangen, insbesondere mit dem Kundschafterwesen war es auf's Schlimmste bestellt. Freilich gab sich auch das Hauptquartier einer Täuschung nach der anderen hin. Noch am 30. Oktober meldete der Commandeur eines russischen Streifcorps, daß Napoleon die Richtung von Langenselbold nach Friedberg eingeschlagen habe, während doch nur der kaiserliche Wagenpark nach dieser Richtung in Sicherheit gebracht worden war. Erst das Erscheinen der Kaisergarde vor Hanau gab Wrede die Gewißheit, daß er den Kaiser selbst mit seiner Armee vor sich habe. „Jetzt ist Nichts mehr zu ändern," erwiderte er auf diese Meldung, „wir müssen als brave Soldaten unser Möglichstes thun!" Im Kriegsrath wurde der Vorschlag gemacht, auf dem linken Kinzigufer Stellung zu nehmen; Wrede erwiderte aber: „Eine solche Aufstellung sähe aus, als wenn es uns mit dem Schlagen nicht ernst wäre und als ob wir dem Feinde das Loch offen lassen wollten. Schlagen und den Feind aufzuhalten suchen, müssen wir um jeden Preis. Wir sind zu neue Freunde, um nicht unseren guten Willen mit Ernst bethätigen zu müssen." Allein auch solche Auffassung hätte nicht zu hindern gebraucht, die gebotenen Terrainvortheile besser auszubeuten, als es geschehen ist.

Den Sieg verdankte Napoleon der Ueberlegenheit seiner Artillerie und dem Munitionsmangel der Bayern. Der tapferste Widerstand war fruchtlos, Wrede geschlagen, die Straße nach Frank-

furt frei. „Ich habe dem Kaiser," schrieb Wrede an Rechberg, „so scharf zugesetzt, als es mir möglich war; ein Theil seiner alten Garde ist vernichtet, aber ich mußte angesichts seiner überlegenen Macht und des Mangels an Munition in unseren Reihen die Straße freigeben." Bekanntlich wurde in Bayern officiell anbefohlen, einen „Sieg bei Hanau" zu feiern. Das ist lächerlich, aber auch auf französischer Seite wurde vom theuer erkauften Erfolg — am 31. Oktober machten die Bayern 10,000 Gefangene — übertriebenes Aufsehen gemacht. Behauptet ja doch Chateaubriand, Wrede sei ausschließlich durch die Ehrengarde des Kaisers über den Haufen geworfen worden. Napoleon selbst war durch den Versuch Wrede's, der französischen Armee den Rückzug abzuschneiden, in heftigsten Zorn versetzt. In Mainz sprach ihn Graf Mercy. „Er erging sich lange Zeit über Bayern in allgemeinen Redensarten, ohne anzudeuten, worauf er abziele. Es waren viele Leute im Salon, und es geschah ohne Zweifel gerade deßhalb, daß er mit sehr lauter Stimme, so daß Niemand ein Wort verlor, das Gespräch folgendermaßen schloß: „„Man hat Sie in München betrogen, das ist unwürdig. Der König von Bayern hat sich einer feigen Verrätherei schuldig gemacht. Uebrigens, es ist der Fußtritt eines Esels, aber der Löwe ist noch nicht todt. Ich kam, um ihnen ihren Wrede todtzuschlagen und über die Leiber der ganzen bayerischen Armee hinwegzuziehen. Der König wird mich nächstes Jahr wiedersehen, und er soll sich daran erinnern. Es war ein kleiner Fürst, den ich groß gemacht; es ist ein großer Fürst, den ich klein machen werde!""

Napoleon's Aeußerung bezieht sich auf das damals umlaufende Gerücht, Wrede sei an der auf der Kinzigbrücke bei Hanau erhaltenen Wunde gestorben. Die Verwundung war auch eine sehr gefährliche; nur der Umstand, daß der General seit vierundzwanzig Stunden nichts zu sich genommen hatte, rettete ihn, denn die Kugel glitt an den leeren Eingeweiden vorüber, ohne sie zu beschädigen. Wrede selbst hielt seinen Tod für nahe bevorstehend. „Sagen Sie dem Fürsten Schwarzenberg," flüsterte er Delort in's Ohr, „wie sehr ich der guten Sache mit Leib und Leben zugethan war, und wie schwer es mir wird, zu sterben, ohne daß ich mehr dafür thun konnte." Als er wider Vermuthen genas, sprach sich König Max Joseph eben so drastisch wie erfreut aus über das Glück, seinen besten General erhalten zu sehen. Noch an das Schmerzenslager

gefesselt, unterließ der Unermüdliche nicht, über den Fortgang der Operationen, wie über das Schicksal Bayerns mit den ihn besuchenden Monarchen zu conferiren. „Ich wäre ein netter Patron," äusserte dabei Kaiser Franz, „wenn ich vom König, Ihrem Herrn, etwas fordern wollte, da er mir ja doch durch seinen Eintritt in das Bündniß den allergrößten Dienst erwiesen hat." Die Monarchen beeilten sich, die Brust des Genesenden mit den höchsten Orden zu schmücken. „Dem Tapfersten," schrieb Kaiser Alexander eigenhändig auf das Ordensetui. Obwohl noch keineswegs hergestellt, eilte Wrede, sobald es seine Kräfte erlaubten, zur Armee und betrieb auf's Eifrigste raschen Vormarsch über den Rhein nach Frankreich.

Stolz und Ehrgeiz treten in Wrede's Charakter stark ausgeprägt hervor. Auch zu zweideutigen Schritten ließ er sich dadurch fortreißen, wie sein Verhalten während des Feldzugs in Frankreich beweist. Um an den Tag zu legen, daß er sich mit Fürst Schwarzenberg auf gleiche Stufe stelle, gebrauchte er in seinen Berichten die gewagtesten Wendungen. Daran wäre wenig gelegen gewesen, allein obwohl unter Schwarzenberg's Commando stehend, correspondirte er jederzeit auf eigene Faust unmittelbar mit Blücher und beklagte sich bei ihm über die von Schwarzenberg beliebte Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Operationen. Freilich waren diese Beschwerden an sich nicht unberechtigt, und ebenso wenig Wrede's Unwille über Stein, „diesen Teufelskerl, der überallhin seine Nase steckt." Durch die Einmischung Stein's in bayerisches Heeres- und Festungswesen erzürnt, ließ sich aber Wrede zu den lächerlichsten Aeußerungen hinreißen. „Nach allem was ich von Stein sehe," schrieb er an den König, „fange ich an, ihn für einen completen Narren zu halten."

In die Entwicklung des Feldzugs griff Wrede wiederholt maßgebend, aber auch nicht selten eigenmächtig ein. Am 31. Januar 1814 schrieb er von Doulevent aus an Schwarzenberg: „Ohne Hungers zu sterben, können wir in unserer dermaligen Stellung nicht länger bleiben. Ich bin daher der Meinung, daß wir so bald als möglich Terrain gewinnen müssen, und sehe mit Sehnsucht dem entgegen, was Euer Durchlaucht beschließen wollen." Ohne jedoch diese Entscheidung abzuwarten, marschirte er noch am nämlichen Tage vorwärts und meldete dies mit dem lakonischen Zusatze: „daß er auf der Straße von Brienne, wo er vorrücke, den Feind angreifen werde, wo er ihn finde." Ihm gebührt demnach die Priorität dieses entscheidenden

Entschlusses. Derselbe hatte die glänzende Waffenthat von Brienne bei la Rothiere zur Folge, woran, wie Blücher selbst unumwunden anerkannte, die bayerische Reiterei den bedeutsamsten Antheil hatte. Welche Stimmung trotz des glorreichen Sieges im Hauptquartier herrschte, beweist ein Ausspruch Schwarzenberg's, welchen Prinz Karl von Bayern, damals Chef der ersten bayerischen Brigade, dem Verfaßer mittheilte. Der österreichische Fabius Cunctator erklärte vor den verbündeten Monarchen mit aller Bestimmtheit: er sehe sich genöthigt, den Rückzug anzutreten. „Sie können sich denken," fügte der Prinz hinzu, „welchen Eindruck ein solches Wort unmittelbar nach dem Siege von Brienne auf mich machte!" Da war es Wrede, der sich mit allen Kräften gegen die Zumuthung auflehnte, daß eine ganze große Armee verzagt gleichsam die Flinte ins Korn werfe, und immer wieder die Nothwendigkeit energischer und rascher Operation hervorhob. Was ihm an Vorgängen und Beschlüssen im österreichischen Hauptquartier auffällig und anstößig war, berichtete er schleunigst an den König von Preußen und Marschall Blücher. Friedrich Wilhelm sprach in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Befriedigung darüber aus, daß der Führer der bayerischen Truppen völlig mit seiner eigenen Auffassung der politischen und militärischen Lage übereinstimme.

Tüchtige Dienste leistete Wrede im Treffen bei Bar an der Aube. In seinem Schlachtrapport hebt er ausdrücklich hervor, daß sich der König von Preußen und seine beiden Söhne (Friedrich Wilhelm IV. und der jetzige deutsche Kaiser) unerschrocken dem heftigsten Kugelregen aussetzten. Auch bei Arcis gab das bayerische Corps Beweise von Muth und Ausdauer, und Wrede erntete allseitig Anerkennung und Lobsprüche. Das wichtigste Verdienst aber erwarb er sich durch sein beharrliches Festhalten an der Idee des direkten Vormarsches gegen Paris, wobei er sich stets der Zustimmung und Unterstützung Blücher's zu erfreuen hatte.

Den Kühnen lohnt das Glück. Am 31. März 1814 hielten die Verbündeten nach Erstürmung des Montmartre Einzug in Paris. Den Aufenthalt in der französischen Metropole benützte Wrede hauptsächlich dazu, die Auslieferung der in früheren Kriegen von den Franzosen aus bayerischen Städten erbeuteten Gallerie- und Bibliothekschätze zu erwirken. Auch zur Mitwirkung bei staatsrechtlichen Unterhandlungen, insbesondere wegen Regelung der bayerischen Territorialverhältnisse, wurde er durch das Vertrauen

seines Königs berufen, obwohl er sich selbst und Anderen nicht verhehlte, daß er solchen diplomatischen Missionen nicht gewachsen sei. Auch sein Biograph theilt diese Auffassung. Wohl ein allzu bitteres Urtheil über diese Seite von Wrede's Wirksamkeit fällt Montgelas. Er betont, daß häufig durch die Heftigkeit Wrede's, der nie den Soldaten verläugnen konnte, die von ihm vertretene Sache den empfindlichsten Nachtheil erlitt.

Um so mehr muß es Wunder nehmen, daß Montgelas selbst dem König rieth, es könne kein besserer Anwalt Bayerns zum Wiener Congreß abgeordnet werden, als der inzwischen zur Belohnung seiner Dienste zum Fürsten erhobene Wrede. So betheuert wenigstens Montgelas in seinen Memoiren. Glaublicher ist, daß die Wahl deßhalb auf Wrede fiel, weil man nicht einen erklärten Verehrer der Rheinbundidee, wie Montgelas, sondern einen den verbündeten Monarchen sympathischen Kriegsgenossen nach Wien schicken wollte. Ueber das Ungeschick und die Eitelkeit des Diplomaten-Generals macht sich nun Montgelas weidlich lustig. So viel steht jedoch fest, daß ein Sieg der Politik Montgelas' einer gesunden Fortentwicklung nationalen Lebens noch weniger förderlich gewesen wäre. Wie er selbst später in einem Brief an Frau von Zerzog mittheilt, arbeitete er damals für eine Theilung in Süd- und Norddeutschland und hielt unter allen Umständen nur das lockerste Föderativsystem für annehmbar, ja er zettelte noch während des Wiener Congresses eine Intrigue an, um neuerdings eine Anlehnung Bayerns an Frankreich durchzusetzen.

Aber auch Wrede war — darin hat Montgelas Recht — ganz und gar nicht der rechte Mann, um eine Macht zweiten Ranges, wie Bayern, zu repräsentiren. Sein Ehrgeiz ließ ihn sich häufig in die Händel der Großmächte einmischen, eine Zudringlichkeit, die, wie in solchen Fällen gewöhnlich, zur Folge hatte, daß die Versöhnten dem lästigen Zwischenträger alle Schuld zuschoben und ihn ihren Verdruß empfinden ließen. Auch läßt sich aus Wrede's Berichten an Montgelas deutlich erkennen, daß er sich von Anfang an durch Metternich dupiren ließ. Dem „Finassiren“ (nach Stein's Ausdruck) des doppelzüngigen Diplomaten unterlagen ja damals weit gewandtere Politiker, als unser Marschall, der, durch Metternich's willfähriges Eingehen auf Bayerns oder seines Vertreters Wünsche in untergeordneten Fragen gewonnen, ein gefügiges Werkzeug in wichtigeren Conflicten wurde.

Uebrigens fehlt es an Lichtseiten seines Wirkens in Wien nicht gänzlich. Als ihm Metternich's Vertrauter, Herr von Gentz, den Vorschlag machte: es sollte zum Schutz gegen Rußlands und Preußens Anmaßung ein Bündniß zwischen Oesterreich, Frankreich und Bayern geschlossen werden, sprach er sich entschieden gegen eine Allianz mit Frankreich aus; wenigstens müsse man von vornherein etwaigen Ansprüchen vorbeugen, die es zum Lohn für geleistete Dienste auf das deutsche Rheinufer geltend machen könnte. Zu den Vertretern der kleineren deutschen Staaten suchte zwar Wrede wiederholt in engere Beziehung zu treten, aber nicht mit Glück. Die Uneinigkeit der deutschen Staaten machte es jederzeit den fremden Mächten möglich, das entscheidende Wort auch in den inneren deutschen Angelegenheiten zu sprechen. Dies führte manchmal zu seltsamen Mißverständnissen. In einer Conferenz, welche im Hotel des Feldmarschalls Wrede stattfand und eine Einigung in Sachen der Ansprüche Preußens auf Sachsen erzielen sollte, führte Lord Castlereagh als Schiedsrichter das große Wort. Der Vertreter Preußens forderte u. A. die Stadt Wittenberg für seinen Staat, der sächsische Gesandte Schulenburg protestirte dagegen. Da ergriff Castlereagh das Wort: „Aber, Herr Graf! Warum sprechen Sie denn immer von Württemberg, ich begreife nicht, wie Sie das Königreich Württemberg in die Frage, die uns beschäftigt, hereinziehen wollen?" Zornig sprang Schulenburg auf und rief, zu Wrede's Adjutanten Heideck, der diese Scene in seinen Memoiren schildert, gewandt: „Freund, haben Sie's gehört? Und einem solchen fremden Esel überträgt man das Schiedsrichteramt in unseren deutschen Angelegenheiten!" Die versammelten Excellenzen hatten die Worte Schulenburg's ganz gut verstanden und konnten sich kaum enthalten, in lautes Gelächter auszubrechen; nur Castlereagh begriff nicht, was diesen Ausbruch von Heiterkeit hervorrief, und sah mit einer Art pathetischer Verdutztheit seine Herrn Collegen an. Heideck versichert, er habe niemals ein so albernes Fragezeichen gesehen, wie das Gesicht des berühmten Herrn Premier.

Bayern, dem man anfänglich für Abtretung von Tirol und Salzburg Aussicht auf Frankfurt und Mainz eröffnet hatte, erhielt zuletzt wenig mehr, als die Zusage Oesterreichs, nach Erlöschen der direkten Linie der Großherzoge von Baden den Heimfall der badischen Rheinpfalz an Bayern begünstigen zu wollen. Als Wrede eine Denkschrift einreichte, worin zu ausreichender Ent-

schädigung Bayerns ein Theil des an die Rheinpfalz anstoßenden elsässischen Gebietes gefordert war, hatte Metternich nichts Eiligeres zu thun, als diese Anmaßung dem französischen Cabinet zur Kenntniß zu bringen, das rasch die Anstrengungen Bayerns zu nichte machte.

Die Wiederaufrichtung des bonapartistischen Cäsarenthums rief auch Wrede aus der Wiener Hofburg auf den Schauplatz des Entscheidungskampfes. Die Bayern standen in der Mitte zwischen Schwarzenberg's und Blücher's Armeen. Der Marschall Vorwärts äußerte sich über diese Nachbarschaft sehr befriedigt: „Ich freue mich der vereinten waffengenossenschaft, mein lieber Fürst Wrede, da ich si uf mein linken Flügell weiß, so bin ich um meine Flanke unbesorgt. jhren siegreichen Degen wird der Feind wohl wieder Empfinden, möge demnach der Sieg Sie mit neuen Lorbern krönen. Es ist die unbegrenzte Hochachtung, womit ich dem Herrn mein verehrter Fürst Dehro gehorsamster Diner und treu waffenbruder Blucher." Das bayerische Corps war rasch in Stand gesetzt, in die Operationen der Verbündeten einzugreifen, fand aber nicht Gelegenheit, an den eigentlich entscheidenden Kämpfen Theil zu nehmen.

In den nächstfolgenden Friedensjahren, die ebenso bedeutsam für die innere Entwicklung Bayerns, wie die vorhergehenden Kriegsjahre für die äussere Gestaltung, gab Wrede's Einfluß in manchen wichtigen Fragen den Ausschlag. Im Verein mit dem Kronprinzen Ludwig suchte er unablässig die Stellung des Ministers Montgelas zu erschüttern, und mit Hülfe des Wiener Cabinets gelang es endlich, den ehedem Allmächtigen zu stürzen. Seit dem Vertrag von Ried war die Spaltung zwischen den beiden einflußreichsten Männern Bayerns immer tiefer geworden, insbesondere seit Wrede zu Gunsten einer Repräsentativverfassung auf den Monarchen einzuwirken suchte. Auch Eifersucht mochte im Spiele sein, wenn auch zweifellos der von Montgelas erhobene Vorwurf, Wrede sei nur aus niedrigstem Egoismus „ein Organ der Verleumder und ein Werkzeug der Feinde des Ministeriums" geworden, als ungerecht zurückzuweisen ist. Nach dem Sturz des absolutistischen Ministers kam das Verfassungswerk rasch zu Stande, Dank den Bemühungen Wrede's, der auch als erster Präsident der Kammer der Reichsräthe durch Schlichtung mancher Differenzen zwischen Regierung und Volksvertretung und ruhiges Einwirken nach beiden Seiten als aufrichtiger Volksfreund sich erwies. Obwohl ein kon-

servativer Anhänger des legitimen Princips — oder vielmehr gerade deßhalb — war er ein Gegner Metternich'scher Restaurationspolitik. Revolutionäre Neuerung wollte auch er auf's Entschiedenste abwehren, aber er ging nicht so weit, jede in gesetzlichen Bahnen sich abwickelnde Reform als strafbare Störung anzusehen, und warf daher, als unter dem Druck der verfassungsfeindlichen Großmächte das konstitutionelle Leben in Bayern in gefährlichste Bedrängniß gerieth, mehr als einmal das ganze Gewicht seiner Autorität zu Gunsten der Verfassungstreuen in die Wagschale.

Streng konservativ trat er für Integrität der Armee auf, die durch das Sparprinzip der Kammern und König Ludwig's I. ernstlich gefährdet war. Der Monarch wußte Wrede's Verdienste und Intentionen wohl zu würdigen und übertrug ihm die oberste Leitung aller militärischen Angelegenheiten. Wrede's eigenstes Werk waren alle jene dienstlichen und taktischen Vorschriften, welche in der bayerischen Armee bis in die neueste Zeit im Gebrauch waren und sich nach dem Urtheil der Kenner durch Einfachheit und echt militärischen Geist auszeichneten.

Noch einmal — abgesehen von einer erfolglosen diplomatischen Mission nach St. Petersburg in Sachen der bayerischen Ansprüche auf Baden — wurde Wrede auf den Schauplatz öffentlicher Thätigkeit gerufen, als das Stillleben der europäischen Friedenspolitik durch die Juli-Revolution unterbrochen worden war und die Nachwirkung in der bayerischen Rheinpfalz hervortrat. Nach dem Bundesfest der Freunde republikanischer Ideen auf der Höhe zu Hambach wurde Wrede als „außerordentlicher Hofcommissär" mit einer ansehnlichen Truppenmacht in die Pfalz abgesendet. Daß er eine straffere Handhabung des polizeilichen Regiments anordnete und auch die Taktik des Einschüchterns nicht für unerlaubt ansah, versteht sich von selbst. Dagegen genügt wohl ein Hinweis auf seine öffentliche Rede im Lyceumssaale zu Speier, wobei er betheuerte: „Ich wollte heute noch mit meinen weißen Haaren unter freiem Himmel einen körperlichen Eid schwören, wenn noch einer nöthig wäre, daß ich für die Verfassung lebe und sterbe, und daß mit meinem Wissen von der Regierung nie etwas beabsichtigt worden gegen Sie oder gegen die Institution des Rheinkreises," um das von Wirth und Genossen erfundene Schlagwort „Bayerns Alba" als lächerliche Hyperbel erkennen zu lassen.

In den letzten Lebensjahren ließ sich der Fürst mit Vorliebe Forst- und Landwirthschaft angelegen sein und suchte seine Lieblingsbesitzung Ellingen zu einem Mustergute zu gestalten. Am 12. December 1838 verschied er, in Heereskreisen aufrichtig betrauert, da er zwar stets auf strenge Zucht gehalten, aber auch unparteiische Gerechtigkeit geübt und die Interessen von Offizieren und Soldaten wie seine eigenen vertreten hatte. Das Lob, daß er mit den zu Gebote stehenden Mitteln fast jederzeit das Mögliche geleistet habe, kann ihm nicht versagt werden.

Von Küstrin bis Rheinsberg.

In blauer Ferne liegt vor uns eine Gebirgskette. Eines Berges Gipfel überragt alle anderen; er erscheint uns gewaltig; wir nennen ihn groß. Der Eindruck wird aber ein anderer, sobald wir — so zu sagen — den Riesen in seinem Daheim aufsuchen. Da tritt ein Zusammenhang mit dem großen Ganzen zu Tage; die ihn umgebenden Felsmassen kommen zu ihrem Recht, auch sie sind eigenartig, reichgestaltet, bedeutend. Unser Koloß ist der stolze Alleinherrscher nicht mehr. . . . Nun leben wir in seine Welt uns ein; wir üben auf immer kühneren Ausflügen nicht nur Muskeln und Gelenke, sondern berichtigen auch unser Urtheil. Endlich erklimmen wir den Gipfel. An steilen Felsabstürzen entlang, über öde Trümmergefilde steigen wir höher und höher, und siehe da, oben haben wir alles übrige Gebirge nun doch tief unter uns, wir blicken ringsum auf die Kämme und verschneiten Spitzen hinab und geben erschüttert und überzeugt unserem Koloß den alten Namen wieder: er ist der König dieser Berge.

Aehnlich ergeht es uns bei der Beurtheilung großer Persönlichkeiten in der Geschichte. Dem allgemeinen Beispiele folgend, sind wir gern bereit, Männer von hervorragender Stellung und Thatkraft groß zu nennen. Wenn wir nun aber näher zusehen: Welche Ziele verfolgten sie? Welche Mittel wandten sie an, um dahin zu gelangen? Wie dachten und handelten sie in den verschiedenen Schicksalslagen? Wie zeigen sie sich in den mündlichen und schriftlichen Aeußerungen, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren? — widerfährt uns häufig Enttäuschung. Wir entdecken an manchem Heros starke Gebrechen und kleine Schwächen, falsche Denkschlüsse und wunderliche Vorurtheile. Ernüchtert haben

wir schon den Ruf auf den Lippen: Auch er war ein Sterblicher, auch er ein Charakter ohne wahre Hoheit! Doch nun auch durch unser Gewissen verpflichtet, über das wahre Wesen des Mannes endgültig klar zu werden, setzen wir die Studien fort, und je allseitiger dieselben werden, je mehr wir uns auch mit den fremden Kräften vertraut machen, welche seinen Kreis durchschneiden, mit einem Wort, je mehr wir uns seiner geschichtlichen Entwicklung bewußt werden, desto lebhafter und zuletzt unabweisbar drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß jene Mängel und Makel für unser Urtheil über den wahren und unvergänglichen Werth des Mannes nicht so ausschließend von Belang sein dürfen. Auf solchem Boden stand er; aus solcher Schule zog er diese Grundsätze; gemäß diesen Grundsätzen handelte er, und sein Handeln hatte diese Wirkungen. Da liegt's! Die Wirkungen sind das Entscheidende in der Relation zwischen uns und ihm. Große Wirkungen erreicht nur derjenige, in welchem der ganze Geist und die volle Kraft seiner Zeit zum Ausdruck gelangten, That wurden.

Daß der Staatsmann Friedrich scrupellos in der Wahl der Mittel, daß der Soldat Friedrich seine strategischen Anlagen erst allmählich in der Praxis des großen Krieges bis zur Classicität entwickelte, daß die Begriffe des Regenten von Macht und Recht nicht mit den in seinen Schriften prunkenden Schlagwörtern von allgemeinen Rechten und bürgerlichen Pflichten übereinstimmten, — alle diese Vorwürfe, die Macaulay und andere Gegner auf den Preußenkönig laden, sind an sich gewiß nicht unberechtigt; allein es handelt sich darum, zu finden, inwiefern die allgemeinen Grundsätze, in welchen sie wurzeln, als Maßstab für den besonderen Fall angewandt werden dürfen. Wir können uns nicht verhehlen, daß die Unterthanen des großen Königs in einer anderen Schule erzogen waren, andere intellectuelle und moralische Bedürfnisse hatten als die Unterthanen Georg's II., die Macaulay im Auge hat; wir müssen zugeben, daß vom Standpunkte der Philanthropie nicht ohne weiteres die Geschichte betrachtet werden kann, daß es keinen für alle Zeiten und alle Nationen gültigen Codex politischer Moral gibt, daß es ungerecht wäre, von der einen Regierung Uneigennützigkeit zu verlangen, während die übrigen Cabinete fast insgesammt — und dasjenige des Inselreichs wahrlich nicht ausgenommen — mit falschen Würfeln spielten! Wer möchte loben, daß Friedrich eine besondere Lust darin fand, zu verspotten und zu

verunglimpfen, was Anderen heilig und ehrwürdig war, daß er in den Anforderungen an seine Untergebenen die Strenge mitunter bis zur Härte trieb, daß er dem aufstrebenden deutschen Genius im Gebiete der Literatur fast feindselig gegenübertrat? Darüber dürfen wir aber nicht vergessen, wie großartig Friedrich wirkte als Feldherr durch zugleich kühne und vorsorgliche Kriegführung, als Held durch persönlichen Muth und übermenschliche Standhaftigkeit, als Regent durch weise und energische Verwaltung, Sparsamkeit und richtig angewandte Wohlthätigkeit, als durchaus selbständiger Diplomat, als Philosoph endlich, der alles Menschliche zu ergründen rastlos bestrebt ist und die erkannten Wahrheiten unbedingt, mögen sie ihm gefallen oder nicht, auch anerkennt. Er vertheidigt seinen jungen Staat gegen eine Welt in Waffen, er entdeckt und erzieht Kräfte der Nation, von denen seine Vorgänger keine Ahnung hatten, und findet bei seiner ungeheuren Regierungsthätigkeit immer noch Zeit für rein wissenschaftliche Erörterungen und künstlerische Produktion. Er ist ein Held, ein schöpferischer Regent und ein Weltweiser!

Bei einer so hochbedeutenden Erscheinung sind vor Allem die Anfänge interessant. Wie hat sich eine solche Persönlichkeit entwickelt? Welche Einflüsse haben ihn, da er noch bild- und lenksam war, nach dieser und jener Richtung hingezogen? Auf welche Erlebnisse und Erfahrungen der Jugendzeit sind die Grundsätze des Mannes zurückzuführen?

Gerade in jüngster Zeit haben verschiedenartige Publikationen — es sei nur an Droysen, Onken, Hamilton erinnert — zum längst Bekannten manches aufklärende Detail über diese erste Lebensperiode Friedrich's hinzugefügt.

Die wichtigste Quelle bleiben die Memoiren der Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Ein merkwürdiges Buch! Sie bringen uns den jungen Friedrich in unvergleichlicher Weise als Realität vor Augen, auch die übrigen einflußreichen Männer und Frauen jenes Kreises ziehen nicht wie Schattenbilder an uns vorüber, sondern wie sie leibten und lebten, in ihrem Costume, in der ganzen Individualität ihrer Zeit.

Aber auch ein gefährliches Buch! Geschrieben von einer Frau, der die Feen die einander widersprechenden Gaben verliehen, einen scharfen Verstand und ein leidenschaftliches Herz, — geschrieben, wie es jetzt feststeht, in den Tagen ehelichen Zwistes und trübster

Erfahrungen in Bezug auf menschliche Treue und Dankbarkeit. In ihrer physischen und psychischen Verstimmung flüchtet sie sich vor der Gegenwart vergeblich in die Vergangenheit, sie hat nur für das Düstere ein Auge, nur für das Leid Empfindungsfähigkeit, sie verfällt in den Fehler aller leidenschaftlichen Naturen: sie übertreibt.

Unbefangener und darum wahrer spricht Friedrich selbst in der „Histoire de mon temps“ und noch eingehender in den Brandenburgischen Memoiren über seinen Vater. Die Charakteristik, die er von ihm gibt, beweist seine volle und klare Erkenntniß dessen, was die gewaltige, in alle Einzelheiten der Verwaltung eindringende Arbeitskraft für den Staat bedeutete. Daß Friedrich Wilhelm erst die Finanz- und Wehrkraft Preußens geschaffen, wird er nicht müde hervorzuheben; er weiß auch des Vaters schroffe Eigenthümlichkeiten richtig zu beurtheilen, das Wesentliche, den geraden, offenen, deutschen Sinn unter der rauhen und ungefügen Schale zu erkennen. So war es ihm möglich, über seinen eigenen furchtbaren Conflict mit dem Vater ein versöhnendes Wort zu sprechen, das nichts Gemachtes an sich trägt. Die Markgräfin dagegen hat bei ihrer Schilderung, wenn ich so sagen darf, nur das dramatische Moment im Auge. Mag sie aber auch die Situation übertreiben, die Gestalten zuweilen verzerren, so viel geht aus der Uebereinstimmung ihres Berichtes mit denjenigen anderer glaubwürdiger Zeugen hervor, daß es gefährlich war, durch Wort oder That oder überhaupt durch stark ausgeprägte Eigenart den Widerspruch Friedrich Wilhelm's zu wecken. Er entwickelte gelegentlich seine Kraft in einem Grade, der zu dem gegebenen Widerstand in keinem Verhältniß stand; es wandelte sich dann seine Religiosität in Fanatismus, sein Rechtsgefühl in Starrsinn, seine nüchterne, nur auf das Nützliche gerichtete Weltanschauung in Barbarei. Von diesem Fehler kann ihn auch Droysen bei aller Ehrlichkeit und Schneidigkeit seiner bekannten Vertheidigung nicht reinigen. Und diesem knorrigen selfmade-man waren Geschwister zur Zucht in die Hand gegeben: die nervöse, schöngeistige Wilhelmine und der zum Zweifler geborne, geniale, aus Stolz schüchterne Friedrich! Kinder der neuen Zeit und ein Mann von altem Schrot und Korn; zwei sich schneidende Kreise, welche nur einen sehr kleinen Theil ihres Inhalts gemeinsam hatten! Insofern

kann man sagen, daß der Sohn des niedrigsten preußischen Unterthans weniger hart gebettet gewesen sei, als der Thronerbe!

Das Verhältniß wurde trüber von Jahr zu Jahr. Die Neigungen gehen weit auseinander. Der Prinz steht unter dem Einflusse französischer Lehrer und französischer Literatur. Ihm ekelt vor dem Qualm und den Späßen des Tabakcollegiums, das dem derben Vater zum täglichen Bedürfniß geworden. Der endlose Gamaschendienst ist ihm zuwider, und noch mehr die endlosen Religionsübungen, zu denen er angehalten wird. Die mehr pietistische als religiöse Tendenz tritt insbesondere in einem Stundenplan zu Tage, den Friedrich Wilhelm 1725 — sein Sohn war damals 13 Jahre alt — eigenhändig niederschrieb. Der Prinz soll sich frühzeitig rasch erheben, dann ein Gebet auf den Knieen sprechen; dann hat er sich hurtig anzukleiden und binnen fünf Minuten Thee einzunehmen, dann wird in Gegenwart aller Diener ein langes Gebet gesprochen, ein Capitel aus der Bibel gelesen und ein geistliches Lied gesungen. Fechtstunden wechseln Tags über ab mit Information in der Religion. Alle Morgen geht der Prinz mit dem König zur Parade, Sonntags marschirt er an der Spitze seiner Compagnie zur Kirche. In einer gewissen Beziehung hiezu steht die sonderbare Form des Geschichtsunterrichts; man ließ den Kronprinzen nur das Theatrum Europaeum lesen, dessen erste Bände die Religionskriege umfassen. Der Prinz soll vor allem ein guter evangelischer Christ werden. Von freier Ausbildung angeborner Geistesgaben, von Aneignung allgemeiner Cultur wird gänzlich abgesehen: der Sohn soll ein Mann werden, wie der Vater selbst einer war.

Dagegen regte sich nun im Knaben schon frühzeitig das Gefühl, daß die Deutschen an Bildung weit hinter den Franzosen zurückstehen; er fand mehr Geschmack an dem präcisen und witzigen Ausdruck in ihren Schriften und faßte den Begriff von Welt und Leben, wie sie ihn mittheilten, in sich auf. Er dachte, einem Fürsten gezieme es besser, auf geistige Vergnügungen zu denken, und empfand immer mehr Mißbehagen über das knappe, enge Soldatenwesen seiner Umgebung.

Ein Besuch am Dresdener Hofe, wohin er 1728 seinen Vater begleiten durfte, verlockte den Sechzehnjährigen gleich sehr zu berechtigten, wie zu ungerechten Vergleichen mit seinem spartanischen Daheim. Er bewegte sich zum ersten Male in der Welt ohne

Zwang, empfing zum ersten Male die Aufmerksamkeiten und Huldigungen, zu denen ihn seine Stellung berechtigte. Allerdings war damals das Leben am sächsischen Hofe im Kern so ungesund und unsittlich wie möglich. Aber die Außenseite war glatt und glänzend, man lebte im Stil eines Grandseigneur. Der junge Mann sah sich plötzlich aus einer Casematte in die Gärten der Armida versetzt! Auf den Vater freilich machte die Pracht, welche König August zu Ehren seiner Gäste entfaltete, wenig Eindruck. Die Fasangärten und Orangerien, erklärte er, seien in Dresden weit besser als diejenigen in Potsdam, aber das Zeughaus sei tausendmal schlechter als das Berliner; es verlohne sich also nicht der Mühe, eine so weite Reise zu machen.

Die einzige Freude, die der König seinem Sohne eine Zeit lang unverkümmert ließ, war seine Flöte. Wie fühlte sich Friedrich frei und glücklich, wenn er nach der steifen Parade und der noch steiferen Hoftafel die Uniform ablegen und sich mit seiner Flöte und seinen Büchern beschäftigen konnte. Der Vater hatte aber schlechterdings keinen Sinn dafür, daß eine auf Kunst und Literatur gerichtete Sinnesweise zu etwas Rühmlichem und Gutem, er sah nur, daß sie auf Abwege führen könne.

Das Verhältniß von Vater und Sohn charakterisirt am Besten eine Stelle aus einem Briefe Friedrich Wilhelm's vom 28. August 1731. „Alles habe ich angewandt, dir eine rechtmäßige Ambition, Lust und Inclination zum Soldatenhandwerk zu inspiriren. Ich habe aber nicht reussiret, weil du die Ambition in Hoffart verkehret hast und anstatt einer rechten Lust, Liebe und Application zum Handwerk einen rechten Widerwillen dagegen getragen, daß es alle Leute observiren können, daß es dir kein Plaisir, sondern eine rechte Last sei. Wie du denn auch dich gegen Fremde und Einheimische darüber beklaget hast und ein Soldat, der Ambition und rechtschaffene Lust dazu hat, wie ich dir tausendmal gesagt habe, auch eine Inclination haben muß zu Allem, was männlich ist, und nicht zu dem, was weibisch ist; daß er sich selbst nicht schonen, sondern sich sogleich exponiren und einfinden muß, wenn es Occasionen gibt, sich zu zeigen; der ferner nach keiner Kälte noch Hitze was fraget, noch nach Hunger und Durst, und die stärksten Fatiguen, die da sein können, gern aussteheт. Du aber hast in allen Stücken gegen mich einen Abscheu davor gezeiget und wenn es auf Jagden, Reisen und andre Occasionen angekommen, hast du alle-

zeit gesuchet, dich zu schonen und lieber ein französisches Buch des bon mots oder ein Comödienbuch oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst oder Fatiguen."

„Die Flöte ward zerbrochen", so erzählt Wilhelmine, „die Bücher wurden aus dem Schloß verbannt, der Prinz bekam Fußtritte und Prügel und wurde an den Haaren gezerrt. Bei Tisch wurden ihm die Schüsseln an den Kopf geworfen, zuweilen ward er auf Wasser und Brod beschränkt, zuweilen gezwungen, ekelhafte Kost hinabzuschlingen, so daß er sie nicht behalten konnte; einmal schlug ihn sein Vater zu Boden, schleifte ihn durch's Zimmer an ein Fenster und wurde mit Mühe abgehalten, ihn mit der Gardinenschnur zu erdrosseln." So weit Wilhelmine, deren Aussagen z. B. Macaulay unbedingt Glauben schenkt, so daß bei ihm Friedrich Wilhelm geradezu als Unmensch erscheint, wie er selbst sich ausdrückt, halb Puck, halb Moloch. Beglaubigt, von weniger dramatisch schreibenden Zeugen beglaubigt ist nur, daß der König mehrmals den Sohn mißhandelte und dazu noch die beschimpfende Aeußerung fügte, Friedrich habe keinen Funken Ehre im Leibe, sonst würde er sich bei einer solchen Behandlung eine Kugel vor den Kopf schießen.

Dem Prinzen machte dies, anstatt auf seine Sinnesweise nach des Vaters Willen einzuwirken, nur seinen Zustand unerträglich, und der Wunsch stieg in ihm auf, auch wider Wissen und Willen des Vaters den Hof zu verlassen. Es war schon wiederholt das Projekt von englischen und preußischen Diplomaten verhandelt worden, wonach der Kronprinz mit einer englischen Prinzessin vermählt werden sollte. Friedrich Wilhelm war schon aus religiösen Gründen gegen die Aufnahme einer englischen Prinzessin an seinen Hof. Der Kronprinz aber sah in dieser Vermählung das einzige Mittel, der verhaßten Ketten los zu werden.

Die Weigerung des Vaters, auf das Projekt weiter einzugehen, legte er sich in gehässigster Weise zurecht. „Der König behandelt mich auf eine unerhörte Weise", schreibt er an Hotham, „und schreckliche Dinge bereiten sich gegen mich vor. Der wahre und uneingestandene Grund, weßhalb der König in diese Heirath nicht willigt, ist der, daß er mich ewig in Abhängigkeit erhalten und mein ganzes Leben einkäfigen will." Gemeinsam mit der Mutter, Sophie Dorothea, der Tochter König Georg's I. von England, setzte er heimlich die Unterhandlungen fort. Da kam es zwischen

dem König und dem englischen Gesandten einer anderen Angelegenheit wegen zu einer heftigen Scene. „Was, ihr wollt mir in meinem Hause Gesetze vorschreiben?“ brauste der König auf und machte eine Bewegung mit dem Fuße, die nicht mißzuverstehen war. Der Gesandte erklärte darauf, die Ehre der englischen Krone zwinge ihn, sofort Berlin zu verlassen. Jetzt war auch des Prinzen Entschluß gefaßt, heimlich nach London zu entfliehen, um den durch des Vaters Starrsinn vereitelten Plan zur That zu machen. „Sie haben mich“, sagte er zu seiner Schwester, „zu König Artus Tafelrunde geladen, dort ist der Hafen der Freiheit, und um einer schönen Braut willen ist die Fahrt schon zu wagen.“ Er und sein Freund, Lieutenant Katt, der die Briefe besorgte, besaßen so wenig Geschick, ihr Unternehmen verborgen zu halten, daß bald der ganze Hof davon wußte. Eben hatte der König, erzürnt, daß er für den Prinzen ein paar tausend Thaler Schulden bezahlen mußte, ein Edikt erlassen: „daß bei Strafe der Karre und nach Befinden Leib und Lebens Niemand einem Minderjährigen, auch nicht von der königlichen Familie, Geld leihen sollte.“ Dennoch hatte Katt eine mäßige Summe für den Kronprinzen aufzutreiben gewußt und bei dem polnischen Gesandten Hoym einen Paß erwirkt, weil der Prinz incognito eine Reise zu machen wünsche.

Im Juli 1730 mußte Friedrich in Begleitung des Vaters das sächsische Lager bei Mühlberg besuchen. Hier sollte die Flucht in's Werk gesetzt werden, aber König August, der um des Prinzen Vorhaben wußte, überredete ihn, die Feste und die Freundschaft nicht zu stören. Von hier aus begaben sich Vater und Sohn zum Markgrafen von Ansbach auf Besuch. Auch diesem war der Fluchtplan schon bekannt, und weil er fürchtete, daß er, falls es in seinem Lande zur Katastrophe käme, am König einen schlimm gelaunten Gast haben werde, erlaubte er dem Prinzen nicht einmal, Pferde aus seinem Marstall zu reiten. Auch dem Könige selbst war durch Seckendorff längst mitgetheilt, daß die Flucht des Kronprinzen allerorten das Tagesgespräch bilde, und weil sich diese Kenntniß im Benehmen des Königs deutlich verrieth, glaubte der Prinz den Plan nicht länger aufschieben zu dürfen. Er schrieb an Katt: „In zwei Tagen bin ich frei, ich habe Geld, Kleider und Pferde, meine Flucht wird unfehlbar gelingen, und sollte ich verfolgt werwerden, so will ich in einem Kloster eine Freistatt suchen, wo man unter Scapulier und Kutte den argen Ketzer nicht herausfinden

wird.“ Durch einen sonderbaren Zufall wurde dieser Brief zum Verräther. In aller Eile hatte der Prinz das Schreiben „An Lieutenant v. Katt, über Nürnberg“ adressirt, „in Berlin“ aber hinzuzufügen vergessen. Der Postmeister in Nürnberg vermuthete, daß der Brief an einen preußischen Werbeofficier Katt in Nürnberg gerichtet sei, und gab ihn an diesen, der ihn dienstgetreu seinem König nach Frankfurt nachschickte.

Ein wirklicher Fluchtversuch des Prinzen war inzwischen durch das Knarren des Thores einer Scheune im Dorfe Steinfurt bei Sinsheim, wo er Nachtquartier genommen hatte, vereitelt worden. Sein Begleiter, Baron Rochow, war darüber aufgewacht und hatte den Prinzen, der schon zu Pferde saß, halb mit Gewalt bewogen, seinen Plan aufzugeben. Am nächsten Tage entlud sich in Mannheim nach dem Eintreffen des Prinzen bei dem Vater das Ungewitter. In einem der kurfürstlichen Prunkgemächer im Schloß zu Mannheim rief plötzlich der König den Obristlieutenant Rochow zu sich an's Fenster und rief ihm zu: „Mein Sohn, der Oberlieutenant Fritz, hat entfliehen wollen, ich weiß es, hier ist aber nicht Ort und Zeit, davon zu reden, man muß warten, bis wir auf eigenes Gebiet nach Wesel kommen. Sie stehen mir mit Ihrem Kopf dafür, daß der Prinz dahin gebracht wird, — lebendig oder todt!“ Noch ahnte nur der Prinz, daß man ihn beargwohne, bald aber lehrte ihn die Behandlung, die er erfuhr, daß Alles verrathen!

Am 12. August Abends langte man in Wesel an und hier kam der Streit zwischen Vater und Sohn zu einem Ausdruck, in welchem der Gegensatz der Charaktere mit der militärischen Ordnung und der politischen Lage verschmolz und die schwersten Folgen heraufzuführen drohte. So spät es schon war, lud der König sogleich den Prinzen zum Verhör vor. „Warum hast du entfliehen wollen?“ „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sclaven tractirt haben!“ „Du bist ein infamer Deserteur, der weder Muth, noch Ehre hat!“ „Ich habe so viel wie Sie!“ Diese heftig herausgestoßenen Worte reizten den König so zur Wuth, daß er den Degen zog, allein rasch entschlossen ergriff General Mosel seinen Arm und beschwor ihn, nicht in solcher Aufregung das Verhör fortzusetzen. Ranke nennt die Erzählung über diesen Ausbruch väterlicher Heftigkeit unverbürgt, aber der Ton der vom König eigenhändig niedergeschriebenen Instruktion für General

Buddenbrock, „auf was Art er des Königs Sohn von Wesel nach Küstrin wohlverwahrt bringen soll“, läßt solche Vorfälle gar nicht unglaublich erscheinen. Der Prinz selbst hatte Katt als seinen Vertrauten genannt, weil er annahm, daß sich dieser schon nach Holland begeben habe. Als er vernahm, daß Katt in Berlin festgenommen sei, und man ihm andeutete, es könne dem Freunde wohl das Leben kosten, verstand er sich dazu, an den Vater einen flehentlichen Brief zu richten, Katt sei nur der Verführte, er allein trage die Schuld. In den Verhören gestand er zu, er habe Unrecht gethan, aber als Deserteur dürfe er nicht betrachtet werden, es sei ihm gar nicht in den Sinn gekommen, daß man solchen Vorwurf gegen ihn erheben könne.

In Küstrin wurde er in scharfen Arrest gebracht. Der König selbst setzte die Fragen auf, die ihm das Kriegsgericht vorzulegen hatte. Die erste lautete: was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Complotte zur Desertion mache? Der Prinz antwortete, er glaube nicht, gegen die Ehre gehandelt zu haben. Artikel zwei: ob er sich noch für würdig halte, Landesherr zu werden? Der Prinz: er könne nicht sein eigener Richter sein. Der dritte: ob er sein Leben geschenkt haben wolle oder nicht? Der Prinz: er unterwerfe sich der Gnade des Königs. Der vierte und letzte Artikel: ob er, um sein Leben zu retten, auf die Erbfolge verzichten wolle? Der Prinz: an seinem Leben liege ihm nicht viel, aber er hoffe, Seine Majestät werde nicht so ganz ungnädig sein, der König möge mit ihm machen, was er wolle, er werde ihn dennoch ehren und lieben!

Die Tradition lautete früher, der Prinz sei vom Kriegsgericht mit allen Stimmen gegen zwei zum Tode verurtheilt und der König nur durch fremde Intervention abgehalten worden, das Urtheil zu vollstrecken. Allein aus den Protokollen des Kriegsgerichts erhellt, daß die Richter fast insgesammt der Ansicht waren, das Vorhaben des Prinzen habe Nichts mit Desertion gemein, die intendirte, aber nicht exequirte Flucht sei eine Staats- und Familiensache zwischen dem König und seinem Sohn. Damit fällt die Vermuthung weg, der König habe im Ernst an eine Hinrichtung seines Sohnes gedacht, denn gegen den Spruch der Richter würde er doch nie eine solche Verfügung getroffen haben. Der Prinz selbst glaubte noch nicht an eine tragische Wendung seines Geschickes. Er schrieb zwar bittere Verse über die fortune inconstante an die

Wand seines Gefängnisses, aber an seine Schwester schrieb er in fast übermüthiger Laune: Hoffentlich werde bald wieder der Tag erscheinen, wo ihr principe und seine principessa, ihre Laute und seine Flöte, in lieblicher Harmonie sich vereinigen würden.

Allein auf seine Tage sollte bald ein düsterer Schatten fallen.

Auch über Katt hatte sich das Kriegsgericht zu dem milderen Urtheil: Festungsstrafe auf Lebenszeit geeinigt, da ja doch sein strafbares Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen. Friedrich Wilhelm cassirte aber dieses Urtheil, weil es aus Menschenfurcht geflossen sei. Zum zweiten Male blieb das Gericht auf seinem Spruch, aber nun verhängte der König aus eigener Machtvollkommenheit: „weil Katt, obwohl als Officier der Garde ihm noch mehr als andere persönlich verpflichtet, mit der künftigen Sonne tramiret, und sich behufs Desertion mit fremden Gesandten in Durchstechereien eingelassen habe“ — das Todesurtheil über ihn. Vergebens bat der Unglückliche mit rührenden Worten um Erbarmen: der bibelfeste Monarch erwiderte, es sei besser, daß der Schuldige sterbe, als daß die Gerechtigkeit Schaden leide. Und so weit ging der König in seinem Zorn, daß er anordnete: vor des Prinzen Augen soll sein Genosse mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden.

Und so geschah es am 6. Nov. 1730. Unmittelbar unter den Fenstern des Kerkers, in welchem Prinz Friedrich saß, nur ungefähr 18 Schritte davon entfernt, stand das Schaffot.

„Verzeihen Sie mir, mein theurer Katt!“ rief Friedrich, als der Unglückliche die Richtstätte bestieg, „wollte Gott, ich könnte an Ihrer Stelle sterben!“

„Ich wüßte nicht, Monseigneur, was Sie mir zu verzeihen hätten!“ erwiderte Katt mit fester Stimme, nahm sich selbst die Binde von den Augen und richtete auf den Freund den letzten Blick — —

Eine wohlthätige Ohnmacht ließ Friedrich wenigstens nicht das Schrecklichste schauen. Als er wieder zu sich kam, verwandte er den ganzen Tag über kein Auge vom Schaffot, wo Kopf und Rumpf des Todten neben einander lagen, bis Abends ein paar Bürger den Körper in einen Sarg legten und wegtrugen.

Jetzt war es dem Prinzen zur Gewißheit geworden, daß auch sein Tod beschlossen sei. In finsterem Brüten verbrachte er die nächsten bangen Tage in einsamer Haft. Der Tod Katt's hatte

indessen den Zorn des Königs beschwichtigt; auch schmeichelte es ihm, daß fast alle europäischen Höfe seine Gnade für den Kronprinzen anflehten. Wenn dieser selbst Zeichen von Reue gäbe, so erklärte er an Grumbkow, werde er vielleicht Gnade für Recht ergehen lassen. Anfangs weigerte sich Friedrich entschieden, an seinen Vater zu schreiben; allein dem gewandten Höfling gelang es endlich, ihn zu bewegen, daß er an den König schrieb, er unterwerfe sich ganz und gar der allerhöchsten Gnade.

„Merkwürdig finde ich“, sagt Ranke, „daß in dem ganzen Lauf des Processes kein Wort des Hasses, keine Spur einer politischen Ansicht zum Vorschein kommt. Wie ganz anders ist dieser Vorfall am preußischen Hof, wie derjenige am spanischen. Don Carlos hatte wiederholt in fieberhafter Gereiztheit von der Ermordung seines Vaters gesprochen; auch der russische Alexei hatte die Absicht in sich genährt, das Regiment seines Vaters umzustoßen, den er als Unterdrücker des Vaterlandes betrachtete. Hier sehen wir nur einen Vater, der einen Sohn und Nachfolger nach seinem Sinn haben wollte, und einen Sohn, in dem sich ein angeborner Bildungstrieb dagegen sträubt, der einer abweichenden Lebensansicht huldigt, jetzt aber unter gewaltigen Erschütterungen genöthigt wird, davon zurückzukommen.“

Während noch der Prinz die Verkündung des Todesurtheils nahe glaubte, erhielt er die Nachricht, der König wolle, weil er durch den Prediger von seiner reumüthigen Zerknirschung gehört habe, ihn aus der Haft entlassen, gegen eidliche Versicherung, nie wieder einen Versuch zu machen, sich der väterlichen Gewalt zu entziehen.

„Er soll arbeiten lernen“, sagte der König, „das wird ihm solche Gedanken austreiben!“ Der Prinz richtete an ihn die Bitte, er möge ihm wieder das Porte-épée an den Degen verleihen. „Ja, ist denn der Fritz ein Soldat? Dann ist ja alles gut!“ rief erfreut der König. Aber nicht als Soldat, sondern als Auscultator der Kriegs- und Domanialkanzlei zu Küstrin sollte er sich zunächst die Zufriedenheit seines „gnädigen“ Herrn Vaters wieder zu erwerben suchen. An einem in der Kanzlei zunächst der Thür aufgestellten Tischchen sollte er alle Tage von halb 7 bis halb 12 und von 3 bis 5 Uhr arbeiten; in den späteren Stunden sollten ihn die Beamten in Cameralsachen unterrichten. Musik durfte er weder üben noch hören, über Politik mit Niemand sprechen,

von Büchern waren ihm nur die Bibel, das Gesangbuch und Arndt's wahres Christenthum bewilligt; habe er noch Zeit übrig, so könne er sich aus dem Küstrin'schen Archiv die Dokumente der alten Verfassung der Markgrafschaft Küstrin vorlegen lassen.

Die anonym erschienene Vie privée de Frédéric second erzählt, der Prinz habe nun zwar die Sitzungen besucht, aber darin Nichts gethan als Caricaturen der Herren Räthe gezeichnet. Dagegen zeugen viele Berichte und Vota von der Hand des Prinzen, der König selbst sah seine Arbeiten öfter durch und notirte, wo er nur des Prinzen Unterschrift sah: „Fritz soll nicht bloß unterzeichnen, er soll selbst arbeiten!“

Um ein Bedeutendes stieg er wieder in der Gunst des Vaters, als er erklärte, er wolle nicht länger an der calvinistischen Lehre von der Prädestination, die sein Vater unbedingt verwarf, festhalten. Hocherfreut schickte ihm der Vater als Beweis seiner Zufriedenheit ein paar Predigten. Wilhelmine ermahnte in anonymen Briefen den Bruder, auszudauern in seiner Mäßigung, die sie bewundere, und seine Ehre in standhaftem Ertragen der Widerwärtigkeiten zu erblicken, — mußte ja doch sie selbst dem ungeliebten Manne die Hand reichen. Grumbkow schickte, um sich den künftigen Landesherren zu versöhnen, Formulare, nach denen die Briefe an den König einzurichten wären, damit dieser bei guter Laune bleibe.

Vor Kurzem würde Prinz Friedrich ein solches Anerbieten als freche Zumuthung zurückgewiesen haben, — jetzt ließ er sich den Dienst gefallen!

Er war ein anderer geworden!

Nicht mehr der fröhliche, leichtlebige Idealist — die erduldeten Leiden hatten seinen Verstand gereift, aber sein Herz verhärtet. Er hatte Selbstbeherrschung und Verstellung gelernt. Unbedenklich gab er sich jetzt den Anschein, als ob er sich gern allen Ansichten des Vaters füge, nur um wieder in eine bessere Lage zu kommen.

In unterwürfigster Weise spricht er von Nichts als von Paraden, schönen Kerls, neugewaschenen Zelten, Monturen und anderen Dingen, wovon der Herr Vater gern hört. Hie und da nimmt er sich die Freiheit, ein paar Würste oder eine Pastete oder Erdbeeren in aller Unterthänigkeit nach Berlin zu senden. Gelegentlich des väterlichen Geburtstages bittet er um Erlaubniß, erklären zu dürfen, daß er „mit aller ersinnlichen submission, Treue, Respect

und, wann es erlaubt sei zu sagen, mit allerunterthänigster Liebe bis an sein Grab verharre als treugehorsamster Diener des allergnädigsten Königs und Vaters."

In einsamen Stunden klagte er in französischen Versen über das schwere Loos, auf das Liebste, die Freiheit, verzichten zu müssen, und tröstete sich mit der Hoffnung auf bessere Tage.

Nach einem Jahre der Buße sollte er seinen Vater wieder sehen dürfen. Die Zusammenkunft fand im Regierungsgebäude zu Küstrin statt. Ob Friedrich damals wirklich, wie Grumbkow an Seckendorff schrieb und Ranke glaublich findet, durch die väterlichen Vorstellungen so gerührt wurde, daß er sich voll Hingebung ihm zu Füßen warf, oder ob auch dieser Act vorbereitet war, wie nach des Prinzen eigenem Geständniß seine Reden, ist nicht zu entscheiden. Zum Zeichen seiner Versöhnung gestattete Friedrich Wilhelm, daß sein Sohn zuweilen Küstrin verlasse und die nächstliegenden Aemter besuche. Allmählich gewann der Prinz, da er wenigstens anscheinend Freiheit genoß, mehr Lust und Eifer für die Arbeit, wie sie die Verwaltung der in den letzten Jahren herabgekommenen Aemter mit sich brachte.

Dem herzhaften Eingehen auf die Prosa des Verwaltungsdienstes, sagt Oncken, stand anfangs ein Charakterzug im Wege, den der Prinz mit seiner älteren Schwester gemein hatte, die Liebhaberei, das Kleine kleinlich, das Trockene lächerlich zu finden, und über Alles, was sich nicht geistreich und geschmackvoll ausnahm, die Lauge des Spottes auszugießen. Er spricht von seiner Stellung nur wie von einer „Galeere, an die er geschmiedet sei", und dem Kammerdirector Hille gereicht es zu argem Verdruß, daß sein Zögling immer nur attisches Salz verlangt und sich um das Sachliche nicht kümmert. „Beim Prinzen war das nicht die Hoffart des Flachkopfes, der alles auslacht, was er nicht versteht, und deßhalb sein Leben lang nichts lernt, sondern, was Hille nicht sogleich durchschaute, der Jugendfehler eines wirklich geistreichen Menschen, der sich nicht imponiren lassen will, er wisse denn warum, und der, wenn er platte, alltägliche Roharbeit verrichten soll, verlangt, daß ihm die Seiten derselben gezeigt werden, die ihm zu denken, nicht zu lachen geben." Kaum hatte er das Zweckmäßige, das Fruchtbare der Arbeit erfaßt, so ergriff er die damit verbundenen Studien mit einem Fleiß, den ihm Niemand zugetraut hätte; er kümmerte sich um Alles in seinem Gebiet, sogar um Viehzucht und

Ackerbau, er untersuchte, wo Verbesserungen getroffen werden könnten, und suchte sich von Allem eigene Einsicht zu erwerben.

Es war ein entscheidender Wendepunkt in der Geschichte seines Lebens. Fahrt wohl, Hoffnungen und Träume der Jugend! Die ersehnte Geliebte, das Glück, entschwindet auf rollender Kugel, — an ihre Stelle tritt ein ernstes Weib, die Pflicht!

Auch politische Entwürfe arbeitete Friedrich in dieser Zeit aus. Am berühmtesten wurde derjenige, in welchem er die geographische Lage Preußens einer Kritik unterzog und den Besitz von West-Preußen und Schwedisch-Pommern für die Monarchie als eine politische Nothwendigkeit hinstellte, wenn sie nicht bei der nächsten Krisis auch das schon Errungene verlieren wolle. Seckendorff schickte den Aufsatz an Prinz Eugen. Dieser, indem er an der Klaue den Löwen erkannte, äußerte sich voll Staunens über die weitsehenden und wohlbegründeten Ideen des jungen Fürsten, der wohl dereinst seinen Nachbarn gefährlich werden dürfte.

Nach der Versöhnung betrieb der König, um die weitschweifenden Wünsche des jungen Mannes in einen engeren Kreis zu bannen, eifrigst die Vermählung des Sohnes. Da und dort liest man die Behauptung, es habe der Plan einer Vermählung des Thronerben mit der Erbtochter des letzten Habsburgers, Maria Theresia, bestanden. Doch findet sich in den diplomatischen Korrespondenzen auch nicht eine Andeutung davon, und wenn man, abgesehen von den politischen Gegensätzen, nur den confessionellen zwischen Kaiser Karl VI. und Friedrich Wilhelm in's Auge faßt und erwägt, wie jeder von beiden wahrhaft fanatisch an seinem Glauben hing, darf man ohne Zaudern behaupten, daß keinem von beiden ein solcher Gedanke in den Sinn kommen konnte. Durch österreichischen Einfluß aber wurde die Aufmerksamkeit des Königs auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig, eine Nichte der Gemahlin Karl's VI., gelenkt, und dem König gefiel gar wohl, was er von ihr hörte, daß sie zwar nicht hübsch, aber bescheiden und gottesfürchtig sei. Er schlug dem Prinzen die Verbindung mit der braunschweigischen Prinzessin vor; wenn Friedrich einen Erben habe, fügte er lockend hinzu, könne er reisen, wohin er wolle.

Prinz Friedrich glaubte gerade damals eine Dame zu lieben, eine Frau von Wreech, deren Gatte in der Nähe von Küstrin Gutsbesitzer war. Noch sind seine wunderlichen Liebesbriefe erhalten. Sie sind auf grobes, graues Actenpapier geschrieben; die krumm-

linigen Zeilen füllen dasselbe oben und unten bis an den Rand. Huldigende Verse wechseln mit beissenden Satiren auf Personen der prinzlichen Umgebung. Als der Liebesbewerber allzu dringlich wurde, machte die Dame dem Briefwechsel mit einem poetischen Scherz ein Ende, der die Andeutung enthielt, daß ihr Gatte von Allem unterrichtet sei.

Groll und Verdruß über diese Abweisung mochten noch mit leidenschaftlichen Aufwallungen in der Brust des jungen Mannes kämpfen, als die Aufforderung zu einer Convenienzheirat an ihn erging.

Im ersten Augenblicke überwog die Furcht vor dem Zorn des kaum besänftigten Vaters; er schrieb in unterwürfigstem Sinne an ihn. Kaum indeß war dieser Brief abgesandt, stellte sich die Betrachtung ein, daß er sein Loos durch diese Verbindung unerträglich mache. Nun schrieb er an Grumbkow, daß er nun und nimmer dem Vater darin gehorchen könne. Er fordere Unglück gegen Unglück heraus und wolle lieber seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machen, als für immer elend leben. Grumbkow erwiderte mit beschwichtigenden Worten; zugleich langte ein Brief des Königs an, der dessen große Freude aussprach, einen so gehorsamen Sohn zu haben, und Friedrich anwies, sofort nach Berlin zurückzukehren.

Und Friedrich fügte sich auch dieses Mal. Er verband sich auf Befehl des Vaters mit einem Mädchen, das bei vielen sittlichen Vorzügen nicht eine einzige Eigenschaft, nicht die Macht noch den Muth besaß, um diesen Mann zu fesseln. Sie gelobten einander für immer zu lieben, aber wahrscheinlich hatten beide die Ueberzeugung, daß sie den Schwur niemals würden erfüllen können. Bei der Verlobung sollen dem Prinzen Thränen in den Augen gestanden haben; es können nur Thränen inneren Unmuths und schmerzlicher Erregtheit gewesen sein. Zur Belohnung beförderte der König den Auscultator an der Küstriner Domänenkanzlei zum Oberst eines Infanterieregiments, das zu Ruppin in Garnison lag. —

Das der Thronbesteigung Friedrichs vorhergehende Decennium, sagt Fontane, pflegt in zwei ungleiche Hälften getheilt zu werden, in die düsteren Tage von Küstrin und in die heiteren von Rheinsberg. Dazwischen liegt die kürzere Episode von Ruppin, unscheinbarer und weniger dramatisch, hier tritt kein Katt auf's Blutgerüst

und kein fröhlicher Bayard-Orden wird gestiftet, aber auch diese stilleren Tage haben ihre Bedeutung.

Aller Zwiespalt zwischen Vater und Sohn schien vergessen. Man wird förmlich überrascht durch die Erlasse des Königs, die sich damit beschäftigen, dem wieder zu Gnaden Aufgenommenen sein Entree und den Aufenthalt im Städtchen möglichst angenehm zu machen. „Der Galgen in Ruppin" signirt er am 24. Mai 1732, „soll außer der Stadt herausgeschafft, auch die Pallisaden an die Mauer gesetzt und alle Schlupflöcher zugemacht werden. Muß alles gegen den 20. Juni fertig sein. Auch soll das Haus dicht bei des Obersten Haus, so der Kronprinz zu Dero Quartier choisiret, gehörig aptiret werden." In einer Ordre vom folgenden Tage heißt es: „Das Regiment soll den 2. Juni aus Neu-Ruppin ausmarschieren. Dann soll gleich der Koth aus der Stadt geschafft und die Häuser, so noch nicht abgeputzt sind, sollen abgeputzt werden."

Was den Prinzen nun zuerst und zumeist in Anspruch nahm, war die Ausbildung seines Regiments. Wie früher in der Civilpraxis, so fing jetzt die ernstliche Beschäftigung mit dem „Dienst" an, ihm den Soldatenstand lieb zu machen. Er fing an, wie sein Vater, auf Kleines zu achten, ohne darüber die großen Ziele und Absichten aus dem Auge zu verlieren. Wenn Revuen in Aussicht standen, so wurde auf das Strammste exerciert, um dem Regiment eine Haltung wie aus einem Guß zu geben. Der Prinz sah seine Anstrengungen belohnt. Sein Regiment bewährte sich bald so glänzend, daß es durch Erscheinung und Exercitium die Bewunderung des strengen Inspicienten erntete.

Mit seinen Kameraden verkehrte der Prinz in ungezwungener Weise. Er legte sich einen Garten vor der Stadt an, mit einem Tempel, der Amalthea geweiht. Hier versammelte er öfter eine kleine Gesellschaft von Officieren um sich. Noch ist kein Voltaire da, der seine Pikanterien präsentirt hatte, noch fehlen die Algarotti, D'Argens und la Mettrie, aber unter den gewöhnlich Geladenen war schon Chevalier Chasot, der nach und nach der intimste Freund Friedrich's wurde. Zuweilen überschritt man in jugendlichem Uebermuth die Grenzen des Erlaubten. Man warf ruhsamen Bürgern Nachts die Fenster ein, zettelte Liebeshändel an und hielt durch allerlei Schabernack die Kleinstadt in Athem. Doch bei allem dem lagen Leichtsinn und Leichtlebigkeit Friedrich nicht im Blute; er

hatte von schlimmen Eigenschaften nur die, welche zur Größe förderlich sind. So blieb er denn in seiner Berufsthätigkeit gewissenhaft und unermüdlich; daneben trieb er, nunmehr unbelästigt und unbeschränkt, all die Studien, die ihm zur Ausbildung der geistigen, wie der moralischen Fähigkeiten nothwendig erschienen. Er beschäftigte sich mit Historie, Politik, Philosophie; nicht oberflächlich, nicht pedantisch, aber immer mit der bestimmten Absicht auf seinen einstigen Regentenberuf. So lieb ihm die Werke der Fontenelle, Rollin, Voltaire sind, so widmet er doch den militärischen Schriften die meiste Zeit und seine besondere Aufmerksamkeit. Von Cäsars Commentaren bis zu Feuquiere's „Mémoires sur la guerre“ ist ihm Alles bekannt, was die militärische Literatur Bedeutendes hervorgebracht.

Der 12. Juni 1733 machte dem ungebundenen Junggesellenleben ein Ende. In Salzdahlum, dem herzoglichen Lustschloß bei Wolfenbüttel, wurde die Vermählung Friedrich's mit Prinzessin Elisabeth gefeiert. „Meine liebe Schwester,“ schreibt er an Wilhelmine, „vor einer Minute ist die Ceremonie verrichtet worden, Gott sei Dank, daß sie vorüber!“

Auf den 27. Juni ist der feierliche Einzug der Neuvermählten in Berlin anberaumt. Auch Wilhelmine eilt von Bayreuth dahin. Ein harter Tag für sie! Kein Schlaf die Nacht vorher, um vier Uhr Morgens beginnt bei Charlottenburg die Revue, musterhaft marschieren die langen Grenadiere in endlosen Reihen daher, ebenso glänzend ist der Corso der Hofequipagen, „waren unser mehr denn achtzig Kutschen voll,“ aber nirgends Schutz gegen die flammende Junisonne! Wilhelmine glaubt vor Hitze, Hunger und Durst verschmachten zu müssen, bis endlich der König die Heerschau beendigt und der Kronprinz mit seiner Gemahlin unter Kanonendonner und Trompetenschall in seine Residenz einfährt. Die Schilderung, welche die Markgräfin in ihrer Erinnerung von jenen Tagen und von der Kronprinzessin entwirft, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Nichts ist seltener, als daß die Schwester gerecht über die Schwägerin urtheilt. Linkisch und blöde, ohne ein Wort zu sprechen, sei die junge Frau dagestanden, so daß ihr Gatte endlich rief: „Peste soit de la bête!“ „Hol der Kukuck die Einfalt! So danken Sie doch meiner Schwester!“ worauf die Arme einen Knix nach dem Vorbild der Agnes in der „Ecole des femmes“ machte.

Der jungen Prinzessin fehlte es durchaus nicht an natürlicher

Grazie und Munterkeit; aber diese einfache Natur empfand instinctiv das Außerordentliche ihres Gemahls und fühlte sich deshalb ihm gegenüber eingeschüchtert, ungelenk, bedrückt. Bescheidenheit aber gehört leider zu den unproduktiven Tugenden. Ein Mann wie Friedrich, ganz Spannkraft, geistvoll und in einem großen Ideenkreis lebend und webend, konnte durch Passivität nicht gefesselt werden.

Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als wolle sich ein harmonisches Zusammenleben der Gatten allmählich anbahnen, aber bald wuchs die Entfremdung bis zu unüberwindlicher Abneigung auf, und die Gatten lebten völlig getrennt bis zum Tode Elisabeth's. Ohne Zweifel hat das Fehlen des weiblichen Elements im Leben Friedrich's bedeutsam auf die Charakterentwicklung eingewirkt. Von der Empfindsamkeit und Weichheit, die der junge Friedrich zeigt, findet sich in späteren Lebensjahren keine Spur, er hat sich die dem Feldherrn und dem Staatsmanne nothwendigen Eigenschaften, Kälte, Besonnenheit, Beharrlichkeit, in vollstem Maße angeeignet, aber auch einen Zug ätzender Ironie in sich ausgebildet, der sich am leichtesten daraus erklärt, daß er niemals eine das tiefinnerste Wesen ergreifende Neigung gefühlt, wohl aber seine Vereinsamung schmerzlich empfunden hat.

Die Bereitwilligkeit des Sohnes, sich in das Eheprojekt des Vaters zu fügen, bewog diesen zu einem Act seltener Freigebigkeit. Als er erfuhr, daß seinem Sohne das alte Schloß Rheinsberg bei Ruppin wohlgefalle, kaufte er es heimlich, schenkte es dem Kronprinzen und noch überdies beträchtliche Summen, um es sich nach eigenem Geschmacke umbauen zu können. Friedrich that dieß mit leidenschaftlichem Interesse; auch nachdem er es bezogen, hörte er nicht auf, daran fortzubauen und es auszuschmücken, bis es in allen Stücken seinem Geschmack entsprach.

Eine stille Seefläche — ich folge der Schilderung des liebenswürdigen Geschichtschreibers der Mark, Theodor Fontane, — dahinter ansteigend grüne Rasenmatten und endlich das Schloß selbst, ein Mittelbau und zwei Seitenflügel mit abgestumpften Rundthürmen, so bietet sich Rheinsberg dem Besucher dar. Treten wir durch das Portal, so haben wir die alte Zeit leibhaftig vor uns. Die Spiegel mit ihren Barockrahmen, die Tische mit ausgeschweiften Füßen, die Atlasgardinen, die Deckengemälde mit Nymphen und Satyren, — Alles erinnert an jene reizvolle, aus prosaischen und poetischen

Elementen wunderlich gemischte Zeit. Und dort ist er selbst, der seinem Jahrhundert den Namen gab, an den Wandpfeilern gegenüber die Büsten Voltaire's und Diderot's. Der Arbeitstisch des Prinzen ist kaum so groß wie ein moderner Damenschreibtisch; die Steinplatte war ehedem mit Sammet überzogen, an dem aber seit hundert Jahren die Taschenscheeren und Federmesser der Engländer arg gewüthet haben. Der Park ist eine glückliche Mischung von französischem und englischem Geschmack; es fehlen nicht die üblichen Schaustücke, Säulentempel, Statuen, künstliche Ruinen; viele Gärten bergen reicheren und geschmackvolleren Schmuck, aber welche Namen knüpfen sich an diese Räume!

Ehe noch der Bau des Schlosses beendet war, führte die Eröffnung des Krieges zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich im Sommer 1734 den preußischen Kronprinzen an den Rhein. Im kaiserlichen Heere war nur noch der Schatten des großen Eugen, Philippsburg ging verloren, das thatenlose Hin- und Herziehen offenbarte nur die Schwäche der Reichsarmee. Nur der preußische Prinz zog aus dem lorbeerarmen Feldzug einen Vortheil: er gewann Einblick in den Verfall des österreichischen Heerwesens. Aus seinen Briefen erhellt, wie eifrig und sorgsam er Feind und Freund beobachtete. „Hier will ich das Soldatenhandwerk gründlich erlernen, den wahren Weg zum Ruhme!" Dieses Wort charakterisirt die innere Umwandlung Friedrich's, der noch vor wenigen Jahren nur Klagen über das Soldatenleben im Munde führte. Im Gehölz bei Philippsburg hörte er zum ersten Mal Kugeln um sich sausen, und er äußert sich sehr befriedigt darüber, daß ihm die Hand, die den Zügel führte, nicht einen Augenblick unruhig wurde. Gern hätte er auch dem Feldzug vom Jahre 1735 beigewohnt, aber Friedrich wollte nicht, daß er abermals Zeuge der „gezwungenen deutschen Inaction seie, welches eben nicht glorieus für einen Kronprinzen von Preußen." Aus diesen Briefen Friedrich Wilhelm's spricht behagliche Befriedigung über seines Sohnes Umwandlung; in seiner Genugthuung liegt etwas von dem Gefühl eines Gärtners, der einen jungen Baum mit Gewalt in die Richtung, von der ein einseitiger Trieb ihn abgeführt hatte, zurückzog und nun nach seinem Wunsch emporwachsen sieht.

Wie vieles ging aber in Friedrich's Brust vor, wovon der Vater keine Ahnung hatte, was den Anschauungen, die dieser zeitlebens genährt hatte, von Grund aus widersprach. Es handelte

sich dabei nicht mehr um nichtige literarische Phantasien, sondern um die großen Ueberzeugungen, aus denen der geistige und moralische Mensch besteht, und wir können, sagt Ranke, hinzufügen, selbst nicht um rein persönliche Dinge, sondern um eine große Umwandlung in den Ansichten des Jahrhunderts.

Wie ganz anders lauten die Briefe des Prinzen an seine Schwester, als diejenigen an den Vater! Das Geschwisterpaar philosophirt über die höchsten Fragen des menschlichen Daseins, lacht inzwischen über Voltaire's „Pucelle" und macht sich über die hohen und höchsten Personen ihrer Umgebung weidlich lustig. Vom „Glauben der Väter" hatte sich Friedrich's Geist längst losgesagt. Schon in den ersten Briefen an Voltaire spricht sich Abneigung gegen die positive Religion aus. Dagegen treibt er mit dem Philosophen wahrhaft Götzendienst. „Ich glaube, daß es in der Welt nur einen Gott und einen Voltaire gibt, und ich glaube ferner, daß dieser Gott für unser Zeitalter eines Voltaire bedurfte, um es liebenswerth zu machen." Ja, nicht bloß dem Philosophen, auch dem Dichter und Historiker Voltaire zollt er glühende Verehrung. Er schätzt die „Henriade" als das beste Epos und das Leben Karl's XII. als ein musterhaftes Geschichtswerk. Und niemand konnte Complimente besser als Voltaire erwidern. In denjenigen Briefen freilich, die nicht für Friedrich bestimmt waren, verräth er deutlich, daß er den großen Genius in seinem jungen Freunde gar nicht ahnte. „Er hat ein sanftes Gesicht", so schildert ihn Voltaire leichthin, „große, blaue Augen, ist sehr angenehmen, ja außerordentlich angenehmen Geistes, spricht sehr gut und macht ganz reizende Sachen, sowohl in Prosa, als in Versen, und das alles zu seinem Vergnügen, und ist ein vortrefflicher Philosoph." Noch kommt in den Briefen zwischen Dichter und Königssohn der tiefe Gegensatz beider Naturen nicht zum Ausdruck. „Was Denken und Ausdruck des Denkens anbelangt", sagt Friedrich von Arouet, „hat die Natur nie seinesgleichen geschaffen."

So kam der August 1736 heran. Der Umbau des Schlosses Rheinsberg war beendigt und der Umzug aus Ruppin fand Statt. Es folgen die goldenen Tage, die Friedrich als die glücklichsten seines Lebens bezeichnete.

Treten wir ein in die fröhliche Gesellschaft!

Die Worte über dem Portal: Friderico tranquillitatem colenti! sagen uns, welchen Göttern hier geopfert wird. Aus den

Sälen des ersten Stockes tönt uns die Harmonie einiger Instrumente entgegen, die Flöte übernimmt das Solo, der Prinz bläst ein Concertstück von eigener Composition. Auf die Musik folgt lebhafte Unterhaltung. Ein Gesang der „Henriade" wird vorgelesen, einige Scenen aus Voltaire's „Cäsar" folgen, jeder der Gäste wählt den Charakter, der ihm am meisten zusagt, man liest mit Gefühl und Ausdruck. Ein Packet wird gebracht; am Siegel erkennt der Prinz, daß es von Suhm komme, dem geliebten Diophanes des Bayard-Ordens: er schickt die Fortsetzung von Wolff's Metaphysik. „Seid unbesorgt!" tröstet der Prinz die Gesellschaft, „ich will euch nicht in die dunkle Kammer der deutschen Philosophie führen, zumal ja Algarotti bei uns ist, der damit ein für allemal verschont sein will." Der heitere Cäsarion Keyserling ist sehr damit einverstanden, er wendet die Unterhaltung auf lustige Abenteuer, die er an fremden Höfen erlebt. Der Hauptmann und Maler Knobelsdorf breitet seine Mappen aus und führt die Gesellschaft in ferne Lande, die er gesehen, oder entwirft mit flüchtigem Stift Schlösser und Opernhäuser für künftige Zeiten. Auch das Ordenshaus wird gezeichnet, wo sich die Ritter ohne Furcht und Tadel einst versammeln sollen. Ein neuer Gast tritt ein. „Es lebe Jordan und sein froher Humor!" ruft ihm der Prinz entgegen. Es ist Jordan, der sich aus dem Bücherstaub der Bibliothek aufgemacht in die heitere Welt von Rheinsberg. „Eine neue Ausgabe des Horaz, mein Prinz, mit herrlichen Noten von Bentley und Heinsius, — auch bringe ich Briefe —" „Briefe von Voltaire?" unterbricht ihn der Prinz, „verstecke sie nicht hinter Deinen gelehrten Commentatoren, gieb uns die Briefe!" Wirklich war Voltaire so gefällig, die beiden ersten Acte des „Mahomet", wie sie eben aus der Feder geflossen, seinem Federico zu senden. Da werden die Champagnergeister aus dem Keller heraufbeschworen, um dem fernen Dichter einen feurigen Gruß zu senden, der Wein und der Witz schäumen lebhaft auf, und wie buntfarbig das Kleid, das die Gesellschaft trägt, so ist's doch ein Geist, der sie belebt, der Geist freier Bildung, und indem sich ein jeder vor den classischen Dichtern, die man hier pflegt und ehrt, und ebenso vor dem überlegenen Geist des Prinzen, wie vor seinem hohen Stande beugt, gewinnt die Tafelrunde heiterste Harmonie.

Allein es war nicht etwa bloß ein dilettantisches Behagen an Kunst und Literatur, worin Friedrich lebte; Wochen, Monate lang

saß er in ernstem Studium über die Bücher gebeugt. Was ihm nicht gestattet war, auf großen Reisen das provinciell Beschränkte zu überwinden, das sollten ihm die Studien ersetzen. Wie er alle Fragen ernstlich erwog, die für einen Regenten von Bedeutung, zeigen die zwei bedeutendsten Früchte der Rheinsberger Muße, die „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe“ und der „Antimacchiavell.“

Die erstere Schrift schildert die Unsicherheit der Lage des damaligen Deutschland und Europa. Als Gründe dieses gefahrvollen Schwankens gelten ihm: das Streben des Hauses Habsburg nach Errichtung der Erbmonarchie in Deutschland und das Streben Frankreichs nach der Welthegemonie, — und wie der Prinz in Rheinsberg seine Gedanken über die drohenden Gefahren schriftlich niederlegte, so erblickte er als König zeitlebens seine erste Aufgabe darin, ihnen mit Wort und Schwert zu begegnen.

Die ideale Ergänzung dieser praktischen Schrift bildet die „Réfutation du Prince de Macchiavell.“ Wir sind heute besser über Macchiavelli's Absichten unterrichtet, wir wissen, daß er nur zur Befreiung Italiens von der drückenden Fremdherrschaft und der selbstsüchtigen Politik der verkommenen kleinen Republiken in despotischer Fürstengewalt das Heil suchte, daß er nichts weniger als einen für ewige Zeiten gültigen Katechismus arglistiger Regierungskünste schaffen wollte. So mißverstanden aber hat, wie Friedrich ausführt, das Büchlein schädlich gewirkt, und dieser Einfluß war der eine Grund, der ihn bewog, eine Widerlegung zu schreiben. Der andere Grund ist wohl darin zu suchen: er fand sich in seiner Standesehre als Fürstensohn beleidigt, es empörte ihn, daß man wagte, gerade den Fürsten unsittliches Handeln zu empfehlen, daß man sie dadurch im Urtheil der wahrhaft Guten herabwürdige. Die Staatsmacht, so führt er aus, sei freilich nicht dazu da, um den Fürstenehrgeiz zu befriedigen, aber es sei ein lächerlicher Stumpfsinn, das Glück des Fürsten zu beneiden, ihm sei ja die Sorge nicht für einen Einzelnen, nicht für eine Familie, sondern für sein ganzes Volk anheimgegeben, er habe sich dafür, wenn es nöthig sei, zu opfern.

Wenn in manchem Anderen die Probe, die Friedrich selbst in seiner sechsundvierzigjährigen Fürstenlaufbahn gegeben, auf das Exempel, wie es im „Antimacchiavell“ ausgerechnet ist, nicht stimmt — wenige Fürsten haben für den Sieg ihres Rechts oder wenig-

stens ihrer Ueberzeugung mehr gestritten und gelitten als Friedrich. Er hatte, wie Prometheus, bei allen Listen große Absichten, und litt um dieser willen mehr als Tod, so daß auf ihn die Worte angewendet werden können, welche Aeschylos dem Prometheus in den Mund legt:

> „Nicht leicht fürwahr erträgst Du meines Leides Last,
> Weil auch zu sterben mein Geschick mir nicht vergönnt,
> Denn Sterben überhöbe mich der Marter doch;
> Nun aber ist kein Ende meiner Kämpfe mir
> Beschieden . . . . .“

Als wenn eine geheime Ahnung ihm gesagt hätte, daß er selbst bald vor solche Fragen treten werde, führt er im „Antimacchiavell“ eingehend aus, daß ein Krieg zur Behauptung verkannter Rechte ebenso gerecht sei, wie ein Vertheidigungskrieg. Denn Tribunale für Könige gebe es nun einmal nicht, ihre Streitigkeiten seien nur durch die Waffen zu entscheiden: Souveräne plädiren, die Waffen in der Hand, bis der Gegner gezwungen ist, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen.

Die Widerlegung verwandelt sich, indem er schreibt, in Reflexionen über die eigene Zukunft: der 31. Mai 1740 bringt ihm die Krone.

Es folgen jene berühmten ersten Patente, die in die Staatsverwaltung den Geist der Cultur des achtzehnten Jahrhunderts einführten, Gleichheit Aller vor dem Gesetz, Gleichberechtigung aller Confessionen, Schutz der Wissenschaft und Kunst verhießen. Mit Staunen sah man im In- und Auslande solche Anfänge. Nie ward ein Wechsel vollständiger und glücklicher vollzogen. Allein dabei blieb er nicht stehen. Er spricht offen aus: „Ein Regent muß seine Person und seine Nation in Achtung setzen; Mäßigung ist eine Tugend, welche Staatsmänner nicht jederzeit üben können, oftmals ist es ihnen geboten, Proben der Entschlossenheit und nicht der Sanftmuth zu geben.“ Und in diesem Sinne unternimmt er, als der Tod des letzten Habsburgers den Krieg in Europa entfesselt, mit dem Kapital, das die „Mäßigung“ des Vaters angesammelt hatte, durch „Entschlossenheit“ zu arbeiten.

Wie er dies gethan, die Schilderung davon gehört nicht mehr in diesen Rahmen, nur den jungen Friedrich durfte ich in flüchtiger Skizze zeichnen, — die Bitte möchte ich aber noch an Sie

richten, sich zu erinnern, was der Mann, der König Friedrich nicht allein für seinen Staat, sondern für uns Alle geworden!

Erwägen Sie, was Alles in dem Jahrhundert, das zwischen ihm und uns gähnt, geschehen ist. Wie viele Götter und Helden sind in dieser Woge versunken! Er aber bleibt, den Wirkungen entsprechend, die sein Walten hinterließ, ein Heros, den Deutsche nie „vergessen" und von dem sie niemals „schweigen" werden. Er ist nicht nur für den Soldaten ein Bonaparte, er ist für jeden Menschenfreund der große Friedrich!

Wahrhaftiger Bericht,

wie anno domini 1467 zu München ein gar fürnehm Freischießen abgehalten worden.

Es war am Montag nach Pfingsten, das heißt am 18. Tag Maji Anno domini 1467, zur Zeit, da Kaiser Fridericus der Dritt ein ruhmlos Regiment führte. In München hatten sich dazumal Herr Sigismund, der bald darauf zu Frommen der Gläubigen Unser lieben Frauen ein stattlich Haus erbauete, und sein Bruder Albertus, schon in jungen Jahren in all geistlicher und weltlicher Wissenschaft wohlbewandert, gar ein weiser und fürsichtiger Herr, in Nutz und Beschwer herzoglichen Amts zu theilen. Da aber der ältere Bruder nit so fast zu Pracht und Macht, als zu schönen Frauen sonderlich Lust trug, auch zu Singen und Saitenspiel und ander Kurzweil, lag Herzog Albertus fast gänzlich und einziglich den Geschäften ob. Dessen freuten sich aber wenig die jüngeren Brüder, Herr Cristof, ein frommer Jungherr, in aller Art von Ritterspiel ein Meister, und Wolfgang, still und demüthiglich dem starken Bruder ergeben. Die Zween thaten sich also mit den Herren vom Adel zusammen und sannen auf Spän und Rach, und es lag über dem Baierland ein ängstlicher Druck, wie eine schwere, schwarze Wetterwolk.

Heut aber zeigete die Herzogstadt nur ein Antlitz voll eitel Freud und Lustbarkeit. Noch vier Jahr vorher war drin eine schlimm Pestilenz, der schwarze Tod, eingekehrt, und hatte gewüthet, so daß jeglicher Wanderer weitab floh und vor der Stadt sich forcht, wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns. Aber auch solch Drangsal war ausgekost, und die löbliche Burgerschaft durft wieder

wagen, ein gemein Gesellenschießen auszuschreiben. Der Münchener Bürger Wehrlichkeit erfreute sich ja stolzen Ruhms. Schon in alter Zeit hatte man gesungen: „Baiere vuoren iê ze wîge!“ und die Münchener insonderheit waren niemals die letzten auf der Walstatt. Führten ja die Bäckenknecht sogar den kaiserlichen Adler in ihrer Fahn, weil sie in der Kaiserschlacht auf dem Ampfinger Feld so unverdrossen gestritten, und die Schuhknecht gleich der Stadt selbst den Münch, weil sie mit Herzog Rudolfen die Augsburger hart befehdet, und die Tuchmacher hatten gar bei Alling des wilden Herzog Ludwig Banner erbeutet, und so wäre noch von manch erheblicher Großthat zu berichten.

Waren also von den Burgern an siebenzehn Fürsten und dreihundert Städt bis hinab in die Niederland Ladbriefe geschickt worden. Es seien zwar bedrohliche Läuf' und unbeständige Zeiten, hieß es darin, aber Stahlbrust- und Büchsenführen sei ja nicht Wollust halben erdacht, sondern redlicher und löblicher Uebung wegen, auch zu Erhaltung gut nachbarlicher Freundschaft sei ein gemein Schiessen wohl am Platz. Am Pfingstabend möchten also die Schützenmeister und Schießgesellen sich einfinden, am Montag sollte das Fest anheben und währen bis zu unsers Herrn Frohnleichnamtag. Nun hatten wirklich zwölf Fürsten Vertreter gesandt, die von den Herzogen zu Hof geladen wurden, und nit minder kamen Schützen aus dreiundfünfzig führnehmen und kleineren Städten, alle frischen Muths, daß sie ein Kleinod gewinnen möchten. Auf Züllen und Wägen waren nach und nach der Genossen über dreihundert in der Stadt angelangt, vom Gebirg und flachen Land, so daß der Herr Burgermeister und die Rathsherren genug zu thun hatten, die Gäst' ehrbarlich zu empfangen und ihnen den Willkomm zuzutrinken. Bis von des Grafen von Hennegau Landen war ein frischer Schießgesell gekommen, dem denn auch mit Fug der Weitpreis, bestehend in einem goldenen Ring, zugesprochen ward. Herr Sigismund zwar blieb auf seiner lustigen Burg zu Menzing, aber Albertus und Christof nahmen in höchsteigener Person Theil. Der erstgenannt, in allen Dingen ein wohlgeordneter Herr, war sonst jeglichem Tumult abhold, trug aber den Burgern absonderliche Gunst, und sein Bruder Cristof durfte ja nimmer fehlen, wo es ritterlich Wehr und Waffen zu schauen gab.

Am Sonntag hatte man in allen Kirchen ein feierlich Amt gesungen, dabei gingen die Schützen zu Opfer und betete Mancher

mit ganz besonderer Inbrunst, daß ihm der best Schuß gelingen mög. Zu Mittag hatte der Rath allen lieben Gästen insgesammt Brot und Fleisch und ander Atzung gereicht und manch Füderlein rothen Baierweines war vertrunken worden. Waren ihrer nur wenig, die lieber hantiges Bier getrunken hätten. Nach der Vesper hatten sich die Schießgesellen einschreiben und Bölz und Rohr besichtigen lassen.

Hatte da einmal zur Zeit, da so viel christlich Volk den Tod fand in heiligen Landen um des Grabes Christi willen, Papst Innocentius bei Straf des Bannes verwehrt, ferner die mörderisch und gottverhaßte Kunst der Armbrust zu üben, hat aber das Verbot wenig gefrucht, war vielmehr das Geschoß immer beliebter geworden für Streit und Spiel, bis endlich ein listiger Münch gar ein teuflisch Mixtur erfand und man nun noch schrecklicher schießen konnt, aus langem Rohr ein ansehnlich Streck weit mit wunderbarlicher Kraft. Seither knallten Büchsen auf jedweder Zielstatt, aber das Stachelschießen gab man nit auf, weil sich dabei der Schütz viel vertraulicher auf sein Zielen verlassen konnt. Aber er durft nit dabei auflegen, so war ausdrücklich in der Münchener Ladbrief besagt, sondern er mußt schießen aufrecht sitzend auf seinem Stuhl mit freiem Arm, so daß der Armbrust Säul an die Achsel und die Schlüssel der Brust sich fügete. Nur fürstlich Personen, dies war in den Gewohnheiten bedungen, sollten auf ihren Stühlen schießen, all Andere auf der Malstatt mußten die Aermel vom Rock abtrennen, damit nit darunter Untreu verborgen wär. Auch mußt Jeglicher ein Leggeld von zwei Floren entrichten; war viel Geld für ärmere Leut, gab's aber Jeder gern, weil's nur kein Steuer war für Stadt und Land. Alsdann waren wohl qualifizirt Neuner zu wählen, die fleißig Aufsehens hätten, daß nicht heimlich oder ungebürlich Vortheil gebraucht, sondern all Dinge aufrichtig gehandhabt würden, die deßhalb bei Messen und Aufschreiben jederzeit gegenwärtig, damit nicht Irrungen und Spän vorfallen möchten. Endlich ward noch am selben Abend vom löblichen Rath nochmals Brot und Käs und ander Ehrung an all fremd Gäst gereicht, auch ein großmächtig Feuer vor dem Rathhaus angezündt, worüber Jung und Alt eifrigst hüpfte und lustige Schlumperliedlein darzu sang. Und später, als es einsamer ward in den Gassen, war es doch nit gänzlichen still; zu gutem Glück rauscheten die

Brunnen, sonst hätt man leicht da und dort geflüsterte Wort erlauschen gekonnt. —

Männiglich nach seinem Stand gebürende Ehr und guten Willen zu erzeigen, deß mühten sich Rath und Burgerschaft auf jedwede Weis, denn der Stadt Ehr und Ruhm hing daran, daß das Schießen ganz löblich und freudenreich verricht werde, daß nit einiger Mangel oder Irrung erscheinen möcht. Es konnten aber die Burger geruhsam sein, als der fürsichtig Herr Burgermeister Hans Bart mit froher Mien von der Schießstatt kam, wo er all Zurüstung nochmals selbsten visitiret; nun wußten sie, daß Alles zierlich und herrlich fertig gebracht, denn Herrn Bart waren scharfes Aug und strenges Wort zu eigen.

Wenn gleich schon vor sechzig Jahren ein neue Zielstatt vor dem Neuhauserthor erbaut worden, so war doch mancherlei Ursach halben der alt Platz vor dem Angerthor zur großen Solennität auserfehen. Das ganze Blachfeld war mit Bäumen gezieret gleich einem Wald, all Plankenwerk mit rother und blauer Farb angestrichen, die Schießständ mit schön gewundenen Schmuckbögen verbunden, auch für die Neuner und Schreiber zierliches Gestühl aufgerichtet. Die Schreiber waren wohl zweihundert Werkschuh vom Stand entfernt; wer mit der Büchse schießen wollt, hatte gedoppelt weiteres Ziel zu gewinnen. Auch die Schutzhütten für die Zieler waren bunt gefärbt und das Postament, worauf die Kleinod zu legen waren, mit Fähnlein und Reisigschmuck ausstaffiret. Das Beste sollt dem glücklichen Rittersmann oder Burger zu Theil werden, der die meisten Schuß im Kranzwinkel hätt, — ein güldener Kopfschmuck, mehr denn funfzig Gulden werth. Auch noch ander schön Abenteuer waren ausgesetzt, so der Rath und ander Freund edler Schießkunst gespendet hatten; nit minder war an baar Geld ein stattliche Summ zu gewinnen, zumal wenn es zu eifrigem Gewett kam. Waren also hiermit nach Schießens Brauch all Ding gar ordentlichen versehen, so hatte man auch sonst für löbliche Kurzweil Sorg getragen. Rings um die Zielstatt waren Zelt aufgeschlagen, so die Herren Herzog gar aus Straubing hatten kommen lassen. Hier konnten die Schützen Essens und Trinkens, auch wohl eines kurzen Schläfchens pflegen, wenn die Sonne gar zu heiß herabstach auf den Plan. In zwo Kuchlein war gesotten und gebacken Fleisch mit Zubehörung um ein ziemlich Geld zu haben; hier brodelt und prasselt es den ganzen lieben Tag. Auch Kram-

buden gab es auf dem Platz, wo lustiger Tand und süß Gebäck zu kaufen; wandernde Aerzt, die sich heimlicher Kunst berühmten, waren hier zu finden, Klopffechter, Spielleut, die neue Lieder und Weisen nach München brachten, und ander fahrendes Volk. Sonst war durch herzoglich Edikt im Burgfrieden von München all Glücks- und Würfelspiel für Geistlich und Weltlich, die fürstlichen Herrschaften ausgenommen, streng verboten, heut aber um der lieben Festfreud willen auch solch gefährlich Kurzweil zugelassen, Kugelspiel, Hahnenwerfen, und was den meisten Zulauf fand, ein Glückstopf, — konnte man doch hierbei Unterschiedliches gewinnen, insonderheit ein Bestes von zehn Gulden rheinisch. Namentlich das Frauenzimmer zeigete für dies hübsch Spiel groß Affection, drängte sich mit gerötheten Wangen und blitzenden Aeuglein herzu, — hat ja doch anno dazumal unsere Stammutter Eva um ein Apfel ihr paradiesisch Seligkeit verspielt!

Heut war aber der Schießplan öd und leer, denn Alles wollt in der Stadt der Schießgäst ersten Auszug schauen, der mit besondrer Solennität vor sich gehen sollt.

Auf St. Peter schlug die Glock die siebente Morgenstund, — alsbald bliesen von dem einen Thurm, der zum Marktplatz blickt, drei Zinkenisten einen heroischen Cantum. Kein Lüftchen thät sich regen, Ton für Ton drang klar und fein herab auf den dicht bestellten Platz. Da war von der ganzen Stadt kaum ein Geiziger, den schnöde Sorg nit ruhen ließ, oder ein Mütterlein um ihres zappelnden Kindleins willen zu Hause geblieben, Alles lief, um das Spectaculum zu schauen, und trollt und drängt sich hier, während dort Alles wie ausgestorben war. Wohin der Aufzug nur kommen wollt, da standen festgekeilt viel Bauersleut aus den Dörfern und Weilern rings um die Stadt. Die Alten trugen den Rock aus heimischer Woll, von den Jungen hat Mancher schon ein verbrämt mechlisch Kleid und verwegen Geierfedern auf dem Schlapphütlein. War ja allenthalben bei Bauernschaft nit minder als beim Adel groß Ueberflüssigkeit in Kleidung, wie in Nahrung eingerissen, und halfen all Ordnungen dagegen von Fürsten und Städten gar wenig und ward auch Gottes Straf von selbigen Leckern und Schleckern wenig gefürcht, — klagten aber dabei immer über traurige Zeiten und kümmerlichen Verdienst. Noch kostlicher waren etlich jung Kaufmannssöhn angethan, die da keck stolzireten, sich um den Aufzug nit viel kümmerten, sondern zu den Dirnlein, die all Fenster

besetzt hielten, auflugeten und vertraulich winkten. Waren so stolz auf ihrer Väter Geld und auf ihr vielfarbig Gewand mit silbernem Geschnür; trug auch Mancher sein Barettlein in der Hand, damit man säh, wie schön sein Haar gebäfft war. Deß hätten sich auch sonst die Dirnlein gewißlich gefreut, aber heut blickten sie nur sehnsüchtiglich aus, ob noch nicht bald der Zug nahen wollt. Sogar auf den Dächern lugte neugieriges Volk hinter Zinnen und Giebeln hervor. Und über all Häuser schaute der alte Thurm von Unser lieben Frauen gleichsam verwundert herüber, als wollt er zu dem hinfällig gewordenen Gollierkirchlein auf dem Marktplatz herüberrufen: „Was ist denn heut unerhört eitel Glanz und weltlich Zier in unsrem sonst so ruhsamen Städtlein? Ich seh es ein, wir passen selbander nicht mehr in so bewegte Zeit! Unser Stündlein wird wohl bald geschlagen haben!" —

Da fällt bei unsres Herrn Thor ein Schuß. Ein langgezogenes Echo erwidert mit dumpferem Schall. „Das war die groß Stachlerin!" erklärt mit gewichtiger Mien ein Burger dem erstaunt aufhorchenden Nachbarn, „unsre beste Büchs, schießt Stein, wohl drei Zentner schwer!"

Hei! nun giebt's auf dem Eiermarkt zunächst dem Thalbruckerthor ein gewaltig Schieben und Drängen, wie wenn der scharfe Wind durch silbern glitzernde Wiesen fährt und Halm und Blumen durcheinander zaust. Sogar der hölzerne Esel, auf dem sonst arme Schelme von schändlicher Uebelthat wegen nach gemeiner Stadt Malefizrechtens ein paar Stündlein reiten mußten, ward nicht mehr respektirt. Sonst wich Jedermann scheu dem garstigen Thierlein aus, — heut kletterte gleich ein halb Dutzend verwegener Bürschlein auf seinen Rücken und wurden von den unten Stehenden ob der nutzlichen Luegstatt noch gar beneidet.

Jetzt geht durch die Meng hinab zum schönen Thurm ein fröhlich Summen: „Sie kommen!"

Vier Stadtpfeifer schreiten stattlich voran, ihnen folgen selbviert der Stadt Frohnboten mit grauem Wams und rothem Hütlein, und ander Knecht in der Stadt Farben, schwarz und gelb gekleidet, auf den Schultern Hellparten tragend, von der Art, die bei den Flamändern den spottlichen Namen führt: Goden Tag! Nun giebt es helles Gaudium in der Zuschauermeng, denn drei Pritschmeister, mit bunten Lappen überdeckt, die spitze Mütze mit klingelnder Schelle in die Stirn gedrückt, erheben ein ausge-

lassen Hüpfen und Tanzen. Ein lustig und wichtig Amt ist ihnen anvertraut, zu sorgen zugleich für Spaß und Ordnung, und sie walten auch dessen mit redlichem Eifer. Bald wird ein Bäuerlein, das sich ungebührlich vordrängt, mit der klatschenden Pritsche auf den Gürtel geklopft, bald mit raschem Sprung ein Mägdlein umhalst; niemand blickt darob sauer, denn sie genießen der Narren Recht. Nur das vierte Pritschgackelein, wie das Volk ihm höhnisch zuruft, hält sich von den Andern abseits, hat für ihre Späß nur ein verächtlich Achselzucken, blickt fast ernsthaft und feierlich drein: Herr Erasmus Wunsam, der sonst, aber nit mit viel Glück das löblich Gewerb eines Schneiders treibt. Seltsamer Weis hat er sich über die Klingelkapp ein buschig Kränzlein gestülpt, wie es in alten Weltchroniken auf edlem Pergamen bei den Bildnissen der römischen Heroes zu schauen, sein Pritschlein trägt er wie einen Heroldstab, fast unablässig bewegen sich seine Lippen, zu Zeiten blickt er wie fragend, dann wieder ganz verklärt zum blauen Himmel auf. In den Händen trugen sie Fähnlein und Kränze; der schönste Kranz, mit silbernem Band umsponnen, der zugewandt werden sollt dem Fürsten oder der Stadt, so den besten Schützen gesendet, ward von zwen Knaben in der Mitten der andern getragen, hinterher ein Kißlein mit dem Besten, einem fein güldenen Kopfschmuck, sowie all ander fein Kleinodia. Aber auch ein Schimpffahnen, der des schlechtesten Schützen wartete, ward mitgeführt, sowie ein borstig Ferkelchen, das für den armen Mann, der den weitesten Fehlschuß machen würd, ein unlustsam Gab werden sollt.

Ob des unruhig an der Leine zerrenden Thierleins lachte Jung und Alt hellauf, so daß die weiter abwärts Stehenden sich hervor drängten und schon den Mund öffneten, um in den Jubel kräftiglich einzufallen; allein alsbald wurde es wieder still, denn nun zeigte sich das Allerschönst, für Alle ein herrliche Augenweid oder, so zu sagen, ein Collatz von köstlichstem Schleckwerk. Als ob aus trüben Wolken der Mond aufging, so walleten jetzt heran die Jungfräulein, dazu erkoren, an die glücklichsten Kumpan nach Schießens Schluß die Gaben auszutheilen. Schier lauter reicher Leute Kinder, waren sie angethan mit schwer sammetnen oder brokatenen wälschen Kleidern, und hätt nit forschen mögen, ob nit bei der und jener der Schlepp um vieles länger war, als des hohen Raths Kleiderordnung erlaubte. Darin waren die Schönen nit zu

bessern. Hatten doch sonst für den fürtrefflichen Prediger im Convent der Augustiner so herzinnig Affection, und P. Coelestin hätte erst wenig Wochen vorher gar zornig gerufen: Solch Pfauenschweif sei der Teufelchen Tanzplatz! Da gab's aber keine, die solch streng Mahnung auf sich bezogen hätt. Auch goldene Schauben oder feine Spitzhauben trugen sie, und von den Gürteln herab hingen an Silberschnüren zierlich Handspiegelein. Nur Eine stach, aber nit minder durch ihr Anmuth, wie durch ihr Schlichtheit hervor; die war nur eines Pergamentmachers Tochter, aber zu großem Aergerniß der stolzen Kaufmannstöchter auserlesen, weil sie an Schöne, an Zucht und Ehren leuchtete so recht als der Sonnenschein. Läßt sich recht gut begreifen, daß der Herr Stadtsyndikus, so den Zug zu ordnen hätt, dieser Jungfrau die Ehr zugedacht, eine silberne Schützenkett zu tragen, die zu ritterlicher Ehrung bei jedem Schießen der siegreiche Schütz ein Zeit lang umhangen durft. Darob war's aber zu einer garstigen Fehd gekommen, denn des Herrn Rath Lunglmayer überaus schlanke Tochter Venantia hatte sich grimmiglich ob solcher Neuung beschwert, da sie noch stets bei ähnlicher Solennität die Ketten hochpreislich getragen hätt. Der Herr Syndicus wollt sich ihrer erwehren und rief, sie könnt ja mit der Zunft der Färber gehn, sie werd schon wissen, wie er's meine. Da aber der Herr Vater und Rath ein nutzlich Best zum Schießen gespendet, entschied Hans Bart, der Burgermeister, daß zwar des Herrn Syndici Wahl nit zu verwerfen, daß aber Jungfrau Venantia die alt Schachtel tragen dürft, worein das Kettlein nach jeglichem Fest wieder sorgsam zu legen war. Und so geschah es auch von ihr mit Züchten, und ihre Wängelein waren gar lieblich roth anzuschauen, so daß das daneben gehend Dirnlein fast von bleicher Hautfarb schien; allein ihr Aug blickte so frisch nach Falkenart und ihr schlicht aufgebunden Haar erglänzte so hell im Sonnenschein, daß alles Volk fast andächtiglich sich zuraunte: „Seht doch, seht doch! Des Kramsachers Marie ist doch von allen die minniglichste Maid!" —

Die Letzten des Zugs, Rathsknecht mit langen Spießen, wollt Niemand mehr schauen, Alles schob oder ließ sich vorwärts schieben zum Rathhaus, wo auf purpurnen Stühlen die zwen Herzoge Albertus und Christof saßen, um sich des wohlgezierten Aufzugs der Burgerschaft zu erfreuen.

Hier sollten auch die „Gewohnheiten“ feierlich zur Lesung kommen, wonach sich Jeder die ganz Schießenszeit über strengstens zu richten hätt.

Und noch zu Mehrung der Festfreud hatte Herr Wunsam eine lobliche Ueberraschung den Gästen zugedacht; er wollt zeigen, daß nicht nur Mars, der rauhe Kriegsgott, sondern auch der Friedenskünste Pfleger, Apollo, an der berggeborenen Isar gar sehr in Ehren gehalten sei. Als fast die Schützen all in einem Halbrund vor dem Rathhaus sich aufgestellet, verließ Herr Erasmus den Platz der Pritschmeister, die noch immer des Quickens und Schäkerns kein End finden konnten, trat gemessenen Schritts ziemlich in die Mitt und machte, die Schellenkapp unterm Arm, vor den fürstlichen Herrschaften anmutig Reverenz. Alsdann strich er mit der Hand durch das dünne Gelock, verbeugete sich ein zweitmal, wobei fast auffiel, daß er zu der Jungfrauen Schönsten erröthend hinüber blinzelte, und hub an:

„In allen guten Dingen,
Daz ein jeglich Mann will beginnen,
Soll er —“

Hier mußte er mitten in zierlichstem Reimspruch abbrechen, denn auf dem Marktplatz rings um der Schützen-Runde erhob sich ein seltsam Flüstern, Schwirren, Rauschen, das immer machtvoller anschwellte, bis endlich laut Rufen und Geschrei durch die Volksmeng tosete, so wie Angst und Noth und Zorn es des Menschen Brust entpressen. Schier athemlos drängte sich ein Mauerwächter bis zu den Herzogen hin, die sich erstaunt erhoben hatten. „Fehd! Feurio!“ rief er ihnen entgegen, „der Nusperger!“ und dies Schreckenswort pflanzten sich wie der Donner in Bergklüften fort von Mund zu Mund. Herr Albertus nahm, wobei sein Blick wie fragend den Herrn Bruder streifte, aus des Wächters zittriger Hand den Brandbrief des Ritters, der schon seit Langem der Stadt München gehaß war. Wie ein Pendel, so berichtet der Bote, sei er vor Unsers Herren Thor auf und ab marschiret, nur ein ganz klein Weil hab er einmal auf der Zinkenisten herüberschallend Melodei geachtet, da sei auch schon, als er wieder aufgeschaut, das schnöd Wischlein mit einem Messer am Thorpfosten angefestet gewesen.

Es war bittere Mär. Die Münchener hätten ihm, so stand in des Nuspergers Brief geschrieben, einen Knecht, der doch nit so fast Unrechts gethan, niedergeworfen und in Fangniß gesetzt, das woll er ihnen entgelten. Justament, da sie's bei heissem Sonnenbrand am mindesten nit Noth hätten, woll er ihnen einheizen, und ihr Häuser möchten gar practicable Oefen darzu abgeben. Ihm sei nit unbekannt, daß Gevatter Hinz und Kunz und auch gar hochgestellt Schreiber und Stubenhocker von hochweisem Rath zu Gast geladen seien, allein die sollten ihn nit viel hindern und möchten nur Sorg tragen, daß ihnen ihr theuer Armbrust nicht zu Schaden kämen, wenn er das Kukuksnestlein ausräuchern thät.

Da ward manch rothes Mündlein fahl, und Schrecken und Furcht zehreten auch am Mark des Beherzteren.

Jetzt hub das Blashorn des Thürmers von St. Peter mächtiglich zu tuten an. „Ein Feuer steigt rasch auf in Gauting!“ Kein Zweifel: dort steckte schon der Nusperger mit seinem reisigen Zeug!

Nun war aber auch die erst Panik verflogen.

Wie wenn ein muthwillig Knäblein in der Ameisen Bau einen Stein wirft, — ein Zeit lang irren und hasten erschreckt die Thierlein hin und her, doch mälig kennt Jegliches sein eigen Ziel und nimmt Theil an sorglicher Anstalt zur Abwehr. So stob zwar die müssige Meng in wirrem Tumult auseinander, aber die Burger zogen alsbald, die Sturmfahn mit dem Münch voran, mit Armbrust und Rohr auf die Mauer und der gesammt reisig Zeug ward behendiglich aufgeboten zur Verthätigung. Auch die eingeladen Gäst aus den Städten machten sich bereit zu wehrlicher Begegnung und sangen mit den Münchnern auf der Mauer gar trutziglich Liedlein von der Burger Kraft und Beruf, Schirmer zu sein des Rechts und des sinkenden römischen Reichs. Kurz, hielten sich Alle gar fraidig und ausrichtsam, getraueten sich, mit jedem Angriff fertig zu werden. Die Räth hatten sich eilends in ihr Haus begeben und Brief um Hilf an die freundlichen Nachbarstädt concipiret. Herr Albertus war auch stracks nach der neuen Vest aufgebrochen, um sein Fußknecht und Feldstück zu visitiren, denn vor so keckem Fant war auch der Herzoge Burg nit sicher zu achten. Das Sturmglöcklein ließ gellende Stimm vernehmen, der Marktplatz, vor einer Spanne Zeit so voller Leut, daß kein Mäuslein hätt durchschlupfen können, war völlig leer geworden, — nur

Herr Erasmus stand allein auf dem Plan; verdutzt drehte er sein Käpplein hin und her, sodaß die Schellen leis erklangen:

„In all guten Dingen,
Daz ein jeglicher Mann will beginnen,
Soll er" — —

Es war aber nur ein blinder Allarm. St. Sebastian nahm sich der seinem Patronat befohlenen Schützen wacker an, daß ihr froh Fest nit eitel zerrann.

Der Nusperger hielt sich und seine Schalken weislich fern. Man raunte sich zu, Herr Christof hab Mittel und Weg gefunden, den zornigen Ritter zu sühnen, ja, als der löblich Rath ein decidirt Vorstellung und Bete an ihn gerichtet, gab er sogar Zusag, Urfehd zu halten und die Festfreud nit zu stören. Er war wohl dessen inne geworden, wie die frommen Burger nit so fast Lustbarkeit und Wonne anstrebeten, als sich ehrlich und ritterlich zu üben zu Wehr und Wal.

So konnt denn schon am Erchtag mit dem Schießen fortgefahren werden und nahm es geruhigen Verlauf nach Meinung des Ausschreibens, bis es an unsres Herrn Fronleichnam Tag eine fröhliche Endschaft fand. Das Best gewann Erhard Schnizer aus Geislingen im Schwabenland, soll aber, wie ich gleich erzählen werd, den güldenen Kopfschmuck gar nicht mit nach Haus gebracht haben, wenigstens nit vorerst und sogleich. Ihm zunächst schoß Herr Lutz von Freyberg, der Pfleger war zu Schongau, und gewann auch ein Kopfschmuck, war fünfundvierzig rheinisch Gulden werth. Den dritten vergüldten Knopf erbeutet ein Schütz aus Zürich, Lienhart Stemeli. Hat sogar ein geistlicher Herr, Herr Jorg Reisacher von Regensburg, ein Pferd für fünfundzwanzig Gulden gewunnen. Auch silbern verdeckt Becher und künstlich Schalen wurden in ziemlicher Zahl vertheilt, nit minder Armbrüst und Winden.

Nach dem Schießen liefen noch viel Schützen mit einander um einen güldenen Ring, das war den Frauen und Jungfrauen lustig anzuschauen. Wird wohl auch Herr Christof, der als der best Läufer und Springer galt im Baierland, dabei gewesen sein; nit dieser aber, sondern ein Deutschherr, Hans von Schellenberg, den Herr Markgraf Albrecht von Brandenburg hierher geschickt, gewann das erst Abenteuer.

Das köstlichst Kleinod aber von allen Edelleuten und Burgern führte der Erhard Schnitzer darvon, der ein gar frischer, kräftiger

Bursch war, — ich mein aber nit besagten Kopfschmuck, sondern etwas viel Anderes. Es muß wohl wahr sein, was der heidnisch Poet Ovidius sagt, daß jeglich Frauenzimmer ganz besonders Lieb und Lust trüg zu unerschrockenen und keck ernsthaften Männern; ist wohl darum, weil sie wissen, daß just der Stärkst durch ein zart Augenwinken am zahmsten zu regieren ist, wie ja auch die Geschicht von Herkules und Omphale es beweiset. Hat sich auch hier bewährt und ist so zugegangen; hab's zwar nit in Geschrift und Urkund gefunden, aber von einem alten Fräulein erzählen hören, und darf man, wenn diese von einer andern Frauen einmal Gutes aussagt, gewißlich trauen.

Herr Albertus, der in höchsteigener Person zwei- oder dreimal auf dem Schießplan sich eingestellet und mit der Armbrust sein Glück probiret, wollt den Gästen all, die in sein herzoglich Stadt gekommen waren, seinen besonders freundlichen und guten Willen erzeigen und gab dessentwegen in der neuen Vest ein Schmaus und Tanz.

Im Palas, das war der größt Saal in der Burg, sammelten sich am Abend vor der Heimreis die Schützenmeister und Schießgesellen in festlicher Gewandung. Herr Albertus war nit dafür bekannt, als gäb er gern groß Summ Gelds aus, aber wenn es sein fürstlich Reputation zu fördern galt, thät er nit sparen, er zeigte sich auch bei solchem Anlaß mehr zu Schimpf und Scherz geneigt, denn sonst. War also das Fest überaus kostlich und solenn. Im Saal, der gänzlichen mit Getäfel ausgeschlagen und mit zierlicher Tapezerei geschmückt war, standen lang Tisch, mit schönbordirten weißen Decken belegt. Der Herzog und sein adelig Gäst saßen im Erkergelaß auf hohen Polsterstühlen, für die andern waren geschnitzt Bänk in langer Reih aufgestellt. Auf Tischen und Truhen umher standen gar feine Becherlein und Scheuern von Silber und ander Geschmeid und Geschirr. Ueber die ein Seiten des Saals lief eine Altan, darauf saßen Musici mit Querflöt und Harfen und spielten lustiglich concordirende Weisen, so daß den Jungfrauen, alsbald sie eintraten, das Herz vor Freuden hüpfte. Schön gekleidete Knaben, an deren kurzen Seidenmäntelchen die Aermel herabreichten fast bis zur Diel, trugen mit ruhig gemessenem Schritt die Schüsseln zu Tisch. Wildpret und Fisch gab es genugsam und darzu Gebackenes und Zuckerwerk von mancherlei Figuren, war demnach die Erquickung nit kärglich bemessen. Nachdem sich

das Gelag mehr denn zwei Stunden verzogen, fügte sich die junge Welt zum Tanz. Von den älteren Herren und ihren Ehefrauen ward der und jene vom Herrn Herzog gnädiglich angeredet und suchten dann ihr höfisch Kunst zu zeigen nach bestem Vermögen. Die Jungen aber achteten dessen nit, ihr Sinn war nur auf Musika und Reigen gestellt.

Durften aber nit mehr denn fünf Paar jeweilig tanzen, wegen der langen Schlepp, so die Meisten an den Röcken trugen. Nur die Eine, die Feine, so im Aufzug die silbern Ketten tragen dürfen, war auch heut mit einem schlichten, weißen Kleid ohne viel Falbel und Borten angethan; bloß da, wo die Frauen schmal und schwank, war es mit einem Gürtelein von blaßrother Seide affichieret. Da nun als der Erst der Schnitzer Erhard, dem das Kränzlein beschert werden sollt, den Tanz beginnen durft, sann er nit lang hin und her, ging stracks auf die schönst Jungfrauen zu, faßte sie an der Hand, und hielten nun die Beiden mit schleifendem Schritt den ersten Umgang im Saal. Aufrecht und freisam hielt sich die Maid, blickte aber züchtiglich zu Boden. Da war keiner im Palas, dem nit diese Augen als süß Wunder erschienen wären. Sonderlich aber der Tänzer, der dem Jungfräulein zur Seiten ging, schaute ohn Vorsicht in diese Aeugelein, bis Minne sein Herz beschlich. Was höfliche und fröhliche Red er mit der Schönen getauschet, ist leicht zu denken, und da auch sie gar wonniglich lächelte, war nit zu verkennen, daß auch ihr Herz versehret, und nun trieb der Minne Blum lieblicher Süßigkeiten die Fülle. Schon Tags darauf war Jungfrau Maria ein Bräutlein und ward ihr gleichsam als erste Morgengab das Best, so ihr Liebster erschossen, offen vor allen Gesellen mit freundlicher Gebahrung überreichet. Und der Geislinger hat auch hier so recht in's Schwarze getroffen mit seiner Wahl! Sein Gespons parlirete zwar nit wie eines Raths Tochter Französisch und Latein, wußt auch nit Liedlein zur wälschen Fiedel zu singen, aber sie war auf's Best unterrichtet in der Moralitas, will sagen, in der Kunst guter und redlicher Sitt, welche den edlen Herzen so recht als ein Amm für's ganze Leben mitgeben ist. Der Bräutigam war nit, wie man ob seines Namens meinen möcht, vom löblichen Handwerk der Bildhauer oder Armbrustmacher, sondern ein Malergesell, nit unbewandert in bunter Tafelzier. Malte nachmals für die Herren Herzoge die Kreuzigung, so unter dem Thorbogen der alten Hofburg an der Burggaß hanget, und wer

gern wissen möcht, wie sein Liebste ausgesehen, braucht sich nur Sanct Magdalenam anzuschauen, das ist ihr leibhaftig Conterfei.

Doch ist's wohl hoch an der Zeit, zu unsrer Historiam zurückzukehren. War das ein freundschaftliches Valetsagen, als rascher, denn Wirth und Gäst es wolleten, das Fest zu Ende kam! Ist ja all Wollust dieser Erd nur wie ein zarte Blüth, die heut aufwächst in voller Zier durch sanften Regen und kühlen Thau und morgen hinfällt, wenn ein kalter Wind über sie hinbläst. Brauch nit weiter auszuführen, daß die Burger von München groß Ehr eingeleget han, — waren auch deß über die Massen froh und zufrieden. Nur von zwen Männern wird glaublich erzählt, daß sie mit saurer Mien des Festes gedachten. Erstlich trug der Herr Syndicus Groll, weil nur dem Herrn Burgermeister, nicht ihm, dem doch die meiste Mühe aufgehalst war, von Herzog Albertus ein feiner Ring verehret ward. Daß ihn, der bislang ein zewiderer, lediger Gesell geblieben, noch Etwas arg molestiret, recht wie ein Wurm im Herzen, mocht er sich selbsten nit eingestehn, war aber doch nit anders. Und was sollt man von Herrn Erasmus denken? War sonsten ein so artliches Männchen, trank nie über den Durst — und beim Valetetrinken auf dem Schießplatz war er wie keiner des süssen Weines voll und lachte und weinte und schrie recht wie ein Narre oder Einer, den die Lohe der Minne erfaßt und der nun in des Lethe Fluthen sich tauchen möcht. Mußten ihn die Genossen selbviert in sein Losament im Schleckergäßl heimtragen.

Sonst war Alles in eitel Freud und Fried verlaufen, höchstens daß es beim Büchsenschießen aus Ursachen des weiten Stands, dessen nit jeder Schütz gewohnt war, oft blutige Nasen gab, ja daß sogar Herr Hundertpfund einmal auf einen Stoß seiner Büchs eine geraume Streck weit kollerte, — möcht noch Manches lustig zu erzählen sein, will's aber doch lieber unterlassen. Wird ja wohl des Berichts genug sein, daß zu ersehen, ein wie rühmlich ernst und froh Fest in München begangen ward. Hab alle Mär aus glaubhaften Geschriften und trefflichen Urkunden gezogen und nur in lützel Ding der muthwilligen Phantasei die Zügel schießen lassen, und wär etwas Irrigkeit darin zu finden, mag man den Autor, Doctorem indoctum Hegelium, gutthätig nit allzuschwer schuldigen.

So war der Bürgerlust ein trostlich End beschieden,
Gott sei gelobt und geb uns stäten Frieden!
So hat auch mein Bericht ein End,
Vom Reich der Herr all Schaden wend!

Christian von Mannlich's Memoiren.

Jedem, der sich mit Forschung in neuerer deutscher Geschichte beschäftigt, wird sich die auffallende Armuth an guten Memoiren, woran unsere westlichen Nachbarn so glücklichen Ueberfluß haben, schmerzlich fühlbar machen. Fast ausschließlich Publicisten von Fach, nur wenige Staatsmänner haben ihre Erlebnisse der Nachwelt überliefert, und noch geringer ist die Zahl der Autobiographien von Künstlern. Zu großem Dank sind wir daher einem geistreichen, vielseitig befähigten Maler verpflichtet, der, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren, auch noch Zeuge der wichtigen Ereignisse in den beiden ersten Decennien unseres Jahrhunderts war und die Musse des Greisenalters benutzte, um die gewonnenen Erfahrungen zu einem farbenreichen Gemälde zu sammeln. Es bietet nicht bloß über das eigenartige Wirken einer Künstlernatur, sondern über die Lebensschicksale vieler bedeutender Zeitgenossen, über den Charakter einer ganzen großen Epoche mannichfache Aufklärung.

Wir meinen die Autobiographie des 1822 in München gestorbenen Galleriedirectors Christian von Mannlich.

Nicht minder verdient König Ludwig I. von Bayern unseren Dank. Der Fürst erhielt Kenntniß von den zunächst nur für Familie und Freunde bestimmten Aufzeichnungen und bat die Erben um Mittheilung. Wie er auch sonst bei vielen Gelegenheiten historischen Sinn bethätigte, so beschloß er, diesen Schatz, in richtiger Erkenntniß des hohen, geschichtlichen Werthes, der Forschung zugänglich zu machen, und ließ 1856 durch den Bibliotheksekretär Helldobler eine für die Handschriftensammlung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek bestimmte Abschrift fertigen. Sie wurde seither wiederholt von Forschern für einzelne Episoden benutzt, ohne

daß unseres Wissens über das Werk selbst eingehendere Nachrichten mitgetheilt worden. Eine Veröffentlichung des Ganzen erscheint aus mancherlei Gründen unpassend, namentlich weil der Erzähler in behaglicher Weitläufigkeit auch viele rein private Angelegenheiten hereinzog, die für ein größeres Publikum kein Interesse bieten. Welch reiche Fülle aber an wirklich interessanten Schilderungen von Zuständen und Persönlichkeiten sich finden läßt, wird eine kurze Uebersicht des Inhalts klarlegen.

Das Originalmanuscript besteht aus vier stattlichen Foliobänden. Mannlich schrieb es ungefähr um das Jahr 1817, ohne schriftliche Anhaltspunkte (mit Ausnahme einiger wörtlich eingefügten Briefe), frei aus dem Gedächtniß. Er bediente sich der französischen Sprache, und auch französischen Geschmack läßt seine Darstellung erkennen; es erklärt sich aus dem langjährigen Aufenthalt in Paris und an den nach Pariser Sitte eingerichteten pfälzischen Höfen. Dafür sind aber auch die Zeitereignisse, die überall in die Lebensgeschichte hereinragen, mit freierem Blick beurtheilt, als in den meisten gleichzeitigen deutschen Autobiographien, welche, wie schon Herder sagte, „das schwere bleierne Joch des deutschen Pedantismus“ nicht abzuschütteln vermögen. Der Stil ist lebhaft und natürlich, der Verfasser hält keineswegs mit seinem Urtheil zurück, gefällt sich aber nicht, wie manche ähnliche Aufzeichnungen, in gehäufter Anreihung von Lehren und Sentenzen, die den Leser den Gedanken an die schwere Mühe der Aufspeicherung nicht los werden lassen. Die Charakteristik der in den Vordergrund tretenden Persönlichkeiten trägt das Gepräge der Offenheit, aufrichtig ist er auch im Geständniß der eigenen Schwächen, die er wohl hie und da gar zu unverhüllt ausmalt. In einzelnen Fällen überrascht bitteres Urtheil über bedeutende Zeitgenossen, z. B. über Montgelas. Selbstverständlich kann unser Urtheil über deren Wirken und Wollen durch die individuelle Auffassung eines Einzelnen nicht ohne thatsächliche Beweise beeinflußt werden; wo der Erzähler solche wirklich bringt, verdienen seine Mittheilungen Dank im Interesse der Wahrheit, denn: den Lebenden schulden wir Rücksichten, den Todten nur die Wahrheit!

Johann Christian von Mannlich, ein Sohn des zweibrückischen Hofmalers Konrad Mannlich, wurde 1740 in Straßburg geboren. Die Familie stammt ursprünglich aus Augsburg. Johann Heinrich Mannlich war zu Anfang des 18. Jahrhunderts als einer der

tüchtigsten Silberschmiede Augsburgs bekannt. Namentlich ein von seiner Künstlerhand im Auftrage Max Emanuel's gefertigtes Silberservice erwarb ihm diesen Ruf. Sein Sohn Konrad genoß die Schule des Malers Kupetzki in Wien und wurde von Pfalzgraf Christian III. als Hofmaler nach Rappoltsweiler berufen. Als das Hoflager nach Zweibrücken verlegt wurde, siedelte auch Konrad Mannlich mit seiner Familie dahin über, und hier genoß Christian den ersten Unterricht. In den Memoiren gibt er von diesen Jugendtagen ein anmuthiges Bild. Indem er einzelne Episoden, eine ländliche Hochzeit, Hoffeste, allerlei Ernstes und Fröhliches aus Haus und Schule schildert, wird uns eine Reihe echter Kulturbilder aus dem Pfälzer Leben in jener Zeit vorgeführt. Durch einen pietistischen Prediger angeregt, glaubte er in sich den Beruf zum geistlichen Stande zu entdecken, doch Herzog Christian IV., ein ebenso großmüthiger wie künstlerisch begabter Fürst, erkannte das Talent des Knaben und brachte ihn in die Mannheimer Kunstakademie, welcher damals der bekannte Bildhauer und Baumeister Peter Verschafelt als Direktor vorstand. Damit der künstlerische Gesichtskreis des Zöglings erweitert werde, nahm ihn Herzog Christian 1763 mit sich nach Paris. Hören wir wie Mannlich selbst den ersten Eindruck schildert, den die Riesenstadt auf ihn machte, die damals mit ihrem glänzenden, aber ideenlosen Adel und ihrem im Tiefinnersten aufgeregten Bürgerstand, mit ihren stets verneinenden Philosophen und tonangebenden Modeberühmtheiten der Künstlerwelt, mit ihren intriguanten Diplomaten und geistreichen Hetären recht eigentlich der Mittelpunkt der europäischen Gesellschaft war.

„Paris! Ich hatte so oft mit Enthusiasmus davon sprechen hören, daß meine Phantasie, überhaupt stets bereit, alle Gränzen zu überschreiten, mir eine Stadt vorgezaubert, ähnlich dem neuen Jerusalem, wie es von St. Johannes in der Apokalypse geschildert wird. Endlich genoß ich das Vergnügen, mich in einer guten Kutsche in Gesellschaft der beiden Abbés Grinsard und Salabert (des späteren kurpfälzischen Ministers) und meines Freundes Fontenet zu sehen; die Postpferde schritten nur allzu langsam für meine hastig in die Ferne strebenden Wünsche, für meine Sehnsucht Paris zu sehen! . . .

„Es begann schon zu dunkeln als wir uns dieser unermeßlich großen Stadt näherten. Plötzlich machte sich eine Art Leichen-

geruch bemerklich, der noch zunahm, je näher wir kamen. „Das ist die Ausdünstung des Gassenkothes von Paris," erklärte Fontenet, „Sie werden sich bald daran gewöhnen!" Erste Enttäuschung für meine aufgeregte Phantasie, die mich früher glauben ließ, daß im Umkreis von einer halben Stunde die ganze Atmosphäre von Orange- und Muscat-Duft erfüllt sein müsse.

„Kaum hatten wir das Thor St. Martin hinter uns, als unser Wagen mitten auf der Straße stürzte, — ein Hinterrad war gebrochen! Wir krochen durch eines der Thürchen heraus. Da standen wir nun in schwarzem, klebrigem Koth, der uns bis über die Knöchel reichte, in einem Gewirr von Equipagen und Fiaker-Kutschen, die alle durch den Umsturz unseres Wagens im Weiterfahren gehemmt waren. Wir hatten Mühe, uns aus diesem Tumult mit heiler Haut zu retten. Die Straße war schlecht beleuchtet, die Häuser hoch wie Thürme, schwarz und schmutzig. Die Kutscher fluchten und schrieen mit heiseren Stimmen durcheinander; es war ein greulicher Lärm! Weit entfernt mich in dem vermutheten neuen Jerusalem zu finden, mußte ich vielmehr glauben, in die Hölle geworfen zu sein. Zweite sehr empfindliche Enttäuschung! Man brachte uns endlich einen Fiaker herbei, einen schmutzigen und übel riechenden Kasten, durch wahre Skelette gezogen, sodaß wir fühlbare Stöße zu kosten bekamen, während wir in die Rue Royale fuhren, wo das „Hotel des Deux Ponts" steht. Wir trafen dort erleuchtete und geheizte Zimmer und Alles in bester Ordnung. Mein Zimmer ging auf die Straße hinaus. Sie war, wie alle in Paris, nur spärlich erleuchtet durch eine in der Mitte hängende Laterne. Bei diesem düsteren Schein zeigten sich in dunkler, trüber Winternacht einige fünf- bis sechsstöckige Häuser, in denen sich kein Lichtschein wahrnehmen ließ, da alle Läden geschlossen waren. Als die Schauspiele zu Ende waren, begann das Gerassel der Wagen, und obwohl die Rue Royale keine der belebtesten Straßen, war doch dieser Lärm, vermischt mit dem Geschrei der Kutscher, so groß und für mich so ungewohnt, daß ich erst nach Mitternacht einschlafen konnte. Auch in unserm Hotel war es nicht ruhig, da gab es stets Kommende und Gehende. Wie mußte dies alles mich berühren, den Freund der ländlichen Stille und Zurückgezogenheit! In welche Hölle bin ich gerathen! sagte ich zu mir selbst, und dachte schmerzlich an meine friedliche Behausung bei Madame List in Mannheim und vor Allem an meine liebe, sanfte Jeanette!"

Um so entzückender war der Eindruck, den er am nächsten Abend in der Comédie française erhielt. Die schöne Clairon, die schwungvolle Dumesnil, der treffliche Brissart, vor Allen aber Le Cain ließen ihn zum Erstenmal den Zauber der darstellenden Kunst empfinden. „Le Cain, dieses vollkommene Muster eines tragischen Schauspielers, zeigte schon in seiner äußeren Erscheinung Würde und Schönheit; er stellte wirklich einen Helden dar, wie sie Homer besingt: von erhabener Einfachheit. Er recitirte mit einer Kraft und einem Wohllaut der Stimme, daß alle seine Rollen ein eigenthümlicher Zauber umgab; für ihn gab es keine schwachen Verse, wenn er sie nur mit dieser verführerischen Kunst, mit diesem gefühlvollen Tone sprechen wollte. Er opferte ihm aber nie die Wahrheit des Charakters, welchen er eben darzustellen hatte, und achtete stets auf die Haltung und auf die kleinste Bewegung, so daß sie immer das Gepräge edler Einfachheit trugen. Le Cain war der Erste, der auf einem Pariser Theater Wahrheit des Costüms wenigstens annähernd anzustreben wagte und das Publikum nach und nach daran gewöhnte, das noch immer die griechischen und römischen Heldinnen im Reifrock spazieren sah. Er schien für jede Rolle eine besondere Stimme zu haben; bald war sein Ton streng, ernst und unheimlich, bald sanft und rührend, immer aber erhaben. Ich verließ das Theater ganz entzückt, und noch heute, nach so langer Zeit glaube ich diese Künstler vor mir zu sehen!"

Dagegen wirkte eine Aufführung in der großen Oper förmlich abschreckend auf ihn, obwohl man nichts Geringeres als das Meisterwerk der französischen Musik, Rameau's „Kastor und Pollux," vorführte. Zwei berühmte Mannheimer Musiker, Wendling und Töschy, welche ebenfalls Herzog Christian nach Paris kommen ließ, hatten Mannlich in die Oper begleitet; sie konnten aber nicht einmal den ersten Akt aushalten, sondern zogen schleunige Flucht vor. Mannlich blieb zwar, fällte aber, als ihn am nächsten Morgen Herzog Christian fragte, wie es ihm gefallen habe, das Urtheil: „Ich fand Costumes und Decorationen prachtvoll, die Ballets sehr amüsant, aber was den Gesang betrifft, hielt ich mir schließlich die Ohren zu, und zugleich schloß ich auch halb die Augen und entdeckte durch dieses Mittel, daß das Spiel der Sänger nicht ganz ohne Leben und Ausdruck, und so gefiel mir die Oper prächtig!" „Nun, mit diesem Urtheil bin zwar ich ein=

verstanden," erwiderte der Herzog lachend, „aber hüten Sie sich, Ihre Entdeckung den Parisern zu verrathen, Sie würden gesteinigt werden!"

Eifriges Studium widmete der Kunstjünger den herrlichen Bauwerken und Sammlungen. Namentlich Raphael's Gemälde in der Galerie des Palais Royal übten solchen Zauber auf ihn, daß er bei dem ersten Besuch auf die Besichtigung aller übrigen Gemälde verzichtete.

Herzog Christian wünschte, daß sein Günstling mit Boucher und Vanloo, diesen Koryphäen des damals herrschenden Kunstgeschmacks, bekannt werde. Bei Boucher ging es leicht, nicht so bei Vanloo. Erst durch Verwendung der Gattin des Künstlers, bei welcher er durch einen gewissen Herrn Greff eingeführt wurde, konnte erreicht werden, daß Vanloo ihm eine Audienz bewilligte.

„Auf dem Heimweg konnte ich nicht umhin," erzählt Mannlich, „meine Ueberraschung über die Schwierigkeiten zu äußern, die bei einem Besuch bei Herrn Vanloo zu überwinden waren, „Glauben Sie ja nicht — sagte Greff — daß er sich aus Anmaßung oder Eitelkeit unsichtbar macht, er ist der beste Mensch von der Welt, ohne jegliche Selbstüberschätzung; er ist aber Künstler im strengsten Sinne des Worts und nimmt nur Rücksicht auf seine Kunst, und wenn er sich einmal in seinem Atelier eingeschlossen hat, giebt es für ihn keine Rücksichten. Dies wird Ihnen eine Episode bestätigen. Vanloo arbeitet gegenwärtig an einem großen Gemälde für den König von Preußen, es stellt das Opfer Iphigeniens dar; die große Verehrung, welche der Künstler für den Heldenkönig hegt, läßt ihn die äußersten Anstrengungen machen, er will sich selbst übertreffen, Ganz Paris ist neugierig, das Gemälde zu sehen, die Ungeduld ist so groß, daß man nicht warten will, bis es vollendet ist und ausgestellt wird: die Thüre seines Ateliers, obwohl verschlossen, ist dennoch immer von Neugierigen belagert. Vor Kurzem begab sich auch der Erzbischof von Paris dahin, im festen Glauben, diese Thüre werde sich sogleich öffnen, sobald er sich einstelle. Als er sie geschlossen fand, klopfte ein Cavalier aus seinem Gefolge. Keine Antwort. Er klopft stärker — noch immer Stillschweigen. Der Höfling glaubte nun allen Widerstand zu brechen, indem er nochmals klopfte und zugleich den Namen des Herrn Erzbischofs von Beaumont nannte. Da ruft Vanloo, voll

Aerger über solche Hartnäckigkeit, mit lauter zorniger Stimme: „Lassen Sie mich in Ruhe, und scheren Sie sich zum Teufel!“ Der Herr Erzbischof war um so mehr durch diese Behandlung verletzt, weil eine Menge Zeugen anwesend waren, die sich kaum des Lachens enthielten und sofort das schlimme Abenteuer des Kirchenfürsten in ganz Paris bekannt machten. Mein Bischof begab sich nun nach Versailles und stellte Klage, daß die seiner Person schuldige Ehrfurcht verletzt worden sei. „Und wer hat es gewagt, Sie zu beleidigen?“ fragte sehr ernst der König. „Vanloo, Ew. Majestät,“ und nun erzählte der Erzbischof voll Entrüstung den ganzen Vorfall. „Ich danke,“ erwiderte der König, „für die Anzeige, die Sie mir gemacht haben; auch ich hatte schon Lust, das Bild zu sehen, und bei dem Humor, den ich an meinem Maler kenne, wenn er in seinen Kunsteifer versunken, hätte er mir höchst wahrscheinlich dieselbe Scene gespielt. Jetzt, da ich gewarnt bin, werde ich ihn zuerst fragen lassen, um welche Stunde ich kommen darf, ohne ihn zu stören.“ Nach dieser Lection für den Kirchenfürsten wandte ihm Se. Majestät den Rücken und begann von Anderm zu sprechen.“

„Zur bestimmten Stunde stellten wir uns im Atelier in der Galerie des Louvre ein. Vanloo saß eben vor seinem Gemälde und betrachtete es, während sein Diener Farben auf der Palette auftrug. Er empfieng uns mit natürlicher Artigkeit und fragte mich dann, ob ich schon die Galerien von Paris gesehen. Ich nannte ihm die Cabinete, die ich besucht. Er fragte mich weiter, welcher Meister den größten Eindruck auf mich gemacht habe. „Raphael,“ sagte ich ohne Zaudern. „Sie verrathen keinen üblen Geschmack; in Ihrem Alter liebt man sonst gewöhnlich das, was mehr Lärm macht, und ich ziehe daraus guten Schluß auf Ihre Anlagen. Hüten Sie sich aber, ihn nachahmen zu wollen, Sie würden ihn nicht erreichen, aber kalt wie Eis werden.“ Dann unterhielt er sich mit Greff und ließ mich vor seinem Gemälde stehen. Es machte im ersten Moment gewaltigen Eindruck auf mich. Die Kühnheit und Sorgfalt der Ausführung setzte mich in Erstaunen; auch die Lebhaftigkeit der Farbe, wie der Komposition nahm meine Sinne gefangen. Ich war noch keineswegs im Klaren über die Principien der schwierigen Kunst der Malerei, und obwohl der Verstand nicht immer billigte, was den Augen schmeichelte, gerieth ich doch vor jedem für mich neuen Werk in Schwanken und

ließ mich gewöhnlich durch die Sinne bestechen. Dieser Irrthum dauerte aber nicht länger, als bis mir ein wahrhaft gutes Werk vor Augen kam, das meine Ansicht wieder auf den rechten Weg leitete. Das Gemälde Vanloo's verblüffte mich nun durch seine Größe, durch seine Kühnheit, durch das lebhafte Kolorit und die treffliche Technik, vor Allem aber durch den hohen Ruhm seines Autors: dies imponirt und muß imponiren einem jungen Künstler, der eben erst in die Wettbahn der Kunst den Fuß gesetzt; er würde sich einfach lächerlich machen, wollte er sich gegen die Anerkennung von Meistern stemmen, welche die öffentliche Meinung zu den Wolken erhebt. Je ernster ich aber das Gemälde prüfte, desto mehr erkaltete der erste Eindruck. Glücklicherweise war Herr Vanloo in das Gespräch mit seinem Freunde Greff so vertieft, daß er auf mich nicht achtete und nicht bemerkte, welch wechselnde Bewegung sein Werk in mir wach rief. Man brachte dem Künstler seine Palette, dies war das Signal zu unserm Rückzug."

Endlich kehrte Mannlich nach Zweibrücken zurück, „nicht wenig stolz darauf, eine so weite Reise gemacht und so vieles gesehen zu haben und vom Scheitel bis zur Zehe nach der neuesten Pariser Mode gekleidet zu sein."

Zwei Jahre später schickte ihn Herzog Christian abermals nach Paris, diesmal zu längerem Aufenthalte, damit er Boucher's und Vanloo's Unterricht genieße. Der kunstbegeisterte Fürst war aber keineswegs ein blinder Verehrer einer glänzenden Kunst ohne Seele, immer wieder wies er den angehenden Künstler an die Natur und an die Antike.

In welch liebenswürdiger Weise sich das Interesse des Gönners an der Entwicklung seines Zöglings kundgab, möge einer der vielen in die Memoiren wörtlich eingefügten Briefe beweisen.

„Zweibrücken, 1. Dezember 1765.

„Mein lieber Mannlich! Zu meinem größten Vergnügen vernahm ich von den Fortschritten, welche Sie machen, und von Ihrem guten Betragen. Sie wissen, wie sehr ich an Ihnen Antheil nehme, lieber Mannlich, und können deßhalb die Genugthuung bemessen, die ich jetzt empfinde. Fahren Sie deßhalb fort und suchen Sie sich das Wohlwollen und die Anerkennung Ihres Lehrers Boucher zu verdienen. Sie dürfen sich Glück wünschen, unter den Augen eines so bedeutenden Meisters arbeiten zu dürfen, danken Sie ihm in meinem Namen für diese Güte und grüßen Sie ihn

herzlichst von mir. Ich höre Nichts mehr von Mayer, er muß in Paris sein, lassen Sie mich wissen, was er treibt, aber hüten Sie sich vor seinem Umgang, er ist für Sie unpassend, denn der junge Mann zeigt kein Streben und ist Ausschweifungen ergeben; er hätte wohl das Zeug dazu, ein trefflicher Mann zu werden, doch er hat die Reinheit des Herzens verloren, seine Gesellschaft könnte nur dazu beitragen, Sie zum Mitschuldigen zu machen, ich verlasse mich auf Ihre eigene Einsicht. Was ich Ihnen da sage, mein Lieber, entspringt, glauben Sie mir, nur aus wahrer Freundschaft. Ich habe immer wie ein Vater an Ihnen gehandelt, ich darf also auch die Rechte eines Vaters beanspruchen und will davon nur Gebrauch machen, um Sie immer mehr und mehr von meiner väterlichen Gesinnung zu überzeugen.

„P. S. Da dieser Brief Hrn. Boucher zu Gesicht kommen könnte, will ich Sie in deutscher Sprache darüber aufklären, was ich von diesem berühmten Manne halte. Er zeichnet sich durch anmuthige Darstellung aus, aber seine Farbe und seine Zeichnung sind nicht tadellos. Deßhalb, mein lieber Mannlich, verlieren Sie nie die Hauptgrundsätze, die Ihnen immer als Leitstern dienen sollen, aus den Augen: die Antike, und in Bezug auf das Kolorit Rubens' Werke. Von Boucher eignen Sie sich nur die heitere und anmuthige Komposition an, darin ist er, wie ich glaube, der erste Meister des heutigen Frankreichs! Sie würden mir ein großes Vergnügen bereiten, wenn Sie für mich ein Gemälde nach eigner Wahl versuchten. In drei Monaten will ich nach Paris kommen und werde hocherfreut sein, etwas von Ihrer Hand zu erhalten."

Der Name des Herzogs Christian, des Freundes Ludwig's XV, machte dem jungen Maler in Paris manche Kreise zugänglich, welche sich sonst dem Fremden kaum erschlossen hätten. So erhalten wir Nachrichten nicht bloß über die hervorragendsten Künstler, sondern auch über die Encyklopädisten-Gesellschaft. In den Salons der Gräfin Forbach, einer geborenen Fontenet, die mit Herzog Christian morganatisch vermählt war, einer enthusiastischen Verehrerin der Philosophen, hatte Mannlich schon wiederholt d'Alembert, Grimm und Diderot gesehen.

Eines Tages nun sagte die Gräfin zu Mannlich: „Ich möchte gern, daß Sie mit dem großen Diderot näher bekannt würden. Man muß berühmte Männer in ihren eigenen vier

Wänden kennen lernen, dann erst kann man sie richtig beurtheilen. Ich will Sie ihm vorstellen."

Auch Graf Christian, der älteste Sohn der Gräfin, wurde mitgenommen. Diderot wohnte damals im sechsten Stockwerk eines Hauses der Straße Taranne, das nach der Straße St. Benoit eine Ecke bildet. Als die Gräfin mit ihren Begleitern eintrat, saß eben der Philosoph, ohne Perrücke, in einem Hausrock von rothem Rattin, vor dem offenen Kamin, wo auf einem Feuerchen ein großer Topf stand. Graf Christian und Mannlich wurden vorgestellt; Diderot begrüßte sie mit dem Anstand, der den Mann von Welt verräth. Die Gräfin wünschte seine Tochter zu sehen, sie wurde gerufen. So lange Angelika im Zimmer war, öffnete ihr Vater nicht den Mund und ließ nur bewundernde Blicke auf ihr ruhen. Nach einer Weile bedeutete er ihr, sie möge wieder zur Mutter gehen und ihr beim Kochen behilflich sein. Als sie sich entfernt hatte, sagte er: „Sie setzt mich jederzeit in Erstaunen und Schrecken, sie besitzt so viel Geist, daß ich kaum vor ihr zu reden wage." Natürlich erwiderte man, bei einer Tochter Diderot's sei ja selbstverständlich, daß sie an Geistesanlagen alle Mädchen und Männer überrage. Während man noch solche Komplimente wechselte, wurde die Thüre aufgerissen, und eine Frau trat herein, wie ein Fischweib aussehend, unsauber gekleidet, die Haube schief auf dem schwarzen, ungeordneten Haar, das über Gesicht und Nacken fiel, Tabakflecken auf Nase und Wange, auf den Armen zwei Holzscheite tragend und in der einen Hand einen Schaumlöffel. Ohne von den Anwesenden Notiz zu nehmen, trat sie zum Kamin und warf das Holz nieder. Diderot fuhr sogleich von seinem Stuhl in die Höhe, um ihr Platz zu machen, und während sie nun im Topf die Brühe abschäumte, die das Diner des Philosophen bildete, das er der Tafel der Könige vorzog, gab er ein Zeichen, sich still zu verhalten und die Frau nicht zu stören.

Mannlich war wie aus den Wolken gefallen, als diese groteske Person vom Philosophen als seine Frau vorgestellt wurde. Die Gräfin pries ihr Glück, die Gattin eines so erhabenen Mannes zu sein. „Ja, da hat man etwas davon!" kreischte sie mit rauher Stimme, „dieser große Philosoph hat kaum so viel, daß man den Topf an's Feuer setzen kann!" Darauf verließ sie das Zimmer, ohne Jemand zu grüßen, und warf die Thüre hinter sich heftig zu. Ihr Gatte setzte sich nun wieder und sprach in sanftestem

Tone: „Ich habe mich an diese Launen meiner Gattin gewöhnt, sie hat die Sorge für das leibliche, ich für das geistige Wohl unsrer Tochter übernommen, sie sorgt auch auf's Beste für alle meine Bedürfnisse, sodaß mir nie etwas abgeht, und so bin ich dazu gekommen, mich nicht mehr an der rauhen Schale zu stoßen, die eine im Grund vortreffliche Frau birgt." „Es sei fern von mir," nahm nun die Gräfin das Wort, die voll Bewunderung zugehört, „daß ich Ihre Gemahlin mit Xantippe vergleichen möchte, aber Sie sind in der That ein zweiter Sokrates!" Beim Gehen wandte sich Diderot an Mannlich: „Sie, mein junger Freund, nehme ich besonders für mich in Anspruch. Besuchen Sie mich recht oft, ich liebe die Kunst mit Leidenschaft und glaube auch ein Bischen davon zu verstehen. Ich liebe auch namentlich die jungen Leute Ihrer Nation, sie wissen meist nicht so viel wie die unseren, aber was sie wissen, wissen sie recht, und das ist mehr werth. In dieser Ansicht bestärkt mich namentlich Herr Bemetzrieder und Sie werden mir ohne Zweifel ebenfalls die Bestätigung liefern."

Herr Bemetzrieder war ein junger Deutscher, der Fräulein Diderot Klavierunterricht und auch in Kompositions- und Harmonielehre Anweisung ertheilte.

„Die Philosophen beschäftigten sich damals viel mit Musik, weil Jean Jaques eine Oper (Le devin du village, 1752 zuerst aufgeführt) komponirt hatte und an einem Musikdictionnaire schrieb. Diderot namentlich sammelte mit Sorgfalt die Regeln des Herrn Bemetzrieder, übertrug sie in gutes Französisch und glaubte durch ihre Veröffentlichung den Beweis liefern zu können, daß bisher auch die berühmtesten Federn über das wahre Wesen der Musik keine richtigen Aufschlüsse gaben, weil Niemand Kenntniß der Harmonie und zugleich eine feste und sichere Methodik besaß, daß es erst diesem jungen Mann gelungen, das große Geheimniß zu ergründen. Als ich meine Besuche bei dem Philosophen wiederholte, hörte ich häufig darüber reden, d'Alembert und Grimm waren ebenfalls vollkommen einverstanden und drängten zur Veröffentlichung des Werkes, das alle übrigen, wenn nicht ganz überflüssig machen, so doch in den Hintergrund drängen müsse."

Mannlich irrt aber, wenn er im Jahr 1772 von diesem Werk als einem erst zu erwartenden spricht. Bemetzrieders Schrift: „Sur les leçons de clavecin ou principes d'harmonie," in dia-

logischer Form abgefaßt, von Diderot mit einer drastischen Vorrede versehen, erschien schon 1771.

Mannlich erzählt nun von weiteren Besuchen. Der Philosoph empfing ihn jedesmal freundlich und gütig. War er gerade beschäftigt, so gab er dem Gast ein Buch, sich die Zeit zu vertreiben, bis der Wirth mit seiner Arbeit fertig war. Mannlich hatte dabei Gelegenheit, zu beobachten, mit welchem Nachdruck Diderot jede Bewegung der Feder mit einem Schütteln des Hauptes begleitete, und wenn der Philosoph recht kräftig die Feder in das Papier eingrub, schrieb er sicher gerade eine Sentenz nieder, die ihm von besonderer Wichtigkeit erschien. Diderot fragte seinen Gast um alles Mögliche, forschte ihn über seine künstlerischen, religiösen und politischen Ansichten aus, ja er stellte hie und da ein recht peinliches Verhör an. Er führte ihn auch in Ateliers berühmter Maler, um die Meinung des jungen Künstlers über dieses und jenes Gemälde zu erfahren, was für ihn deshalb von höherem Interesse war, weil Mannlich gerade erst von Rom gekommen war. Auch Pigalle's Atelier besuchten sie zusammen, wo eben das vielbewunderte Grabmal des Marschalls von Sachsen zu sehen war. Mannlich machte aber kein Hehl daraus, daß er diese Bewunderung ganz und gar nicht theilen könne und, sowohl was Idee als Ausführung betreffe, dem Grabmal des Dauphin von Gouston den Vorzug gebe. Nach vielen Unterredungen über diesen Gegenstand sagte Diderot endlich: „Ich habe über Ihre Einwendungen reiflich nachgedacht und sie gerecht befunden, aber hüten Sie sich, Ihre Meinung unseren Kunstfreunden mitzutheilen, Sie würden gesteinigt werden. Fahren Sie fort, in Ihrem Handeln und Urtheilen nur der Stimme Ihrer Vernunft zu folgen und Alles mit eignen Augen anzuschauen, Sie werden dann kaum irr gehen, denn ich kenne viele junge Leute, die mehr Geist besitzen als Sie, aber Niemand, der so gerecht urtheilt."

Schade, daß Mannlich nur dieses für ihn schmeichelhafte Wort mittheilt, nicht aber eingehender über jene Unterredungen berichtet; der Aesthetiker Diderot scheint uns ja heute noch mehr Interesse zu bieten, als der Philosoph oder der Poet Diderot.

Doch nun zurück zu Madame Diderot!

Um die Meisterwerke der niederländischen Schule zu studiren, unternahm Mannlich 1773 eine Reise nach Holland. Diderot gab

ihm zwei Empfehlungsbriefe mit, an den Fürsten von Galizyn, damals russischen Botschafter im Haag, und an einen Kaufmann Biscop, Besitzer einer vorzüglichen Gemäldesammlung. Bei seinem letzten Besuche zeigte ihm Diderot ein kleines Modell von gebrannter Erde, den Entwurf eines Grabmals für den Marschall von Sachsen, das er nach eigener Angabe unter seinen Augen durch einen Zögling der Bildhauerschule hatte fertigen lassen, er schien ganz entzückt von diesem Werk.

Um ein paar zum Geschenk für den Fürsten Galizyn bestimmte Broschüren abzuholen, begab sich Mannlich kurz vor seiner Abfahrt nochmals in Diderot's Haus. Graf Christian begleitete ihn. Eine Frau, einfach, aber sehr reinlich gekleidet, öffnete die Thüre, empfing die beiden Freunde auf's Artigste und sprach ihr Bedauern aus, daß Diderot nicht zu Hause. „Ich bitte Sie aber, treten Sie doch in dieses Zimmer und gedulden Sie sich nur einen Augenblick, er kann nicht mehr lange ausbleiben und wird sicherlich hoch erfreut sein, Sie bei sich zu sehen!" Graf Christian und sein Begleiter warfen sich erstaunte Blicke zu, sie drückten Madame Diderot — denn diese war es — ihren Dank für so viel Freundlichkeit aus, entfernten sich aber, indem sie dringende Geschäfte vorschützten. Madame wollte sie durchaus nicht fortlassen und verabschiedete sich endlich „mit jener bürgerlichen Artigkeit, die zwar ein wenig steif erscheint, aber unwillkürlich Vertrauen einflößt, — sie hatte offenbar vergessen, daß sie vor wenigen Wochen vor den Nämlichen die Rolle der Xantippe gespielt hatte." Auf der Stiege blieb Graf Christian stehen und rief: „Haben Sie jetzt gesehen, wie meine Mutter angeführt wird von diesen Encyclopädisten, die sammt und sonders Charletans sind? War das nicht der Typus einer gutherzigen Frau, mit der wir eben sprachen? Und was muß man nun von einem Philosophen denken, der eine solche Frau die Rolle der Xantippe spielen läßt, nur um selbst das Ansehen eines Sokrates zu gewinnen? Ein Komödiant der geringsten Klasse, der schlecht Komödie spielt, um seinen Unterhalt zu finden, ist viel achtungswerther in meinen Augen, als dieser Weise, — nie will ich mehr einen Fuß über diese Schwelle setzen!" „Ohne gerade so streng zu urtheilen, wie der Graf," fügt Mannlich hinzu, „war auch ich nicht weniger verblüfft über die Farçe, die der Philosoph offenbar vor uns aufgeführt hatte."

Es muß dahin gestellt sein, ob sich die beiden Freunde nicht

vielmehr über den Charakter der Frau, als des Mannes täuschten; möglich wäre ja immerhin, daß dieser „Typus einer gutherzigen Frau" hie und da sehr heftig sein konnte. Auch Rousseau nennt sie bekanntlich in seinen Confessions ein „rohes Häringsweib." Wir wissen auch, daß den leicht erregbaren Diderot die Ehe mit seiner Annette nicht geistig befriedigte, es spielen nebenher eine Menge Liebesverhältnisse mit Frau von Puisieux, Sophie Voland und anderen Verehrerinen. Dies hinderte aber nicht, daß er an seiner Frau mit einer überraschenden Hingebung hing; sie war jedenfalls eine überaus sorgliche Hausfrau, wenn sie auch dem Gatten auf das Gebiet seines Schaffens nicht folgen konnte. Was von der Dürftigkeit des Haushalts erzählt ist, wird auch sonst bestätigt. Madame Diderot hatte nur des Morgens auf eine Stunde eine Aufwärterin, den ganzen Tag über leitete sie den Haushalt allein. Ihr war auch die Kasse anvertraut; es ist bekannt, daß sie dem Gatten täglich 6 Sous zum Besuch des Café de la Regence gab und sich um dieser damals als luxuriös angesehenen Ausgabe willen selbst die härtesten Entbehrungen auferlegte. Jedenfalls dürfte der Vorwurf des Eigennutzes, den Graf Forbach als Motiv des auffälligen Benehmens ansah, unbegründet sein. Wenn sich Diderot gern theatralisch zu drapiren, bald durch romantische Extase, bald durch skeptische Blasirtheit aus dem Rahmen der Gesellschaft hervorzutreten suchte, so hatte diese Schwäche mit schmutzigen Parasitenthum nichts gemein, Diderot ist, wenn auch kein erhabener, so doch ein rechtlicher und uneigennütziger Charakter.

Im Haag übergab Mannlich dem Fürsten Galizyn einen Brief des Herzogs Christian und den Brief und die Broschüren Diderots. Als Galizyn ersteren gelesen, lud er den Ueberbringer sofort ein, während der Dauer seines Aufenthalts im Haag sein Gast zu sein. Später las er Diderot's Zeilen, über deren Inhalt er anfänglich ganz verblüfft schien, dann lachte er auf und rief: „Ja, sagen Sie mir doch, mein Lieber, unser Philosoph ist also noch immer ein Narr? Hören Sie nur, wie sein Brief beginnt: „Mein Prinz, ich bin eben daran, durch Kindeshand das höchste Meisterwerk gestalten zu lassen!" womit vermuthlich das Modell seines Moritzdenkmals gemeint ist."

So erzählt Mannlich, und wir haben keinen Grund, an der Wahrheit seiner Mittheilungen zu zweifeln. Galizyn's Spott ist aber jedenfalls nur als Scherz aufzufassen, denn er, wie seine Frau

schätzten Diderot ungemein, wie sich aus ihren Briefen und aus den Memoiren des Schweden Björnstähl ersehen läßt. Diderot hielt sich im Jahr 1773 auf der Reise nach Petersburg und auch auf der Rückreise nach Paris mehrere Wochen bei dem fürstlichen Paar auf, das, wie er schreibt, „nur zu gemüthvoll war, um glücklich zu sein.“

Als Mannlich seine ersten zwei größeren Gemälde, Illustrationen zu Guarini's Pastor fido vollendet hatte, sprachen Kollegen, denen er seine Arbeiten zeigte, Vernet, Greuze, Vien, Doyen u. A., ihre Zufriedenheit aus und riethen ihm, die Bilder in die Ausstellung der Akademie zu schicken. Da kam eines Tages Diderot mit seiner Tochter in das Hôtel; sie waren von der Gräfin zum Diner geladen, denn diese hatte namentlich für die Tochter, die so geistreich und ausdrucksvoll zu sprechen wußte, große Vorliebe gefaßt. Mannlich begegnete ihnen auf der Treppe und hielt für schicklich, auch den berühmten Kunstkritiker zur Besichtigung seiner Werke einzuladen. Diderot versprach bald zu kommen.

Wirklich trat er schon ein paar Augenblicke später in Mannlich's Atelier, wo eben ein mit dem jungen Maler von Rom her befreundeter Kollege, St. Quentin, die Gemälde besah. Der Philosoph setzte sich schweigend nieder und hörte auf die Bemerkungen des Freundes. Plötzlich erhob er sich und sagte: „Ich werde Ihren Zimmernachbar Fontenet besuchen und später zurückkommen.“ Sobald sich St. Quentin entfernt, trat Diderot wieder ein und schob mit feierlicher Miene den Riegel vor. „Wir können ungelegene Besuche jetzt nicht brauchen.“ Dann umarmte er den Maler. „Ich bin hoch erfreut über Ihr Werk, mein junger Freund,“ sprach er, jedes Wort in gewohnter Weise stark betonend. „Mir brachte die unverschämte Handwerkerkritik Ihres Kollegen das Blut in's Sieden, ich wollte mit Ihnen allein sein, um Ihnen meine Ansicht mitzutheilen. Ihre Corisca ist ganz und gar der Schelm, den Guarini uns in seinem Pastor fido malt. Ihr Satyr vereinigt wirklich zwei Naturen in sich, ist Mensch und Bock. So muß man historische Stoffe darstellen, so muß man der Idee des Dichters gerecht werden. Ihre Farbe ist wahr, frisch und kräftig, ihre Komposition einfach und reich, aber ohne Ueberladung, Ihre Technik sorgfältig, ohne in's Kleinliche zu gerathen.“ Er sprach noch über einige Einzelheiten, dann saß er längere Zeit vor den Bildern, ohne mehr etwas zu sagen. Plötzlich wandte er sich mit der ihm

eigenen Lebhaftigkeit zu Mannlich. „Sind Sie reich?“ „Das bin ich nicht, ohne gerade arm zu sein!“ „Wollen Sie reich werden?“ „Wenn es durch ein rechtliches Mittel sein kann, wie mir ja Herr Diderot kein anderes vorschlagen wird, — ja!“ „Dann ist die Sache abgemacht! Ich bin beauftragt, für die Kaiserin von Rußland Werke unserer bedeutenderen Meister zu erwerben. Sie hat mir freie Vollmacht gegeben, ich wähle die Künstler nach eigenem Ermessen, bestimme die darzustellenden Stoffe und die Preise. Sie sehen ein, mein junger Freund, welch großer Vortheil für Sie daraus entspringen wird, wie leicht Sie Ruhm und Reichthum erwerben können!“

Mannlich war ebenso erfreut wie gerührt durch diesen Freundschaftsbeweis des Philosophen und namentlich über die Wärme, womit er den Vorschlag, der sein Glück begründen sollte, besprach. Er dankte daher aus vollem Herzen, fügte aber bei, die väterliche Güte, die ihm bisher Herzog Christian bewiesen, lege ihm die Pflicht auf, wenigstens seine ersten Werke, die Erstlinge seines Schaffens als Beweis der Dankbarkeit dem Wohlthäter anzubieten. Eben von einer Kunstreise zurückgekehrt, wozu ihm der Herzog großmüthig die Mittel geschenkt, könne er nicht sogleich den Dienst seines gütigen Herrn verlassen, später werde dieser selbst freudig einwilligen, daß sein Schützling das glänzende Anerbieten Diderot's annehme.

Die Mienen des Philosophen verfinsterten sich in eben dem Maße, wie diejenigen Mannlich's bei Erwähnung der väterlichen Liebesdienste des Herzogs sich erhellten. Nach einer Pause sagte er: „Die Dankbarkeit ist eine ebenso schöne wie in unseren Tagen seltene Tugend, ich kann Ihr Gefühl nur loben und schätze Sie deshalb um so mehr. Da uns aber unsere Empfindung gar so oft in die Irre leitet, müssen wir immer erst sorgfältig prüfen, ehe wir ihr uns hingeben. Sehen wir also einmal zu, was die Fürsten sind und was Sie sind? Die Fürsten beziehen ihren Reichthum von einem Theil ihrer Völker. Wozu? Nun eben, um ihn auf den anderen Theil zu übertragen!“ Er erhob sich dabei und sagte, während er vorher mit erhobener Stimme gesprochen hatte, jetzt in leichtem Conversationston: „Sie sehen, daß der glückliche Zufall Sie auf die Seite gestellt hat, wohin das Gold gegeben wird. Bedenken Sie sich also nicht, lassen Sie es

sich aufbürden. Adieu, mein Freund, erwägen Sie die Sache und besuchen Sie mich dann!"

„Ich kann," fährt Mannlich fort, „mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich die Wahrheit spreche, wenn es auch wie Eigenlob klingt. Der Sophismus des Philosophen machte mich keinen Augenblick wankend. Die Vernunft, die nach seinem Sinn nichts Anderes war als Egoismus, hatte bis auf jenen Tag noch wenig Einfluß auf meine Handlungsweise geübt, und wenn ich mir meinen Lebenswandel vor Augen halte, so sehe ich zwar, daß er durchaus nicht von Fehlern frei war, aber Reue über eine böswillige That ist mir erspart geblieben. Von meinem Herzen, von meiner Empfindung ließ ich mich leiten in allen meinen Handlungen. Der allerdings nicht unverblümt ertheilte Rath, meiner Empfindung zuwider zu handeln, konnte mich, so „philosophisch" er sein mochte, nicht überführen, im Gegentheil, er erfüllte mich mit einer Art von Entrüstung, die um so peinlicher war, als ich trotz der Xantippescene Diderot seiner großen Begabung wegen schätzte und verehrte."

Tags darauf kam Grimm auf Besuch in das Atelier. Mannlich erwähnte Nichts von dem zwischen ihm und Diderot Vorgefallenen, aber Grimm fing selbst davon zu sprechen an.

„Diderot erzählte mir, welches Vergnügen ihm Ihre Gemälde bereiteten und welches Anerbieten er Ihnen aus wahrer Freundschaft machte. Ich hoffe, daß Sie sofort mit beiden Händen darnach greifen werden. Gelegenheiten, sich auszuzeichnen, Carrière zu machen, kommen nicht so häufig vor. Sie glauben nicht, wie unser Philosoph seines Auftrages wegen von den bedeutendsten Künstlern überlaufen wird, die alle gern Beschäftigung fänden."

Mannlich wiederholte nun die Gründe, die ihn bewogen, das Anerbieten nicht sofort anzunehmen. Es sei ja nur im Interesse der hohen Auftraggeberin, wenn er erst später in ihre Dienste träte, denn er werde bis dahin reifere Kunstwerke schaffen können. Die Erstlinge seines Talents hätten ja doch nur speziellen Werth für den großmüthigen Gönner, der ihm überhaupt ermöglichte, die künstlerische Laufbahn zu betreten.

„Das ist Alles recht schön und gut," erwiderte Grimm kühl, „aber man muß den Großen dieser Erde nicht den guten Hans Narren abgeben. Wenn sie nur nach Laune rechts und links ihre Wohlthaten ausstreuen, können sie selbst nur zufrieden sein, wenn ein Theil davon auf Jemand herabfällt, der sie in der That ver-

dient. Ich rathe Ihnen: halten Sie das Glück, das sich Ihnen gerade jetzt darbietet, sogleich fest, lassen Sie die launische Göttin nicht entwischen, Sie wissen, die Rückseite ihres Kopfes ist kahl!"

„Ich war noch viel unzufriedener mit meinem Landsmann Grimm als mit dem großen Philosophen. Das sind also die Weisen, sagte ich zu mir, die in ihren beredten Abhandlungen behaupten, sie seien berufen, die Welt zu erleuchten und wieder zu beleben, den Irrthum zu bekämpfen, die Wahrheit zum Sieg und die Tugend zum Triumph zu führen, — die aber das einfache Gefühl eines guten Herzens, gute Sitte, Uneigennützigkeit und Dankbarkeit für Nichts achten. Können Sie denn wirklich in allem Ernst glauben, die Menschheit besser und glücklicher zu machen, wenn sie ihren Schülern insgeheim Unglauben, Egoismus und Undank predigen? Ich fing seitdem an, meine Weisen besser zu kennen, die sich den Ehrentitel Philosophen gaben, ohne an die Pflichten zu denken, die dieser schöne Name auferlegt. Diese Betrachtungen erklärten mir auch den Haß, den diese Herren auf den guten Jean Jacques warfen: er erschien mir edler, weil einfacher als diese Charlatans, die nur die Maske der Philosophie und der Tugend trugen, die solche Worte immer im Munde führten, ohne sich die Mühe zu geben, sie im Leben zu bethätigen, und die deshalb, indem sie vor den hohen Herren und ihren Maitressen und Ministern herumkrochen, jenem Mann von wahrer Tugend, wirklichem Verdienst und weit überlegenen Geistesgaben auf alle Weise zu schaden suchten."

Wir wissen nun freilich, daß die Encyclopädisten nicht allein die Schuld trugen an der Spannung, die zwischen ihnen und dem Verfasser des Emile bestand. Mochte auch der Liebeshandel mit Frau v. Epinay die Veranlassung gegeben haben und Autoreneifersucht ihr redlich Theil dazu beitragen, begründet war die Entzweiung Diderot's mit Rousseau schon im tiefen Gegensatz ihrer Geistesanlagen und ihrer seelischen Entwickelung. Rousseau, immer mehr Poet als Gelehrter, eine entschieden subjektive Natur, immer in der individuellen Sphäre bleibend, der Melancholiker, der „Einsiedler der Einsamkeit," — Diderot, der mit Schärfe und Klarheit auffassende Kritiker, ein encyclopädischer Kopf, für jeden Anstoß aus der Außenwelt empfänglich, der Choleriker, der „Einsiedler der Salons," — beide nach Anschauung von uns Durchschnittsmenschen verzogene Kinder der Natur, die ihren Wünschen

kein Maß setzen und im Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit für ihr Thun und Lassen keine Grenze anerkennen wollten. Ihr persönliches Leben weist, wie das Treiben der Pariser Elite überhaupt gar manche Flecken auf. Hat ja doch der „göttliche" Voltaire an gemeinen Schmähungen seiner ehemaligen literarischen Freunde das Höchste geleistet, was eine Feder je verschuldet. Brockerhoff zählt in seiner Biographie Rousseau's eine lange Reihe von Titeln auf, die sich für Jean Jacques in den Schriften seiner Landsleute finden, man nannte ihn einen unverschämten Ignoranten, der sich nur mit fremden Federn schmücke, einen liederlichen Vagabunden, der unter der Maske der Ehrbarkeit den unnatürlichsten Lastern fröhne, einen schmutzigen Filz, der erlogene Dürftigkeit als Deckmantel für versteckte Betteleien benutze u. s. w. Rousseau selbst ist aber kaum minder maßlos in der Polemik gegen die Träger der Namen, die mit dem seinen vereint den Parnassus Gallorum schmücken, das harte Wort Grimm's über ihn ist nicht ungerecht: „Er liebt nur sich und quält nur sich im Haß der Andern."

Gräfin Forbach, die gern für das Liebhabertheater in Zweibrücken eine talentvolle Actrice gewonnen hätte, ging damit um, eine Heirat Mannlich's mit Mademoiselle Diderot in's Werk zu setzen, allein es war auf beiden Seiten zu wenig Neigung vorhanden.

Was Mannlich von der abgöttischen Verehrung Diderot's für seine Tochter erzählt, stimmt mit den eigenen Aeußerungen des Vaters überein, er gerieth oft über ihre, aus dem Munde eines Kindes seltsam und fast unglaublich klingenden Paradoxa in feurigsten Enthusiasmus. „Ich bin ganz närrisch darauf versessen," schreibt er einmal an seine Freundin Voland, „von meiner Tochter zu schwätzen. Sie sagt, daß ihre Mama zu Gott betet, ihr Papa aber das Gute thut; daß meine Denkweise meinen Pantoffeln gleicht, die nicht für alle Welt, sondern um mir die Füße warm zu halten, angezogen werden; daß es mit den Handlungen, die uns nützlich und anderen schädlich sind, wie mit dem Knoblauch sich verhalte, den man, obwohl man ihn liebt, nicht ißt, weil er stinkenden Athem macht; daß sie, wenn sie bedenke, was um uns her vorgeht, nicht wage, über die Aegypter zu lachen; daß sie, wenn sie Mutter einer zahlreichen Familie wäre und in derselben ein böses, recht böses Kind hätte, doch nie sich entschließen könnte, es bei den Füßen zu nehmen, um es mit dem Kopf in einen Ofen zu stecken, — und das Alles in einer anderthalbstündigen Plauderei vor dem Mittagessen."

Als Mannlich später wieder einmal nach Paris kam und Diderot besuchte, traf er den Philosophen in schmerzlicher Aufregung. Seine Tochter, die er wie ein überirdisches Wesen, dessen Geist ihm fast Besorgniß einflößte, verehrte, die er für ein Muster kindlicher Liebe und Sanftmuth hielt, hatte das väterliche Haus verlassen, um sich heimlich mit einem Gutsbesitzer zu vermählen, mit dem sie seit Langem ein Liebesverhältniß unterhalten hatte, ohne daß der Vater Socrates oder die Mutter Xantippe etwas bemerkten. Diderot erzählte die Geschichte mit einem leidenschaftlichen Feuer, das sich jedem Zuhörer mittheilen mußte, so daß auch Mannlich tief ergriffen war. Der Vater klagte namentlich über die Verstellung seines Kindes und über den Mangel an Vertrauen zu den Eltern; alles Andere könne er verzeihen, diese Verbrechen des Herzens aber niemals. Die Tochter, die ihren Vater recht gut kannte, ließ ihn einige Wochen zürnen, gab dann gute Worte, um ihn zur Verzeihung zu bewegen, endlich schrieb sie, er möge ihr doch wenigstens sein Porträt schicken, damit sie auf den Knieen davor hingestreckt ihr Vergehen beweinen könne. Von diesem Augenblick an war Alles vergeben und vergessen. „Die Idee war zu malerisch, zu romantisch: eine schöne Büßerin, in Thränen aufgelöst, zu Füßen eines Bildnisses, — da konnte man nicht länger widerstehen!" —

Auch Rousseau kennen zu lernen, hätte sich für Mannlich günstige Gelegenheit geboten; leider ließ er sie unbenützt verstreichen.

Bei einer Freundin, Mademoiselle Renard, war er schon häufig mit einer älteren, immer sehr reinlich gekleideten Frau, Madame Levasseur zusammengetroffen. Diese fragte ihn einmal, ob er nicht mit Rousseau bekannt sei.

„Vom Hörensagen weiß ich Manches von ihm und auf der Straße bin ich ihm mehrmals begegnet," erwiderte Mannlich. „Ich verdanke diesem Ehrenmann ungemein viel; was ich von seinen Werken kenne, hat mich entzückt, mich gebessert, meine Grundsätze befestigt und mir meine Pflichten gezeigt. Wenn ich mich dessenungeachtet nicht zu den Tugendhaften zählen darf, so trägt mein Alter die Schuld, man kann nicht immer, was man soll, ja sogar nicht, was man will."

„Aber warum suchen Sie nicht seine Bekanntschaft zu machen?"

„Weil man mir oft erzählt hat, daß er rauh und ungesellig,

Niemand sehen will und manche Leute, die seine Bekanntschaft suchten, auf unhöflichste Weise behandelte."

„Ach, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie dieser Mann unter Brodneid und Verleumdung zu leiden hat, Sie würden ihn beklagen. Besuchen Sie ihn doch, Sie werden in ihm einen ganz anderen Jean Jacques kennen lernen, als denjenigen, den man ihnen geschildert hat, er wird Sie gewiß lieb gewinnen, das versichere ich Sie!"

„Kennen Sie ihn denn näher?"

„Gewiß kenne ich ihn, ich wohne mit ihm seit vielen Jahren zusammen und besorge seinen kleinen Haushalt. Besuchen Sie mich, ich werde Sie dann selbst bei ihm einführen, Sie werden sehen, daß er liebenswürdig gegen Alle, die er nicht als Spione und Verräther betrachten muß."

Mannlich versprach, Madame Levasseur bald zu besuchen, unterließ es aber, weil die Gräfin Forbach ihm abrieth, indem sie ihm eine lange Reihe von Personen vom höchsten Range aufzählte, denen Jean Jacques die Thüre vor der Nase zuschlug.

Er theilt aber eine hübsche Geschichte von einer Begegnung des Grafen Görtz mit Rousseau mit, die vom Grafen selbst in Zweibrücken — er suchte damals den Herzog zur Verwerfung des bekannten Tauschprojekts Karl Theodor's zu gewinnen — erzählt wurde.

„Ich war mit der Erziehung des Prinzen N. betraut und begleitete ihn auf einer Rundreise an den europäischen Höfen. Der Prinz war ein gutmüthiger Charakter, verrieth aber doch einige Schwächen, die ich im Keim ersticken wollte, ehe sie zu Fehlern heranwüchsen. Ich beeilte mich daher, nach der Ankunft in Paris die Bekanntschaft Rousseau's zu suchen, dessen Emile mir das höchste Vertrauen zu dem pädagogischen Geschick des Autors eingeflößt hatte. Das erste Mal traf ich ihn nicht zu Hause, ich begab mich in den nächsten Tagen zu den verschiedensten Tageszeiten in seine Wohnung, — immer erhielt ich den gleichen Bescheid: Nicht zu Hause! Diese Unsichtbarkeit des Meisters ärgerte mich begreiflicher Weise, und ich beklagte mich darüber bei Bekannten. „Sind Sie an seinem Haus vorgefahren?" wurde ich gefragt. Ich bejahte. „Haben Sie dann durch einen Lakai fragen lassen, ob der Philosoph zu Hause?" „Ja." „Nun, so haben Sie den Weg eingeschlagen, auf dem Sie ganz sicher nie erreichen werden,

ihn zu Gesicht zu bekommen.“ „Aber was muß man denn thun, um zu diesem Wundermann zu gelangen?“ „Gerade das Gegentheil von dem, was Sie bisher gethan! Anstatt einen Diener zu schicken, müssen Sie selbst wie ein Diener aussehen, einfach gekleidet, zu Fuß kommen, unter den Arm nehmen Sie am Besten eine Musikalienrolle und verlangen, daß Jean Jacques sie kopire, — so wird Ihnen die Thüre geöffnet werden, die dem Reichsgrafen von Görtz stets verschlossen bleiben wird.“

Ich befolgte diesen Rath. Madame Levasseur öffnete mir die Thüre und ließ mich, als ich sagte, ich brächte Musikalien zum Abschreiben, sogleich eintreten. Ich stand vor dem Manne, den ich so lange umsonst zu sehen gesucht, konnte aber nicht über mich bringen, die Täuschung auch vor ihm fortzusetzen. Indem ich mich zu erkennen gab, bat ich zugleich um Verzeihung wegen der Hinterlist, die ich nur angewandt, um aus dem Munde des berühmtesten Erziehers der Menschheit einige belehrende Worte zu vernehmen. Als ich meinen Namen nannte, zog er seine Mütze und behielt sie trotz meiner Vorstellungen und Bitten in der Hand.

„Ich bin,“ fuhr ich fort, „mit der Erziehung eines jungen Prinzen betraut, der einst über ein ziemlich großes Land regieren wird. Das Glück eines ganzen Volkes wird von der Beschaffenheit seines Geistes und Herzens abhängen. Geist und Herz meines Zöglings zu bilden und für so hohe Bestimmung vorzubereiten, ist mithin eine wichtige Aufgabe. Deshalb glaubte ich vor Allem die erste Autorität im Erziehungsfache zu Rathe ziehen zu müssen, und der Verfasser des Emile wird um des guten Zweckes willen meine Zudringlichkeit entschuldigen.“ Ich legte nun dar, wie diese und jene Schwäche bei meinem Zögling hervortrete, und welche Mittel ich zu ihrer Unterdrückung anwandte. Auf die kleinsten Einzelnheiten ging ich ein und fragte ihn schließlich, ob er mit meiner Methode einverstanden.

Rousseau hatte gelassen zugehört. Als ich meine Rede beendigt, sagte er:

„Also ein Prinz ist Ihr Zögling?“

„Ja, mein Herr!“

„Nun wohl, dann ist Ihr ganzes Erziehungsgeschäft vergebliche Mühe. Verzeihen Sie, meine Zeit ist kostbar.“

Auf's Empfindlichste verletzt über diese brüske Erwiederung, gab ich mir keine Mühe, meinen Unwillen zu verbergen, und ver-

ließ ihn mit dem festen Entschluß, solche Weltverbesserer nie mehr aufzusuchen.

Bald darauf starb der Vater meines Zöglings. Der neue Souverän war untröstlich über diesen Verlust, der ihm so schwere Pflichten aufbürde, und beschwor mich mit Thränen im Auge, ihn nicht zu verlassen, sorgfältig über sein Betragen zu wachen, ihn auf seine Fehler ohne Beschönigung aufmerksam zu machen, sein Rathgeber und Freund zu bleiben. Freudig versprach ich, seinen Wunsch zu erfüllen.

Unsere Reise mußte jetzt natürlich abgebrochen werden, wir kehrten in die Hauptstadt zurück.

Dort stellte sich nun bald jenes Gelichter ein, das jeden Hof umlagert, Schmeichler, Glücksjäger, Intriguanten, denen kein Mittel zu schlecht ist, um egoistische Ziele zu erreichen und sich bei dem Fürsten beliebt zu machen. Ich prüfte die Umgebung meines ehemaligen Zöglings sorgfältig und verfehlte nicht, ihm das Resultat meiner Beobachtungen mitzutheilen. Er hörte mich aufmerksam an, dankte mir und versicherte mich seiner unwandelbaren Gewogenheit. Nichts desto weniger bemerkte ich, daß meine Vorstellungen erfolglos blieben. Ich wiederholte daher eindringlich meine Rathschläge.

Wie gewöhnlich begab ich mich dann zum Souper nach Hause — da lag auf dem Tische ein Schreiben, daß mir in sehr höflichen Worten meine — Entlassung anzeigte.

„Jean Jacques, göttlicher Prophet!“ fühlte ich mich auszurufen unwillkürlich gedrungen.

„Schnell war mein Bündel gepackt, und ich verließ den Hof, wo mir klar geworden, daß ich bei meinem Besuch in der Rue Platrière grundlos mit dem Philosophen unzufrieden gewesen war.“ —

Mannlich war ein eifriger Schüler der Akademie, kostete aber auch in vollen Zügen die Vergnügungen, welche die Seinestadt unmittelbar vor den blutigen Revolutionswirren in berauschender Fülle bot. Die Abenteuer mit einer Courtisane Aminte, einem ungewöhnlich geistvollen und im Grunde herzensguten Mädchen, das der junge Deutsche aus dem unwürdigsten Schlamme zog, aber nicht dauernd der gesitteten Gesellschaft zu erhalten vermochte, bilden einen hochinteressanten Liebesroman.

Herzog Christian mochte erkennen, daß die künstlerische Entwicklung des Zöglings durch weitere Lehrjahre in Paris nur

Schaden nehmen könnte und schickte ihn deshalb 1767 nach Rom, wo er ihm die Aufnahme als Pensionär in der französischen Akademie erwirkte. Boucher gab dem Schüler beim Abschied noch den Rath: „Halten Sie sich nicht zu lange in Rom auf, studieren Sie dort namentlich Albani und Guido Reni, denn Raphael ist trotz seines Ruhmes eigentlich ein trauriger Maler (un peintre bien triste), und Michel Angelo kann nur Furcht einflößen. Betrachten Sie sich ihre Werke, aber lassen Sie sich nicht einfallen, sie nachahmen zu wollen." Mannlich unternahm die Reise nach dem gelobten Land der Künste in Gesellschaft von mehreren jungen Kollegen. Sie gingen zunächst über Lyon, Marseille und Toulon nach Antibes, wo sie sich einschifften. Von heftigem Sturm in den Hafen zurückgeworfen, beschloß das heitere Völkchen einmüthig, die Reise nach Rom zu Fuß zu machen. Dies gab Anlaß zu mannigfaltigen Abenteuern, die unser Maler in seiner launigen Weise und so lebendig beschreibt, daß wir uns unmittelbar in jene Gegenden und Zustände versetzt sehen und ihn mit Vergnügen auf der Wanderung durch die prächtigen, alterthümlichen Städtchen und sonnigen Fluren begleiten. Von 1767 bis 1771 verweilte er sodann als Zögling der Akademie in Rom und übte Auge und Hand an den ewigen Mustern, die sich in diesem Heiligthum der bildenden Künste darbieten. Was er über diese Werke sagt, zeigt den denkenden und selbständig forschenden Künstler. Dem Rathe seines vormaligen Lehrers zuwider studierte er namentlich Raphael und kopirte einige seiner berühmtesten Gemälde. Doch hielt auch hier Mancherlei von strenger Arbeit ab. Er schwelgt in farbensatter Erzählung der Tage, die er in Tivoli und Frascati und Capua verlebte. Heitere Feste in den Villen lebensfroher Edelleute wechselten mit dem Besuche der herrlich gelegenen Klöster, wo freundliche Mönche ihre Altarbilder zeigten und ihre Bibliotheken öffneten und auch mit dem Falerner nicht kargten. Der Signore Manlio war auch bei den schwarzäugigen Töchtern der Stadt wohlgelitten, und manches Abenteuer ließ die Arbeit an der Staffelei recht mittelmäßig gerathen oder hatte ein nothpeinliches Verhör des Akademie-Direktors Natoire zur Folge.

Die Leichenfeierlichkeiten nach dem Tode des Papstes Clemens III., die Eröffnung des Conclave, der Aufenthalt des Kaisers Josef's II. in Rom und andere in diese Jahre fallende, für die Tiberstadt merkwürdige Ereignisse werden ausführlich beschrieben. Durch den Fürsten von Lambesk, der gleichzeitig mit Kaiser Josef nach Rom

gekommen war und mit Mannlich häufig verkehrte, war täglich etwas Neues zu erfahren.

Die Cardinäle saßen eben noch im Conclave, doch für einen so mächtigen Kaiser öffneten sich auch die sonst streng verschlossenen Zellen im Vatikan. Als Josef eintrat, wollte er den kleinen Degen, den er an der Seite trug, ablegen, aber Kardinal Albani hinderte es mit den Worten: „Nein, so ist es gerade Gottes Wille! Unter den unbesieglichen Waffen Eurer geheiligten Majestät wird die heilige Kirche Schutz finden, legen Sie also das Symbol unseres Schutzes nicht ab!“ „Es war aber eigentlich ein Jagdmesser,“ bemerkt Mannlich. Als der Kaiser in die Säle geführt wurde, wo für die Kardinäle kleine Zellen eingerichtet waren, beklagten sich einige der hohen geistlichen Würdenträger über „die unleidliche Einsamkeit.“ „Nun besser ist doch hier zu leben,“ meinte Josef, „als unter den Zelten, die uns weltliche Soldaten im Kriege beherbergen. Wenn Sie uns einen so liebenswürdigen und achtungswerthen Papst geben wollen, wie Benedict XIV., werden Sie dieses Einsiedlerleben nicht zu bereuen haben!“ Um von Rom etwas sehen zu können, aber nicht immer und überall durch die Ehrfurchtsbezeugungen des Volkes beengt zu sein, ließ er durch den Stadtgouverneur bekannt geben, daß er sich durch die vielen Beweise von Anhänglichkeit und Liebe der Römer sehr geehrt fühle, aber den Wunsch hege, wie ein gewöhnlicher Privatmann unter ihnen leben zu dürfen, man möge ihn deshalb auf der Straße seines Weges ziehen lassen. Nun hatte es zwar mit dem Beifallrufen ein Ende, aber so oft er sich öffentlich zeigte, begleitete ihn eine ungeheure Menge auf Schritt und Tritt. Auch Mannlich folgte ihm eines Tages in eine Kirche. Hier saß in einem Beichtstuhl ein dicker Mönch, zu ihm trat der Kaiser und beichtete dem Erstaunten allem Anschein nach mit aufrichtiger Frömmigkeit. Da das Osterfest herannahte und von dem Vorhaben des Kaisers Niemand Kenntniß gehabt hatte, standen vor dem Altar eine Menge Leute, die gebeichtet hatten, und nun zur Communion gingen. Als Joseph nun auch herantrat und die vor ihm Stehenden zurücktreten wollten, hinderte er es, indem er eine arme Frau am Arm faßte und sagte: „Bleiben Sie! Jeder nach der Reihe! Vor Gott sind wir Alle gleich!“ Solche Leutseligkeit, wovon er wiederholt Proben gab, enthusiasmirte die Römer, besonders die Trasteveriner, die das Priesterregiment haßten, für den deutschen Fürsten;

man konnte oft hören: „Wenn nur der Kaiser ein Einzigesmal riefe: Zu mir, meine Römer! Wir würden auf der Stelle die Kardinäle aus dem Conclave jagen, und er sollte unser Herr sein!"

Mannlich, an strengere Hofsitte gewöhnt, ist mit dem Benehmen des Kaisers nicht einverstanden. „Ich will zwar keineswegs eine an sich so schöne Handlung, wie die oben erzählte ist, tadeln, diese Liebenswürdigkeit erschien bei dem großen Fürsten wirklich natürlich; aber ich konnte mir nicht verhehlen — und die Folge hat es auch gelehrt — daß durch solches Sichgehenlassen des Fürsten vor dem Volke, und dadurch, daß er dem Volke förmlich Weihrauch opferte, zur Emancipation der Menge beigetragen wurde; sie lernte ihre Kraft kennen, und sang bald:

Les grands sont si grands,
Parceque nous sommes à genoux,
Levons nous!

Das Volk Frankreichs war thöricht genug, dem Beispiel der Brabanter folgen zu wollen, es gab ein Blutbad ohne gleichen, der halbe Continent wurde verheert — und jetzt wünscht das nämliche Volk klagend die Stellung zurück, die es bei seiner Erhebung verlassen hat."

1771 siedelte Mannlich nach Florenz über, um den Unterricht des berühmten Mengs zu genießen. Dies glückte erst nach einiger Zeit. Als nämlich Mannlich durch den Direktor der Gallerie Pitti, Hrn. v. Agatha, bei Mengs eingeführt und als französischer Kunstpensionär vorgestellt wurde, würdigte ihn der Meister fast keines Wortes. Erst als er ihm später zufällig nochmals vorgestellt wurde und es dabei zur Sprache kam, daß Mannlich ein Deutscher, bat Mengs wegen seines früheren Benehmens herzlich um Entschuldigung, und rief ein- über das anderemal aus: „Ich kann diese französischen Windbeutel nicht ausstehen!" Nun durfte Mannlich unter den Augen Mengs' seine Studien fortsetzen und eignete sich dabei auch vieles von dessen Manier an.

In die Heimath zurückgekehrt, wurde er von Herzog Christian, der ihm väterliche Neigung bis zu seinem Ende wahrte, zum Hofmaler und Direktor der in Zweibrücken errichteten Kunstschule ernannt. 1774 führte ihn der Wunsch des Herzogs nochmals nach Paris. Während dieses dritten Aufenthalts lebte er auf vertrautestem Fuße mit der Familie Gluck, die zur ersten Aufführung der Iphigenie nach Paris gekommen war und auf Einladung des Her-

zogs Christian im Hôtel des Deux Ponts wohnte. Ueber den Kampf des Maëstro, dieses originellen Vertreters deutscher Art, gegen die Lully's und Rameau's sind nirgendwo eingehendere und glaubwürdigere Nachrichten geboten, als in unsren Denkwürdigkeiten. Mannlich, welcher den Komponisten mit seiner Familie auch nach Mannheim und Zweibrücken begleitete, war von Madame Gluck zum Gatten ihrer Tochter ausersehen; er verzichtete aber seiner leidenden Gesundheit halber auf eine Heirat, von welcher er sich ebenso viel Ehre als Freude erwarten konnte, und lenkte selbst die Wahl auf seinen Freund Fontenet. Die Vermählung sollte im Sommer 1775 in Paris stattfinden, aber Mlle. Gluck starb schon im Frühjahr; auch Herzog Christian starb, und Mannlich konnte sich, da seine Gesundheit gänzlich zerrüttet war, nicht nach Paris begeben. Alle die ernsten und heiteren Pläne, die sich an seine Bekanntschaft mit dem großen Meister geknüpft hatten, waren vereitelt.

Der Gunst, welche Herzog Christian dem jungen Maler zuwandte, hatte Mannlich auch zu danken, daß er mit den Prinzen Karl und Max häufig verkehren konnte und ihr Vertrauen gewann. Er theilt viele interessante Beiträge zu ihrer Charakteristik namentlich aus der Jugendzeit mit. Lautet auch nicht Alles günstig, was er von Karl II. erzählt, so lernen wir doch dadurch die eigenthümliche Persönlichkeit dieses Fürsten besser verstehen und können deshalb nicht bloß seine bekannten Schwächen, sondern auch seine wirklichen Vorzüge gerecht beurtheilen.

„Herzog Karl war streng; ihm zu dienen, war schwierig, er forderte viel, fast das Unmögliche: er war argwöhnisch und mißtrauisch, was sich daraus erklärt, daß er wirklich gar oft betrogen und hintergangen wurde. Er war ein Sonderling, nicht frei von Egoismus; aber auch Wohlwollen und Gerechtigkeit waren ihm nicht fremd und stritten sich unaufhörlich mit den Regungen launenhafter Strenge. Es ist gar schwer, ein wahres Bild von seinem Charakter zu entwerfen. Großmüthig bis zur Verschwendung und prachtliebend im öffentlichen Auftreten, war er im Privatleben lächerlich sparsam und karg. Alle zwei oder drei Monate z. B. schied er unter den Briefen, die er in dieser Zeit erhalten hatte, diejenigen aus, die er nicht aufbewahren wollte, und übergab sie seinen Vertrauten, dem Abbé Tholay, dem Obersten Montigny und mir, wir mußten davon die weißen Blätter abschneiden, die dann als

Umschlag für andere Briefe verwendet wurden. Hundert ähnliche Züge könnte ich für seinen Geiz anführen, aber ebenso viele für seine Großmuth und Güte. Wie gesagt, es wäre äußerst schwierig, die Züge seiner Physiognomie festzustellen; der Biograph, der sein Bild zu entwerfen unternähme, könnte es schön oder häßlich machen, ohne daß er mit dem Einen oder mit dem Andern durchaus gegen die Wahrheit verstieße."

Als Kurfürst Max III. von Bayern starb und sein ebenfalls kinderloser Nachfolger Karl Theodor dem Vorschlag Oesterreichs, Bayern gegen die Niederlande einzutauschen, williges Ohr lieh, bewies Karl von Zweibrücken, daß ihm das Gebiet der Politik durchaus nicht so fremd war, wie es den Anschein haben mochte. Er erkannte die wahren Interessen seines Hauses und verstand sich auch auf ihre Vertheidigung. Mannlich zeigt uns, wie geschickt vom Zweibrückener Hof agitirt wurde, um die Pläne Karl Theodor's zu nichte zu machen. Der Zweibrücken'sche Minister Hofenfels hielt sich unter falschem Namen in München auf, während Minister Esebeck den Hof des präsumtiven Erben offiziell vertrat. Hofenfels wohnte den nächtlichen Sitzungen bei, welche bei der Herzogin-Wittwe Maria Anna abgehalten wurden, und vermittelte den Verkehr dieser Patriotin mit seinem Herrn und mit dem auf Oesterreichs Wachsthum eifersüchtigen König Friedrich von Preußen. Alles dies geschah, während Esebeck am Hofe die unschuldigste Miene zeigte und die Ansichten und Absichten aller Parteien kennen lernte, weil jede in der Hoffnung, ihn mit leichter Mühe gewinnen zu können, weniger zurückhaltend war. Herzog Karl selbst blieb während der ganzen Intriguenkomödie scheinbar apathisch, er schien sich nur für den Bau seines Luisenhofes zu interessiren. Je unentschlossener er sich zeigte, desto mehr bemühten sich alle Parteien, ihn durch Verheißungen aller Art zu ködern. Oesterreich versprach, seine Schulden übernehmen und ihm noch einige Millionen anzuweisen; überdies sollte das Amt Kaiserslautern an Zweibrücken abgetreten werden. Herzog Karl ließ alle diese Anerbietungen durch Phrasen beantworten, die zu Nichts verpflichteten. Sein ganzes Vertrauen war auf die Hülfe Friedrich's des Großen gerichtet, aber er wußte, daß Preußen selbst an der Erhaltung Bayerns gelegen sein müsse, und hütete sich wohl, ihn direkt um Schutz anzugehen, wofür der Protektor bei der Jülich-Berg'schen Erbfrage Entschädigung verlangen könnte. Erst als

König Friedrich selbst, durch die passive Haltung des Fürsten beunruhigt, Hülfe anbot und seinen Erbansprüchen auf Jülich zu entsagen versprach, warf Karl die Maske ab, eilte nach München und erklärte dem Kurfürsten in Ausdrücken, die an Bestimmtheit Nichts zu wünschen übrig ließen: er werde nie eines momentanen Gewinnes halber seine Einwilligung zu einem Handel geben, den die Ehre seines Hauses verbiete. Es kam zum Krieg. Als Friedrich seine Truppen in Böhmen einrücken ließ, wünschte General Chamboran, der sich eben am Zweibrücken'schen Hof aufhielt, dem Herzog Glück, daß er so mächtige Beschützer gefunden habe. „Verkaufen wir die Haut nicht, lieber Marquis," erwiderte Herzog Karl, „ehe der Bär erlegt ist. Wenn die Mächtigen der Erde sich zu Gunsten eines Schwachen streiten, endigt der Kampf gewöhnlich auf des Letzteren Kosten, und der Schwache muß die zerschlagenen Töpfe bezahlen." So kam es auch; Bayern verlor seine fruchtbarste Provinz, aber es war wenigstens verhütet, daß das gesammte Kurfürstenthum eine österreichische Provinz wurde, und dies war nur der Hülfe des Preußenkönigs einerseits und dem energischen Widerstand der Zweibrückener Linie zu verdanken.

Herzog Karl ernannte seinen Hofmaler auch zum Baudirektor und übertrug vorzugsweise ihm die Anlegung der verschiedenen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Bücherschätzen und Naturalien aller Art, die damals auf Schloß Karlsberg vereinigt wurden.

Der Zwist wegen des Tauschprojektes hatte zwischen Karl Theodor und seinem Erben Herzog Karl eine mehrere Jahre andauernde Entfremdung verursacht; endlich gelang es aber der Frau von Dalberg, eine Versöhnung anzubahnen und den Herzog zum Besuch seines Vetters zu bewegen. Natürlich wurde Herzog Karl als die „aufgehende Sonne" von den Höflingen in Mannheim auf das Allerunterthänigste empfangen und gefeiert. Jeden Tag drängten sich die Cavaliere in seinem Vorzimmer. Als aber einmal der Kurfürst selbst sich dort einfand, da war es komisch anzuschauen, wie die Schranzen ängstlich sich im Hintergrunde zu verbergen und unversehens zu entwischen suchten. Jeden Morgen stellte sich auch ein Prälat mit großem, goldenem Kreuz auf der Brust im Vorzimmer ein, ein Mann von ordinären, wenig einnehmenden Gesichtszügen. Er blieb bescheiden in einem Winkel unter den geringeren Höflingen, die ihm alle auszuweichen schienen, obwohl sie

sich höchst ehrerbietig gegen ihn bezeigten. „Der heilige Mann der so beharrlich im Hofdienst war, gab offenbar auf Alles Acht was er sah und hörte, er machte den Eindruck eines Fuchses, der eben aus seinem Busche schleicht und vorsichtig spionirt, bis er sich völlig offen zu zeigen wagt.“ Es war der bekannte Pater Frank. Herzog Karl wußte recht gut, daß gerade dieser Ränkeschmied den Zwist zwischen den beiden Höfen angefacht hatte. Er beeilte sich also nicht, den Gegner einzuladen, der jetzt bereit war, den Mantel nach dem Winde zu drehen, aber unermüdlich stellte sich der Prälat jeden Morgen wieder ein. Da fügte es sich einmal, daß der Herzog selbst durch den Vorsaal schritt, und nun wagte der Pater sich ihm zu nähern. Herzog Karl maß ihn von oben bis unten, verbeugte sich tief, wandte sich aber zugleich mit einer Frage nach der Witterung an den Nächststehenden und schritt, ohne die Antwort abzuwarten, aus dem Gemach.

Prinz Max, der Bruder des Herzogs, war damals noch Oberst des französischen Regiments d'Alsace und verbrachte gewöhnlich den Sommer in Straßburg, wo dieses Regiment stand den Winter in Versailles. Da starb plötzlich der einzige Sohn des regierenden Herzogs, und nun hatte Max die nächste Anwartschaft nicht bloß auf das kleine Zweibrücken, sondern auch auf Kurpfalz und Kurbayern. Schon damals zeigte er jene herzliche Leutseligkeit, welche später den „Vater Max“ seinem Volke so theuer machte. Aus Mannlich's Mittheilungen tritt sein Bild anschaulich entgegen; sowohl die Vorgänge am Zweibrückener Hofe bei des Erbprinzen Tod, als die Vermählung des Prinzen Max mit der protestantischen Prinzessin von Hessen-Darmstadt, gegen welche der Münchener Hof vergeblich intriguirte, und das trauliche Familienleben im friedlichen Rohrbach finden an ihm einen treuen Chronisten.

Als die Revolution in Paris losbrach, waren bald ihre Wirkungen auch in dem deutschen Nachbarlande fühlbar. Die Sansculotten überschwemmten die Pfalz, der Hof mußte fliehen, das prächtige Schloß Karlsberg ging in Flammen auf, in den Straßen von Zweibrücken kam es zum Kampfe zwischen den Oesterreichern und dem Corps des Generals Gouvion St. Cyr, und nach dem Rückzuge der Oesterreicher verdrängte allenthalben die Inschrift „République Française“ das herzogliche Wappen. Die glückliche Rettung der Zweibrückener Galerie war hauptsächlich Mannlich's Werk. Während der Occupation starb Karl II, Max

Joseph war regierender Herzog von Zweibrücken, doch ein Fürst ohne Land. Mannlich hatte das Glück, auch die Gunst dieses Herzogs zu gewinnen, und wurde oft nach Rohrbach eingeladen. „Ich verlebte glückliche Tage bei meinem neuen Gebieter. Der Zwang, dem sich Alles bei dem Fürsten, den ich verloren hatte, fügen mußte, ließ mich wie einen Schüler an diesem Hofe erscheinen, wo alle Etikette verbannt war, wo volle Ungezwungenheit herrschte, die nur durch die Achtung und Liebe, die Jedermann für den liebenswürdigen Gebieter fühlte, in den Schranken gehalten wurde, wie sie die Würde des Wirths erheischte." Die stillen Tage zu Rohrbach wurden durch die Berufung des Herzogs auf den bayerisch-pfälzischen Kurstuhl unterbrochen. Mannlich folgte dem Monarchen nach München. Der erste Eindruck, welchen Leben und Treiben in der altbayerischen Hauptstadt auf ihn machten, war nicht günstig. Mißvergnügt sahen die Autochthonen auf die „Fremden," auf die „Krischer," welche die wichtigsten und einträglichsten Stellen erhielten. Auch Mannlich, zum Direktor aller Kunstsammlungen ernannt, hatte anfänglich schweren Stand. Ein Frhr. v. Weizenfeld, eine Kreatur des Paters Frank, hatte vor ihm die Stelle eines Direktors der Gemäldesammlung bekleidet. Er hatte ursprünglich — so erzählte wenigsten Verschafelt dem Nachfolger — die Aufsicht über die kurfürstliche Leinwandkammer, und da nun die meisten Gemälde auf Leinwand gemalt sind, so fand er, daß auch diese Sammlung in sein Departement gehöre; mit Hülfe Frank's erlangte er wirklich die Stelle und gab sogar, ohne nur die geringste Kenntniß von der Geschichte der Malerei inne zu haben, unter seinem Namen einen Katalog der Schleißheimer Sammlung heraus, dessen eigentlicher Verfasser der bekannte Maler und Galeriecustos Dorner war.

Mannlich's Mittheilungen bieten einen merkwürdigen Einblick in die eigenthümliche Mischung der Münchener Gesellschaft in jener Zeit. Politisch-religiöse Aufregung ging in hohen Wogen. Die Illuminaten-Bewegung wirkte noch fort, ihren Anhängern stand eine geschlossene katholische Phalanx gegenüber, jede der beiden Parteien vertrat das Extrem ihrer Richtungen.

Eine republikanische Verschwörung erhob im Jahre 1800 in München während der Occupation durch die Franzosen unter Moreau offen ihr Haupt, die neufränkischen Ideen wirkten hier zu einer Zeit nach, da die französische Republik selbst bereits dem Auslöschen

nahe war. Mannlich erhielt genauere Nachrichten über das Treiben der Münchener Clubisten durch den Franzosen Sotin, der ein Vertrauter Moreau's und deßhalb auch in die Unterhandlungen mit den Verschwornen eingeweiht war.

Mit dem Abzuge der Franzosen verlor jedoch die politische Bewegung ihre Bedeutung und Gefahr, da sie im eigentlichen Volke nicht Wurzel gefaßt hatte; dagegen erhielt sich die antikirchliche Bewegung, die natürliche Reaction auf das Jesuitenregiment unter Karl Theodor, vom mächtigen Minister Montgelas selbst genährt und geleitet. Obwohl Mannlich Protestant und keineswegs zu den Strengkirchlichen zählte, mißbilligt er dennoch manche Neuerungen des Ministeriums der Aufklärung, namentlich das Verfahren bei der Säcularisation. Er selbst konnte als Kommissär für die Kunstabtheilung wenigstens an einigen Orten der sonst beliebten barbarischen Verschleuderung und Vernichtung wichtiger Schätze der Kunst und Wissenschaft entgegentreten. Was er von dem Auftreten und Schalten des Regierungskommissärs Stengel in der Bischofstadt Bamberg, die besonders reich an mittelalterlichen Prachtwerken aller Art, erzählt, muß jedem Leser Zornesröthe in's Angesicht jagen. In vielen Fällen gelang es nur mit äußerster Anstrengung, angeblich werthlosen Trödel, in Wirklichkeit wichtige Denkmale der Vergangenheit, den Staatssammlungen zu erhalten.

Die durch Kunstsinn und Sammelfleiß der Wittelsbacher zu großartiger Bedeutung gelangte Gemäldesammlung wurde unter Mannlich in dem Galeriegebäude am Hofgarten neu aufgestellt; es wurde dabei noch nicht eine Ordnung nach Schulen, sondern nach der graduellen Entwicklung der Kunst überhaupt angestrebt. Mannlich verfaßte den ersten Katalog. Auch sonst wirkte er nach vielen Richtungen schöpferisch und anregend. Als der Steindruck erfunden war, half er durch Rath und Unterstützung, und in seinem Hause wurde eines der ersten und vorzüglichsten lithographischen Etablissements errichtet. Die Geschichte der wichtigen Erfindung findet in den Memoiren eingehende Würdigung.

Auch sonst werden dadurch manche Lücken unsrer Kenntniß über Ereignisse und Zustände in München zu Anfang unseres Jahrhunderts ausgefüllt. Unterstützt durch ausgedehnte Familienbeziehungen, wie durch ein staunenwerthes Gedächtniß, weiß er eine Menge Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben bekannter

Persönlichkeiten, von Fürst Wrede, Deroy, Otto, Brouillot, Reigersberg, Heideck u. A. zu erzählen, namentlich über Kunst und Theater ist des Denkwürdigen Vieles mitgetheilt.

Als ausübender Künstler kann Mannlich zwar nicht unter die ausgezeichnetsten Meister gereiht werden, doch ist seinen Gemälden, welche meistens biblische oder mythologische Stoffe behandeln, gefällige Komposition und Feinheit der Contouren nicht abzusprechen. Sie sind kräftiger und weniger nüchtern als die in der herrschenden akademischen Manier gehaltenen Produkte Robert Langer's. Wenn freilich ein von Professor Speth im Kunstblatt veröffentlichter Nekrolog seinen Werken die „glänzende Färbung eines Rubens“ nachrühmt, so hat der gefällige Autor selbst allzu kühn in den Farbentopf rhetorischer Lobeswendungen gegriffen. Wenige Monate vor seinem Tod malte Mannlich noch eine Madonna und einen Christus und bestimmte in dankbarer Erinnerung an seine Jugendtage das erste Gemälde für die katholische, das zweite für die protestantische Kirche in Zweibrücken.

Er trat auch als Schriftsteller in die Oeffentlichkeit. 1802 gab er ein Werk über Kleidung, Waffen und Gebräuche der ältesten Völker bis auf Kaiser Constantin heraus, wodurch er insbesondere den Bühnenkünstlern eine sichere Richtschnur bieten wollte. 1812 veröffentlichte er ein Schriftchen: Versuch einer Schönheitslehre. Seine Absicht war, die Zöglinge der Kunstschulen mit den ersten Gesetzen der Schönheit bekannt zu machen und ihnen in der Natur und an den vorzüglichsten Kunstwerken namentlich die Bestätigung der Idee nachzuweisen, daß in der schönen Durchkreuzung der Linien ein Hauptgrund ihres Reizes zu suchen sei. Auch eine „Zergliederungskunde“ für Zöglinge und Liebhaber der bildenden Kunst stammt aus seiner Feder.

Das unvergänglichste Denkmal aber errichtete er sich durch seine Memoiren, da hier gerade für jene erst seit Kurzem voll und ganz in ihr Recht getretene Forschung, die sich dem Kulturleben der Völker widmet, eine reiche Quelle erschlossen ist.

Christine von Schweden in Innsbruck.

Wie ehedem die römischen Kaiser das Andenken an ihre kriegerischen Thaten durch Ehrensäulen und Triumphpforten zu erhalten suchten, so liebte auch das päpstliche Rom seine glänzendsten Erfolge durch Bildwerke zu verherrlichen, zumal im St. Peter-Dom, den man die in Stein geschriebene Geschichte des Katholicismus nennen könnte. Ein Relief auf dem Denkmal der Bundesgenossin Gregor's VII, der Gräfin Mathilde von Tuscien, erinnert an den berühmten Vorgang in Canossa; nicht weit davon entfernt stellt gewissermaßen als Gegenstück eine Marmortafel auf dem Grabmal der Königin Christine von Schweden eine nicht minder bedeutsame Scene dar: die Tochter Gustav Adolf's schwört vor einem apostolischen Legaten den Glauben ihrer Väter ab und wird in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen.

Schon in der Christnacht 1654 legte Christine nachdem sie im Frühjahr zu Stockholm der Regierung entsagt hatte, in der erzherzoglichen Residenz zu Brüssel insgeheim das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände des Dominikaner-Paters Guesmes nieder. Allein es war nicht ihre Absicht, diese Wandlung auf die Dauer vor der Welt geheim zu halten. Noch ehe sie nach Rom, das ebenso seiner antiken Schätze und Erinnerungen wegen, wie als Mittelpunkt der katholischen Welt das Ziel ihrer Sehnsucht war, der Einladung ihres Freundes Papst Alexander's VII Folge leistete, wollte sie durch eine öffentliche Demonstration vor der ganzen Christenheit ihren Uebertritt enthüllen. Hiezu ward Innsbruck ausersehen, wo Erzherzog Ferdinand Karl, der Sohn der

klugen Claudia von Medici, als selbstständiger Landesfürst von Tirol und Vorderösterreich residirte.

Wir sind über die denkwürdigen Vorgänge in der Alpenstadt gut unterrichtet. Noch im nämlichen Jahre erschienen zu Innsbruck eine offiziöse Schilderung der zu Ehren der nordischen Königin veranstalteten Festlichkeiten, sowie eine dem spanischen Gesandten gewidmete lateinische Festschrift eines Jesuiten. Auch Gualdo Priorato beschreibt, vermuthlich nach Aufzeichnungen, die für Papst Alexander gemacht wurden, ausführlich die mit der Ablegung des Glaubensbekenntnisses verbundene Kirchenfeier. Chevreau, der Geheimsekretär der Königin, bringt in seinen Memoiren manchen charakteristischen Zug aus der Zeit des Innsbrucker Aufenthalts; auch Abelin's „Theatrum Europæum" kommt auf jene in ganz Europa Aufsehen erregenden Scenen zu sprechen.

Dessenungeachtet wird es nicht ohne Interesse sein, auf eine noch ungedruckte originelle Darstellung der Innsbrucker Vorgänge aufmerksam zu machen. Hormayr scheint sie gekannt zu haben, benützte sie aber für seinen kleinen, im „Historischen Taschenbuch" erschienenen Aufsatz über Christine nur oberflächlich. Sie findet sich in einem im Münchener Staatsarchiv verwahrten Sammelbande von Aktenstücken, welche sich auf den diplomatischen Verkehr zwischen Schweden und Bayern im siebzehnten Jahrhundert beziehen. Durch die Vermählung des Pfalzgrafen Johann Casimir aus der Linie Zweibrücken-Kleeburg mit der Schwester Gustav Adolf's war ja das Wittelsbach'sche Haus in engste Beziehungen zur Familie Wasa getreten, und dem aus jener Ehe entsprossenen Sohn, dem Pfalzgrafen Karl Gustav, hatte Christine ihren Anspruch auf Schwedens Thron überlassen. Als daher Christine auf der Reise nach Rom an die Grenze Bayerns kam, schickte Kurfürst Ferdinand Maria seiner hohen Verwandten den „obristen Zeugmeister," Baron Royer, nach Augsburg entgegen, um sie zu einem Besuche des Münchener Hofes einzuladen. Christine lehnte jedoch, da ohnehin die Jahreszeit so weit vorgerückt sei, das Anerbieten ab und reisete über Murnau und Mittenwald nach Tirol weiter. Während der Fahrt durch Bayern schickte der Kurfürst noch einen zweiten Vertrauensmann, Geheimrath Frhrn. v. Haslang, an die Königin ab, damit er als Stellvertreter seines Gebieters die Honneurs mache. Vielleicht blieb Haslang auch noch in Tirol im königlichen Gefolge, vielleicht ist er der Verfasser jener für den Kurfürsten von Bayern

bestimmten „Relation über der Königin Christina von Schweden Ankunft in Tirol, beschehen des letsten octobris anno 1655,“ der wir nachfolgende Mittheilungen entnehmen.

An der Scharnitz, wo Bayern und Tirol sich berührten, begrüßte am 29. Oktober 1655 eine von Erzherzog Ferdinand abgeordnete Gesandtschaft, an deren Spitze der Kämmerer und Hauptmann der Leibguardia, Frhr. v. Freyberg, stand, den hohen Gast. Während die Königin mit ihrem etwa achtzig Personen starken Gefolge die Isarbrücke passirte, gaben die Geschütze der Veste Porta Claudia Salutschüsse ab. In Seefeld, „allwo Ihr Majestät zwar die Kürchen besehen, aber zue dem allda stehenten mirakulosischem sacramento — es ist die Wallfahrtskirche St. Oswald mit der heiligen Blut-Kapelle gemeint — nit gehen wollen,“ wurde Nachtquartier genommen.

Tags darauf ritt die Cavalcade nach Zierl, wo in aller Eile im Gasthaus einige Vorbereitungen zum Empfange der Königin getroffen worden waren. Nachmittags kamen aus Innsbruck, „um eine gebührende visita zu geben,“ die Erzherzoge Ferdinand und Sigmund nach Zierl, begleitet von fünfundzwanzig Cavalieren und vielen Pagen, Trompetern, „Balbirern“ und Reitschmieden. Die hohen Herren sollen darob etwas verblüfft gewesen sein, daß ihnen die Königin, die trotz allen Sichgehenlassens gegenüber ihren Günstlingen und Dienern im Verkehr mit Ihresgleichen auf strengste Etiquette sah, nur innerhalb ihrer Kammer bis zur Thür entgegenging und sich dann wieder auf einem Thronsessel niederließ, während die Erzherzoge in ziemlicher Entfernung auf kleinen Stühlen Platz nehmen mußten. Ehrendamen waren nicht anwesend; Graf Cueva, Graf d'Este, der kaiserliche Gesandte Graf Montecucoli blieben im Vorzimmer; der ebenfalls im Gefolge der Königin mitreisende spanische Gesandte Pimentelli, der bekanntlich am Bekehrungswerk hervorragenden Antheil hatte, ließ sich gar nicht blicken, „so dem Ansehen nach beeden Erzherzogen nit gefallen.“ Erst beim Abschied gab die Königin, die „einen dunkelgrauen, mit nichten gebrämten Rock, ein just au corp, ein französisches Facilet um den Hals trug und den Kopf in schwarzen Taffet eingewickelt hatte,“ den Erzherzogen das Geleit bis zur Stiege.

Am nächsten Morgen kam der Kämmerer Graf Hohenembs nach Zierl, um im Namen der Fürsten einen glückseligen Morgen anzuwünschen. Nachmittags rüsteten sich die Erzherzoge zum

Empfang der Königin. Eine überaus stattliche Schaar stellte sich auf der großen Wiese neben dem Thiergarten auf. Voran zogen Trompeter und Heerpauker, dann folgten Bereiter und Pagen, mehr als fünfzig „wohlgekleidete" Cavaliere, die hohen Offiziere, die Erzherzoge auf reichgeschmückten spanischen Tummelpferden, Erzherzogin Anna in einer köstlich geputzten Tragsänfte, dann eine Leibguardia von fünfzig Mann mit Trompetern und Heerpaukern, darauf eine für die Königin bestimmte Leibkutsche, endlich noch zwölf sechsspännige Kutschen, in welchen die schönsten und adeligsten „Hof- und Stadtdamen" saßen. Nach einer ceremoniösen Begrüßungsscene hob der Erzherzog Ferdinand die Königin in ihre Kutsche, dann bewegte sich der feierliche Zug nach Innsbruck. Inzwischen war schon die Nacht hereingebrochen „und haben also die Finsternussen den Augen ihr Freud verderbt." Während des Einzugs gaben fünfzig Geschütze Salutschüsse, auch einige auf dem Rennplatz aufgestellte Fähnlein Landvolkes feuerten zwei Salven ab.

Christine wohnte im erzherzoglichen Schlosse, das nach dem großen Brande von 1534, der die ganze alte Burg bis auf den Wappenthurm zerstörte, von Kaiser Ferdinand errichtet worden war. Sechs der Königin angewiesene Gemächer waren mit rothem Sammet ausgeschlagen und mit köstlicher Tapezerei, auch allerlei kunstvollem Geräth geschmückt. Im Schlafgemach standen ein großes silbernes Crucifix, ein elfenbeinerner Schreibtisch, ein großer Spiegel und ein Bett von weißem Taffet mit reicher Goldstickerei. Zunächst an dieses Gemach stieß eine Stube für die Kammerfrauen, daran die mit allerhand fürtrefflichen Gemälden besetzte Gallerie; hier pflegte die Königin ein paar Stunden des Tages zu promeniren und jedes Gemälde sorgfältig zu betrachten. Auch Hr. Pimentelli wurde als königlicher Botschafter im Schlosse einquartiert. Die Erzherzoge warteten aber geraume Zeit vergeblich, daß er sich ihnen vorstelle; der stolze Spanier, der sich deutschen Fürsten gegenüber, mochten sie auch die nächsten Verwandten seines Königs sein, Nichts vergeben zu dürfen glaubte, ließ nur melden, daß er sich wegen Unwohlseins sofort in seine Gemächer zurückgezogen habe. Auch die Königin speisete in dieser Nacht allein auf ihrem Zimmer. Ausdrücklich glaubt unser Berichterstatter noch hervorheben zu müssen, daß der kaiserliche Gesandte, Hr. Graf v. Montecucoli, höchst eigenhändig die vertraute Hofdame der Königin, Gräfin

Cueva, aus der Sänfte gehoben und ihr die Dienste eines cavaliere servente erwiesen habe.

Am Festtag Allerheiligen erschienen zuerst die hohen Offiziere in den Appartements der Königin, um einen Morgengruß darzubringen. Jetzt ließ sich endlich auch Herr Pimentelli herbei, um Audienz bei Erzherzog Ferdinand nachzusuchen, und unsere Relation berichtet gewissenhaft, daß Herr Ferdinand dem Gesandten „bis auf halbe Camera" entgegenging, dann aber ihn stehenden Fußes erwartete. Um 11 Uhr begaben sich alle fürstlichen Personen in die nahe bei der Hofburg gelegene Barfüßerkirche, wo sich Kaiser Maximilan's I. herrliches Denkmal erhebt. Christine nahm nicht im Kirchenraum Platz, sondern in einem Oratorium, wo „durch ein vornehme Person durch ain heimbliches Loch observiret worden, mit was äusserlicher Andacht absonderlich unter der Elevation (Wandlung) Ihr Majestaet der hl. Meß beiwohnete."

Um Mittagszeit schlug ein Heerpauker wohl eine Viertelstunde im großen Hofe des Schlosses Appell, dann bliesen zwanzig Trompeter auf silbernen Instrumenten die „Ordinari-Sonata." Das Mahl wurde im Vorzimmer des königlichen Wohngemaches eingenommen. Kämmerer und Pagen trugen die Speisen und Getränke auf. Oben an der Tafel präsidirte die Königin, einen Schritt von ihr entfernt saßen zur Rechten die zwei Erzherzoge mit bedecktem Haupte, zur Linken die Erzherzogin, am unteren Ende der Tafel stand der Vorschneider. Die Speiseliste wird nicht mitgetheilt, sondern nur berichtet, daß das Tractament gar köstlich und auf vergüldetem Silber servirt war. Die Königin trank bloß Eiswasser in großem Glas. Während des Essens wurde gar trefflich musicirt, was der Königin so wohl gefiel, daß sie „zu mehrmalen beede Hände gen Himmel hebte und continue mit dem Kopf agirte." Die Tafelfreuden wurden jedoch durch einen traurigen Vorfall gestört. Einer der Kämmerer, Herr Ginger, der mit Auftragen der Speisen beschäftigt war, stürzte plötzlich todt nieder, worüber sich von der Ritterstube her lauter Jammer erhob. Nachdem die Tafel aufgehoben war, unterhielten sich die fürstlichen Personen noch kurze Zeit, dann zogen sie sich bis zur Vesper in ihre Gemächer zurück. Bei dem Abendschmaus versahen statt der Kämmerer und Pagen die Hofdamen Schenken- und Truchsessen-Amt; dann wurde wieder musicirt. Wenn man unsere Relation liest, glaubt man einen alten Holzschnitt von Zasinger vor Augen zu haben.

„Die Frau Erzherzogin lainete sich an den Tisch, wo man gegessen, beede Erzherzoge standen allain, die Käpplein auf dem Kopf, neben der Musica. Die Königin aber passagirte auf und ab, gleich als ob sie danzete, und, geling! lainete sie sich auf das instrument, in Summa erzeigete sie in allen ihren Geberten, die Musica gebe Dero ein großes contento, absonderlich der Clemente, ein castrato, der Engelländer mit der Viola di gamba und der Roberto mit der kleinen Geigen." Für Herrn Pimentelli war in einem anderen Flügel des Schlosses eine Tafel gedeckt, auch Graf Cueva speiste allein, die übrigen Cavaliere und Ehrendamen der Königin besuchten die Freitafel. „Männiglich verwunderte sich, daß alle Spanier nit allein auf den neuesten französischen Formb geklaidet geheten, sondern auch kein andere Sprach dann die Französische reden wollten."

Am nächsten Morgen wurden der Königin durch die zwei obersten Kämmerer „die Höflichkeiten des guten Morgens abgeleget." Dann wohnte sie — es war ja Allerseelentag — einem Requiem in der Hofkirche bei. Nach der Tafel, wobei es wie Tags zuvor gehalten war, ritt Christine in Begleitung der Erzherzoge und vieler Cavaliere nach Ambras. „Sie kann nämlich," erzählt bewundernd der Festbericht des Jesuiten „ebenso vortrefflich nach Männerart, wie nach Frauensitte reiten, wie sie überhaupt in allen Künsten erfahren und mit allen fürstlichen Eigenschaften ausgerüstet ist." Im Schloß zu Ambras, das in jener Zeit um der vom Gemahl der Philippine Welser gesammelten Kunstschätze willen als die schönste Zierde Tirols galt, wurden insbesondere Antikenkammer, Bibliothek und Zeughaus eingehend besichtigt. „Vor den Antiquität hat Ihr Majestät mit Verwunderung der Umbstehenden ex fundamento discuriret." Besaß sie ja doch selbst eine Sammlung der kostbarsten Anticaglien und war mit Chifflet und anderen gelehrten Freunden unablässig bemüht, diesen Schatz zu ordnen und zu vermehren. Auch der vom Papst nach Innsbruck abgeordnete Nuntius, der gelehrte Custos der vaticanischen Bibliothek, Lucas Holstenius, war nach Ambras gekommen; im Schloßhof mit der Königin promenirend, besprach er die auf den nächsten Tag festgesetzte Kirchenfeier.

Am 3. November ging nun der bedeutungsvolle Akt wirklich vor sich. Um 11 Uhr Vormittags begab sich Christine zu Fuß in die nahe Barfüßerkirche. Sie trug einfache schwarze Kleidung, nur auf der linken Seite der Brust war ein großes Diamantkreuz ange-

heftet. Beide Erzherzoge und Erzherzogin Anna begleiteten sie, auch Herr Pimentelli und das gesammte Gefolge schlossen sich an. Zahlloses Volk drängte sich auf dem Schloßplatz. Am Kirchenportal empfingen mehrere Prälaten aus bayerischen und tirolischen Klöstern im vollen Festornat die Fürstin. Sie küßte ein ihr dargereichtes Cruzifix und wurde mit Weihwasser besprengt; dann bewegte sich der Zug langsam unter Absingung des Hymnus Veni, creator spiritus! bis zum Chor der Kirche. Hier waren für die Neubekehrte unter rothsammetenem Baldachin Stuhl und Betschemel aufgestellt, in einiger Entfernung standen die Sessel für die erzherzogliche Familie, auch für den spanischen Gesandten ein mit rothem Sammet überzogener Betstuhl. Nach Beendigung des Gesanges trat der päpstliche Nuntius, von mehreren Prälaten begleitet, aus der Sacristei. Am Fuße des Hochaltars verlas er das päpstliche Vollmachtschreiben, dann das an die Königin gerichtete Breve. Es war darin der Freude Ausdruck gegeben, daß sich die hohe Frau aus den alten verführerischen Irrthümern erhoben habe und die wahre Weisheit gleichsam in ihrem Herzen neu geboren worden sei. Herr Ludovicus Holstenius sei ermächtigt und beauftragt, sie nach abgelegtem Bekenntniß von allen über Ketzerei verhängten geistlichen Strafen los und ledig zu sprechen und in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufzunehmen; die beiden Erzherzoge und der spanische Gesandte sollten dieses Schwures Zeugen sein für alle Zukunft. Darauf kniete Christine vor dem Nuntius nieder und las das Glaubensbekenntniß in lateinischer Sprache ab, „wohllaut, langsamb und wohl vernehmblich." Durch richtige Betonung der Worte und Auseinanderhaltung der Perioden bewährte sie sich als treffliche Kennerin der Sprache des alten Rom. In das Credo war folgender Satz aufgenommen: „So glaube ich auch Alles, was von den Canones und allgemeinen Concilien und insbesondere von dem jüngst abgehaltenen Concil zu Trient als Glaubenssatz aufgestellt worden ist, und verfluche zugleich alle Lehren, Secten und Meinungen, welche Namen sie auch führen mögen, die den obgeschriebenen Satzungen widersprechen, und ich verwerfe, verfluche und banne alle Ketzerei, Irrthum und Glaubensspaltung, die von der katholischen Kirche bisher verworfen, verflucht und gebannt worden sind oder nachgehends verflucht und gebannt sein werden." Bei den letzten Worten legte die Königin — wie es auf dem Relief in St. Peter dargestellt ist — ihre Rechte auf das ihr vor-

gehaltene Meßbuch. Alle in der Kirche Versammelten weinten vor Rührung und Freude, nur Christine selbst bewies, wie der Bericht des Jesuiten rühmt, „männlichen Geist, indem sie keine Thräne vergoß.“ Dann gab der Nuntius das Zeichen der Absolution, worauf zuerst die Erzherzoge, dann der spanische und der kaiserliche Gesandte, dann die übrigen Cavaliere herantraten und „eine Glückwünschung durch ein tiefeste Reverenz erzeigten.“ Nachdem die Königin wieder ihren Platz unter dem Baldachin eingenommen hatte, hielt der Jesuitenpater Staudacher „einen wohlberedten Sermon in teutscher Sprache;“ die Worte des Psalmisten waren zu Grunde gelegt: „Höre, Tochter, schaue darauf und neige deine Ohren und vergiß deines Volkes und deines Vaters Haus!“ Dann begann das Hochamt; den Schluß der Feier bildete ein Te Deum laudamus „von bester Musica,“ Trompeten- und Paukenschall füllte den Kirchenraum, und zugleich donnerten Geschütze von allen umliegenden Höhen.

Nach der Rückkehr in die Hofburg begann der Festschmaus im großen Saale, der durch Beschauessen und schimmernde Kleinodien geschmückt war. Die Tafelordnung war die nämliche, wie an den vorhergehenden Tagen, nur saß diesmal auch Herr Pimentelli neben den Erzherzogen und wurde von einem eigenen Vorschneider bedient. So oft die Königin trank, lüpften die Erzherzoge ihre Barettlein, der Gesandte nahm den Hut ab. Auch diesmal spielte und sang die fürstliche Kapelle anmuthige Weisen.

Noch fröhlichere Ergötzung brachte der Abend des Tages, der mit so ernster Feier begonnen hatte. Es muß füglich überraschen, daß fast unmittelbar auf jene religiösen Ceremonien so weltliche Vergnügungen folgten. Der Sekretär der Königin, Chevreau, erzählt, seine Gebieterin habe lachend geäußert: „Es ist billig, daß man mich Abends durch eine Komödie unterhält, nachdem ich euch diesen Morgen eine Komödie vorgespielt habe.“ Allein sogar derjenige Biograph Christinens, der die Bekehrung nur auf weltliche und äußerliche Motive zurückleiten will, Lacombe, ist nicht geneigt, der Königin ein so unbesonnenes Wort zuzutrauen. Ganz unglaublich klingt es freilich nicht. Auch in Brüssel suchte sich die phantastische Frau gerade in jenen Tagen, da sie sich von Pater Guesmes in den Lehren der römischen Kirche unterrichten ließ, nebenher durch Schauspiel und Tanz, Wettrennen und Ritterspiel zu zerstreuen und schrieb an ihre vertraute Freundin, Gräfin Ebba

Sparre: „Ich verbringe den ganzen Tag mit gut Essen und gut Schlafen, ein wenig Studieren, Schwatzen, Lachen, französische und englische Komödien Schauen — Predigten höre ich nicht mehr, denn der Prediger selbst sagt ja: „Es ist Alles eitel!“ Jedenfalls ist unwahrscheinlich, was Gualdo erzählt: der erzherzogliche Staatsrath Frhr. v. Girardi habe versichert, er würde, wenn er gewußt hätte, daß die Königin ein öffentliches Glaubensbekenntniß ablegen wolle, statt der weltlichen Schauspiele geistliche veranstaltet haben. Harmonirt ja doch das widerspruchsvolle Nebeneinander von christlicher Ascese und profanen Freuden auch mit ihrer Lebensweise in Rom, wo sie bald als Amazone den tollsten Vergnügungen nachjagte, bald klösterliche Einsamkeit aufsuchte und zerknirscht an den frommen Uebungen der Religiosen theilnahm.

Die in Innsbruck veranstalteten dramatischen Aufführungen werden nicht nur vom Verfaßer unsrer Relation angestaunt, sondern galten den Zeitgenossen überhaupt als unübertroffene Wunderleistung. Schon am Abend des 3. November gab es artiges Schaugepränge. Zuerst tanzten acht Edelknaben einen Fackeltanz; darauf folgte ein „gesungenes Freudenspiel.“ Es behandelte den Wettstreit von Mars und Adonis um die Liebe der Venus und endete mit einem Waffentanz der Gesellen des Mars, „allwo die Ohren und Augen ihr absonderliche Ergötzung gefunden haben, die Ohren zwar in Anhörung der auserlesenen Stimmen, die Augen aber bey erscheinender Schönheit und Lieblichkeit der Bihn, bei derselben erfreulicher Abwechslung und Veränderung, bei erglanzender Pracht der Kleidungen und bei andren Vorstellungen und Gerüsten, mit denen dieses Freudenspiel ist gezieret worden.“

Am nächsten Tage fuhren die Königin und ihre fürstlichen Wirthe in die Jesuitenkirche, wo ein Hochamt gesungen wurde und ein Karmelitenbruder eine Predigt in spanischer Sprache hielt. Nachmittags spielte Erzherzog Sigmund zu Ehren der mit lebhaftem Interesse Antheil nehmenden Königin mit sechzehn auserlesenen Gefährten auf dem Rennplatz „ballone.“ Um 9 Uhr begann in dem erst 1653 erbauten „Komödienhaus“ das musikalische Drama „Argia“ und dauerte bis 3 Uhr Morgens, „welches absonderlich des schönen Theatri halber nit zu beschreiben, zumahln man in dem Teutschland dergleichen niemahlen gesehen.“ Achtmal erfolgte Wechsel der Decoration; bald erblickte man die Thürme und Mauern der Seefestung Salamina und eine im Hafen vor Anker liegende

Kriegsflotte, bald die Lichträume des Tempels der Venus, bald hallengeschmückte Straßen von Negroponte, der Vaterstadt der Prinzessin Argia. „Darzu gesellte sich auch die Lieblichkeit der Stimmen, die Prächtigkeit der Kleider, der Flug durch die Lüfte und die Bewegung anderer Gerüste; daß also dise so angedeute Sachen samentlich sowohl bei der Königin als bei andren Zusehern zu einer sonders annemlichen Belustigung gedienet haben, massen dann die Königin solcher Comedie auch das zweitemahl hat beiwohnen wollen.“ Verfasser des wälschen Libretto war der erzherzogliche Truchseß Johann Philipp Apollonio, der Komponist wird nirgend genannt.

„Weillen ich den 5. Novembris Morgens in aller Frühe widerumb per posta abgereist, weiß ich nit, was ferners ervolgt.“ Mit diesen Worten schließt die unserer Erzählung zu Grunde gelegte Relation. Aus dem offiziösen Bericht erfahren wir, daß Besuch von Kirchen und Klöstern, Schauspiel und Ballet, Abschiedsvisiten und Festgelage auch noch das Programm der nächsten Tage bildeten. Auf nicht weniger denn fünfzehn Tonnen Goldes sollen sich die gesammten, der erzherzoglichen Hofkammer erwachsenen Kosten belaufen haben. Am 8. November verließ Königin Christine die Stadt Innsbruck und setzte ihre Reise über Brixen, Bozen und Trient fort, überall von Bischöfen und Aebten, sowie von den Edlen des Landes mit königlichen Ehren empfangen und bewirthet. Am 19. November langte sie an der venetianischen Grenze an, am 20. Dezember verkündeten Kanonendonner und aufrauschende Freudenfeuer, daß Schwedens Königin im Vatican den päpstlichen Segen empfangen habe.

Andreas Hofer.

In der Stufenleiter der Urtheile über den Bauernkönig von anno Neun, welche Tonverschiedenheit, welch feierliche Akkorde und schneidende Dissonanzen!

Den einen ein Volksheld, den andern mehr Tribulator als Tribun!

Daß die „Münchner Politische Zeitung," das Organ des Ministeriums Montgelas, der Nachricht über die Gefangennahme Hofer's auch den politischen Todtenschein hinzufügt und an ihm nichts Außerordentliches als seinen Bart und in der ganzen Tiroler Erhebung überhaupt nur das Werk einiger verganteter Wirthe, fanatischer Priester und pfäffischer Adeligen sieht, ist erklärlich. Aber in Tirol selbst vollzogen sich wunderliche Wandlungen. Einst einstimmig bereit, das Bild des „Martyrers der Freiheit" neben den Schutzpatronen des Landes aufzustellen, hat es heute nur noch wenige Enthusiasten aufzuweisen, welche, wie Hofer's Biograph Rapp, ihn als einen zweiten David feiern. „Man hebt" — so schildert Steub die heutige Stimmung in Tirol — „mehr den Sandwirth hervor, der vor Schulden sich nicht mehr anders zu helfen wußte, als eine Rebellion zu machen, der, fromm und einfältig, nicht bedachte, was er that, der nie einem Rufe hätte folgen sollen, dem er nicht gewachsen war." Und unter der Feder des jüngsten Tirolischen Biographen wird der Rapp'sche neue David „der Mann mit der Flasche und dem Rosenkranz."

Hören wir das nichtbayerische Deutschland über den geistigen Werth und die politische Bedeutung des Mannes. Da ist eine der ersten Stimmen ein Baron Wedel, der in einer 1810 er=

schienenen Schrift „durch Erzählung einiger Edelthaten die Falten der erhabenen Hofer'schen Seele zu enthüllen sucht." In diesem apologetischen Ton ist die ganze Abhandlung gehalten. Für Bartholdy gilt zwar der Mann von Rinn, Joseph Speckbacher, als die Seele der ganzen Bewegung, aber auch er ist geneigt, Hofer „den vielgerühmtesten Helden der Griechen- und Römer-Zeit gleichzustellen." Für Immermann vollends ist Hofer der „mythische Heros" und „Max Joseph wird einmal" — so äußert sich der Dichter in den Tagebuchblättern „Blick in's Tirol" — „höchstens wie Etzel im fahlen Lichte zu stehen kommen."

So begegnen wir Cultus und Verketzerung des einen Mannes in der Heimat und im fremden Land. In geschichtlichen Personenfragen kommt eben oft das Empfinden dem kühlen Denken zuvor und schärft zur Waffe das Urtheil, das ganz im Gegentheil immer Entwaffnung sein soll.

Wir wollen versuchen, ihm gerecht zu werden.

Die erste Forderung der Gerechtigkeit bei Beurtheilung eines Charakters ist die, daß wir ihn als Resultat seiner Zeit betrachten — und jedes Kind ist ja auch ein Enkel! — und als Gewächs seines Bodens. Ja, bei Hofer wird das lokale Element sogar von ganz besonderer Wichtigkeit. Man muß sich das abgeschlossene Gebirgsland, die Vorzüge und Schwächen seiner Bewohner vergegenwärtigen, die Schilderungen, wie sie Steub von Land und Leuten bietet, die lebenswahren Typen, wie sie Defregger's Pinsel geschaffen hat.

Es ist ein ganz eigenthümlicher Volksschlag. Angehörige des großen bayerischen Stammes, haben sie mit den Einwohnern des dermaligen Staates Bayern die derbe Sinnlichkeit gemein, die bequeme Selbstgenügsamkeit, die Vorliebe für ein Kirchenthum, das der Phantasie reiche Nahrung bietet. Dabei aber sind sie gewandter und geschmeidiger als der Altbayer, „findiger," wie ein treffender Ausdruck dafür lautet, von größerer Versatilität und doch wieder von weit zäherer Anhänglichkeit an das Ueberlieferte in Religion und Verfassung, Sitte und Sprache als ihre Stammesverwandten.

Eine ethische Schwäche — und als solche muß man Starrsinn doch wohl gelten lassen — kann allerdings der Kraft zum Verwechseln ähnlich sehen.

Dieses Land kam 1805 durch den Preßburger Frieden an Bayern. Der Erwerb war kein Gewinn, da er mit dem Verlust des höher entwickelten und reicheren Würzburg verbunden war.

Vor Allem aber paßte das Ländchen mit seinen ständischen Privilegien und Ausnahmszuständen nicht in die Oekonomie des neu aufstrebenden Königreiches, für welches der aufgeklärte Absolutismus des Ministeriums Montgelas eine neue Aera heraufrief. Denn dieser Staatsmann, wenn schon ein gefügiger Diener der Politik Bonaparte's, brachte, während in andern Rheinbundstaaten Knechtsinn mit geistiger Trägheit Hand in Hand ging, in die bayerischen Regierungskreise ein kräftiges Ferment. Sein Trachten zielte dahin, aus der gewonnenen Beute und den alten Stammlanden einen compacten Staatskörper zu schaffen, der allmählich gleichberechtigt in die Reihe der größeren Mächte Europa's treten sollte. Um aber diesen modernen Staat zu schaffen, mußten tief eingreifende kirchlich-politische Reformen durchgeführt werden, denn noch unter Karl Theodor war der Klerus mit seinem unbeschränkten Einfluß auf Schul- und Erziehungswesen ein Staat im Staate, ein ebenbürtiger Nebenbuhler der weltlichen Gewalt.

Regte schon in Bayern der Kampf zwischen dem werdenden Neuen und dem absterbenden Alten die Gemüther auf und warf die Blasen des Parteihaders, so waren jene radikalen Neuerungen noch zündender in Tirol. „Wenn jeder Gesetzmacher ein Gesetzgeber wäre, würden die Tiroler nicht aus hölzernen Kanonen schießen," sagte man zur Zeit des Tiroler Aufstandes, und auch heute noch ist man geneigt, den Verlust des Gebirgslandes lediglich auf Rechnung der Gesetzgebung Montgelas' zu setzen.

Aber betrachte man doch die Tiroler Verhältnisse, wie sie noch jetzt sind, und man wird die eiserne Nothwendigkeit jener reformatorischen Eingriffe zugeben. Durfte, konnte die veraltete ständische Verfassung des Tiroler-Gebiets in einem einheitlich organisirten, größeren Staatskörper beibehalten werden? War es, wie Rapp behauptet, planmäßiger Haß gegen den Katholicismus, war's Glaubensverfolgung, wenn man dem Geist der Widerspenstigkeit durch Kirchengesetze Zaum und Zügel auflegte? Nicht das große Wagen, sondern das zu wenig Wägen war ein Fehler. Der bureaukratische Mißgriff, Beamte in's gährende Land zu setzen, die Land und Leute nicht kannten und liebten, — ein hoher Justizbeamter z. B. spricht in einem Bericht an den König nur mit Abscheu von diesem „durch die Natur selbst zum schrecklichen Gefängniß gemachten Lande" — und alle die daraus entspringenden Thorheiten sollen nicht entschuldigt werden. Die Mißgriffe wurden

den Feinden der Regierung ebenso viele Handhaben. Es gelang ihnen, den Hülfeschrei: „Der Wolf kommt über Altar und Gemeinde,“ glaubhaft zu machen. Bald galt jede Reform, jede Abstellung alter Mißbräuche, die mit Religion wahrlich nichts zu thun haben, als Eingriff in das Heiligste! Die Begriffe bayerisch und ketzerisch deckten sich. „Addio, meine Bayern und Freimaurerei!“ heißt es im Sandwirthslied. Um die Stärke der regierungsfeindlichen Partei zu bezeichnen, sei nur erwähnt, daß Tirol im Jahre 1805 nicht weniger als 4024 Geistliche zählte. Wo diese geschlossene Phalanx aufhörte, ist schwer zu sagen. Jedenfalls wurde ihr von Wien aus Trost und Hoffnung eines baldigen Umschwungs der Dinge nicht vorenthalten.

Als dann Oesterreich sich zum entscheidenden Waffengang mit Napoleon rüstete, zog man begreiflicher Weise auch die festgewurzelte Zuneigung des abgerissenen Tirolerstammes in Betracht. In den Gemächern des Erzherzogs Johann wurde in aller Form ein Plan zur Befreiung Tirols ausgearbeitet, seine Durchführung dem Günstling des Erzherzogs, Baron Hormayr, übertragen und ein Häuflein Tiroler in's Vertrauen gezogen.

Unter ihnen befand sich auch Andreas Hofer, von dem aber damals wenig mehr zu sagen war, als daß er von seinen Kunden und Nachbarn als schlichter, rechtlicher Mann geschätzt wurde.

Im melancholischen Passeierthal mit seinen kahlen Felsen und düsteren Tannenforsten zwischen St. Martin und der Jauffenburg steht, dreist an den wilden Gebirgsbach hingebaut, das Wirthshaus am Sand, wo Andreas Hofer am 22. November 1767 geboren ist. Der Vater hatte nicht gut gehaust, weßhalb sich denn der Sohn mehr auf den Handel mit Pferden und Wein verlegte. Indem er mit seinen Saumthieren alle Thäler von Wälschland bis zur Bayerngrenze durchzog, wurde er allenthalben eine wohlbekannte Persönlichkeit. Um so mehr, als ein ungewöhnlich langer schwarzer Bart ihn auszeichnete, den er in Folge einer Wette trug, um den Beweis zu liefern, daß ihm seine Ehefrau solche Liebhaberei nicht verkümmern dürfe. Die hohe und breite Gestalt, den festen Knochenbau, die vorwärts gebeugte Haltung hatte er mit den Aelplern seiner Heimat gemein. Sein Blick war mehr gutmüthig als bedeutend. Er trug die Tracht der wohlhabenden Einwohner seines Thales, auch dann noch, als ihn seine Stellung als Oberkommandant zu einem gewissen Glanz berechtigt hätte. Nur das Eine

konnte er sich nicht versagen, als Waffe einen erbeuteten bayerischen Offizierssäbel sich zuzulegen.

Wie seine Erscheinung, so war auch seine Bildung die eines gewöhnlichen Bauern; seine Kenntnisse reichten nicht über den Katechismus und ein wenig Lesen und Schreiben hinaus, doch zeigte er schon als Sprecher seiner Gemeinde bei manchen Gelegenheiten gesunden Mutterwitz und Urtheilskraft. Er war ein anhänglicher Sohn der katholischen Kirche und voll Ehrfurcht für das Priesterthum. Religiöse Vorstellungen und die Erinnerung an das österreichische Kaiserhaus entrissen ihn seinem gewohnten Phlegma, aber auch sie rührten ihn mehr, als daß sie ihn entflammten. Die Thränen waren ihm stets näher als der Zorn. Doch war er frei von Heuchelei. In diesem seinem harmlosen, einfachen, ungeschminkten Wesen lag der Zauber für seine Umgebung. Gerade weil er kein überlegenes Talent, sondern selbst nur ein Mann aus dem Volke, wirkte er auf das Volk so überraschend und unmittelbar; es übersah oder vergab, daß er unklar in seinen Ansichten, langsam im Erfassen, schwankend in seinen Entschlüssen war. Hormayr's organisatorisches Talent leistete unendlich mehr für die Lebensfähigkeit der Bewegung, der Mann der That war Speckbacher, der Odysseus des Tiroler Krieges, ebenso listig als verwegen, in der ersteren Eigenschaft nur vom Kapuziner Haspinger übertroffen, diesem Unermüdlichen, wo es zu schüren, zu überreden, zu überrumpeln galt. Auch Martin Theimer war begabter als Hofer, aber den Jägern und Hirten seiner Berge erschien der Wirth vom Passeier nun einmal als der wahre, der biblische Held! Als Speckbacher die Pinzgauer zur Theilnahme am Aufstand aufforderte, sprach er wohl berechnend zu ihnen „im Namen des Vaters und Erlösers Andreas Hofer.“ Auch beim unglücklichen Ausgang des Drama's blieb seinem Namen noch die Kraft. „Hofer hat's verboten!“ erwiderten sie auf alle Versuche, sie zum Niederlegen der Waffen zu bewegen.

Nur wenn man das Volksgemüth in seine Atome zergliedern könnte, würde man die Zauberformel dieses Andreas in's Klare übersetzen können.

Hormayr weist spottend darauf hin, daß der persönliche Muth Hofer's sich im Verlaufe des Krieges nicht im vortheilhaftesten Licht gezeigt habe, da er sich bei Gefechten weit hinter der Front hielt. Ob dies in manchen Fällen im Interesse des Kommando's

geboten war, mag dahin gestellt sein; Thatsache aber ist, daß sich Hofer bei dem Treffen auf dem Berg Isel im Mai in der vordersten Reihe der Schützen befand. Selbst von den Feinden wurde seine Mäßigung und seine Milde gegen die Gefangenen anerkannt, und unbestreitbar liegt darin das größte Verdienst Hofer's. Ein Fanatiker wie Haspinger an der Spitze, und der Greuel gab es keine Grenze! Mußte ja doch Hofer wiederholt durch eindringliche Warnung und Drohung die Wuth seiner Waffengenossen gegen die „Herren", d. h. gegen Alles, was nicht Bauer oder Priester war, zurückdämmen. Als Innsbruck zum zweitenmal in die Hände der Aufständischen fiel und Hofer eine Mahnung veröffentlichte, die Bewohner der Stadt als Brüder und Landsleute nicht zu beunruhigen, sagte ein Bäuerlein zu Pater Benitzi mit aufrichtiger Entrüstung: „A kloans Brandschatzungerl hetten wir do wohl verdient."

Hofer war schon im Jahr 1796 zur Vertheidigung der Landesgrenzen gegen die Franzosen mit dem Passeirer Landsturm als Schütze ausgerückt. 1799 hatte er einen Hauptmannsposten zur Zufriedenheit ausgefüllt, aber er so wenig wie irgend einer der Anführer, die sich im Jahr Neun hervorthaten, besaß taktische Kenntnisse. Im Feldzug vom Jahr 1805, als Marschall Ney trotz der Entwicklung großer Militärmacht von Seite Oesterreichs in's Herz von Tirol siegreich vordrang, hatte sich die Landmiliz nicht gerade ruhmvoll bewährt, sie war eben von den Generalen nicht vortheilhaft verwendet worden.

Aber dieser Landsturm, dem wegen dieser Schlappe von den Militärs „Entartung" vorgeworfen wurde, erhob und behauptete sich vier Jahre später gegen einen Feind, vor dem Europa zitterte, gegen die besten Soldaten und tüchtigsten Feldherren: ohne Arsenale, ohne Proviantkammern, ohne Strategen, verlassen von den natürlichen Bundesgenossen, bauten und vertrauten sie nur noch auf sich selbst und siegten in diesem Vertrauen. Man mag über Veranlassung und Begründung des Tiroler Aufstandes anders denken als jene Patrioten, dem Kampfe selbst kann man einen großartigen Zug nicht absprechen.

Allerdings ist kein Land des Kontinents für die Vertheidigung durch die Natur selbst so begünstigt, wie Tirol. Nur das breite Innthal ermöglicht geordnete Entwicklung größerer Heeresmassen: der strategische Centralpunkt Tirol's ist aber nicht das leicht er-

reichbare Innsbruck, sondern Brixen, die Brenner-Defileen müssen genommen werden. Hier und in den übrigen Thälern führen aber die Straßen über steile Anhöhen, durch enge Schluchten, über reissende Flüsse und ungestüme Waldbäche, überall können die Vertheidiger, durch natürliche Bollwerke gedeckt, den Marsch aufhalten oder doch beunruhigen. Artillerie ist an vielen Orten gar nicht zu gebrauchen, Reiterei stößt jeden Augenblick auf Hemmnisse, während die landeskundigen Schützen auf den Höhen leicht die Verbindung unter einander behaupten.

Etwas Mehl im Rucksack, die sichere Büchse im Arm, ohne Reglement, ohne Kommando, zogen die von Jugend auf an Gefahren und körperliche Strapazen gewohnten Hirten und Jäger dem Feind entgegen, lauerten kleineren Abtheilungen in Wäldern und hinter Gehöften auf und flohen, wenn größere Colonnen folgten, auf die Höhen. Während sich dann die feindliche Heerschlange durch das Thal wand, fingen die Berge zu dröhnen und zu wandern an, Felstrümmer und Baumstämme rollten in die Tiefe, und wenn der Qualm sich verzog, war da drunten ein Grab für Hunderte von Erschlagenen, und die Ueberlebenden waren die sichere Beute der Kugeln, die aus allen Büschen pfiffen. Die gewiegteste Taktik vermochte Nichts gegen diese Art von Kriegsführung, die alle Bewegungen und Unterhandlungen instinktgemäß nach dem Augenblick bemaß, in Geheimniß sich hüllte und dadurch die furchtbaren Ueberraschungen zu steigern wußte.

Schon der erste Ausbruch des Aufstandes war von so merkwürdigen Erfolgen begleitet, daß er die Aufmerksamkeit und das Erstaunen von ganz Europa wachrief.

Es kennzeichnet die Kopflosigkeit der bayerischen Beamten in Tirol, daß die rührige Thätigkeit der verschwornen und der österreichischen Emissäre ihnen entging und der Aufstand völlig organisirt war, als es an der Zeit schien, seine Fahne zu zeigen; ja als man nicht mehr nur Qualm, sondern schon das helle Feuer sah, log man sich in eine lustige Sorglosigkeit, indem man das Inkommensurable, die Kraft eines Volkes in Waffen, nur nach Ziffern maß! So kam es, daß die an sich nur geringfügigen bayerischen Streitkräfte, welche noch leicht im letzten Augenblick in einem verschanzten Lager oder unter dem Schutz einer Festung zusammengezogen werden konnten, in kleine Abtheilungen zerstreut und schimpflichen Einzelkapitulationen ausgesetzt blieben.

Am 9. April rückte ein österreichisches Corps unter General Chasteller das Pusterthal herauf. Sobald die Tiroler davon Kunde hatten, gellten in allen Dörfern Sturmglocken, aus allen Thälern, von allen Bergen zogen bewaffnete Bauern herbei und vereinigten sich zu Riesenknäueln, die sich lawinenartig in die breiteren Thalstriche wälzten, wo die verhaßten „Blauen" lagerten.

In St. Lorenzen bei Bruneck kam es zum ersten Kampf; er endete mit der Flucht der Soldaten.

An der Spitze der Passeirer erschien nun auch Hofer auf dem Kampfplatz. „Morgen" — so lautet sein lakonischer Aufruf — „wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und Jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen." Im Sterzinger Moos hatte seine Schaar den ersten Zusammenstoß mit dem Feinde. Hofer ließ, um die feindlichen Kanonenschüsse unschädlich zu machen, zur Deckung seiner Schützen beladene Heuwagen vorfahren. Trotz verzweifelter Gegenwehr wurden endlich die Carrés der Bayern gesprengt, sie mußten die Waffen strecken. Dieser Erfolg gab Hofer einen weithin leuchtenden Glorienschein, in hellen Haufen zogen ihm bewaffnete Bauern zu.

An dem entscheidenden Hauptschlag bei Innsbruck, der die erste Befreiung Tirols zur Folge hatte, war indessen Hofer nicht betheiligt. Während er mit den Passeirern nach Südtirol zog, um Bozen und Meran zum Anschluß an den Aufstand zu bewegen, gelang Speckbacher der verwegene Handstreich gegen Innsbruck, die Gefangennahme der bayerischen Besatzung. Die Bauern selbst staunten über ihr Glück. Es war ihnen, wie einer sich äußerte, als scheine die Sonne jetzt Tag und Nacht. Die im Delirium gemachte Aussage des tödtlich verwundeten bayerischen Obersten Dittfurth: er habe den Tirolern voran einen Reiter auf weißem Roß gesehen, machte unglaublichen Eindruck auf die wundergläubigen Landleute, die sich nun vom Himmel selbst, vielleicht gar von ihrem Landespatron St. Jakob, beschützt glaubten. Nach den bayerischen Wappenschilden wurden Wettschießen veranstaltet und die Doppeladler unter Hochrufen auf den Kaiser Franz wieder aufgepflanzt.

Und als die Kunde kam, daß statt der erwarteten Oesterreicher ein starkes französisches Corps gegen Innsbruck anrücke, wurden die Siegestrunkenen nicht entmuthigt, sondern sie entbrannten vor Begier, sich nun auch mit diesen Weltbesiegern und

Glaubensfeinden zu messen. Ihre Berge waren auch diesmal ihr bester Bundesgenosse. Von den von allen Höhen herabschwärmenden Bauern umzingelt und durch deren Ungestüm erschreckt, streckten die Franzosen, mehr als 3000 Mann, die Gewehre.

Nun ging es hoch her in Innsbruck! Bei dem ersten Einmarsch hatten die Bauern nur über ein paar Trommeln und Schwegelpfeifen und einige Maultrommeln und Hafendeckel verfügt; jetzt mußte schon die Musikbande des gefangenen Regiments den Einzug verherrlichen. Die Gefangenen, voran General Bisson, ein altes, schmächtiges Männchen in reicher, goldverbrämter Uniform, von einem kräftigen Burschen auf den Schultern getragen, wurden als lebendige Siegestrophäen mitgeführt.

Nur die Festung Kufstein hielt sich im Besitze der Bayern; die Belagerung mußte wegen der Unkenntniß der Bauern in Behandlung der Geschütze bald eingestellt werden.

Die Oberleitung aller Geschäfte war nun in Händen des kaiserlichen Intendanten Freiherrn von Hormayr.

Dieser allerdings unermüdlich thätige und wachsame Mann stellt in seinen Schriften Andreas Hofer einige Stufen zu tief und dafür sich selbst mehrere zu hoch. Er erklärt: es sei nur sein Werk gewesen, daß der „ideenarme, rath- und thatlose Hofer“ ein Götze für seine Landsleute, ein Popanz für den Feind wurde, indem er sich die stufenweise Steigerung der Wichtigkeit desselben habe angelegen sein laßen.

Dem kann man entgegenhalten, daß die merkwürdigsten Erfolge von den Aufständischen erst erzielt wurden, als Hormayr mit den Oesterreichern schon abgezogen war, und daß die schon früh zu Tag tretenden Mißhelligkeiten zwischen Hofer und Hormayr von einer Protektorschaft des letzteren wenig erblicken laßen. Nicht der Neid von Nebenbuhlern, sondern die Verschiedenartigkeit der Charaktere und der Anschauungen über Zweck und Mittel des Aufstandes lag dem Conflikt zu Grunde. Hofer bildet zu Hormayr den geraden Gegensatz. Der letztere, ein geschmeidiger Aristokrat, ein wohlgeschulter Beamter, der eine festgeregelte Organisation der Bewegung und straffe Centralisirung durch Gesetze und Verordnungen zu erreichen sucht, der den Blick auf die Weltlage richtet und die Volksbewaffnung in Tirol nur als Annex der österreichischen Kriegführung betrachtet, — Hofer der gerade, ungewandte, aber deßhalb in der Wahl der Mittel und Pläne nicht

ungeschickte Bauer, der die bureaukratische, wie die staatliche Form überhaupt geringschätzt, der durch Enthusiasmus und Begeisterung Alles zu gutem Ende führen zu können glaubt, dessen Blick über die Berge nicht hinausreicht, der einen Kaiser von Oesterreich schwärmerisch verehrt, aber von einem Staat Oesterreich nur sehr unbestimmte Vorstellungen hat, der echte Repräsentant des selbstgenügsamen Tiroler Patriotismus. So erklärt es sich, daß in der ersten Periode des Aufstandes, als die Oesterreicher noch im Lande waren, Hormayr an der Spitze der Bewegung erscheint, während in der Folge, als die Tiroler auf sich allein angewiesen waren, die Bedeutung Hofer's wuchs und Licht- und Schattenseiten seiner Eigenart erst recht hervortraten.

Der Ausgang des „fünftägigen Feldzuges an der Donau," die Niederlagen der Oesterreicher bei Regensburg, Eckmühl und Landshut gaben auch dem Tiroler Krieg eine neue Wendung. Nicht nur der Weg nach Wien stand jetzt den Siegern offen, sondern auch der nach Salzburg, den gegen Ende April General Wrede beschritt. Ein anderes bayerisches Corps brach sich durch die Scharnitz Bahn, von Südtirol zogen die Franzosen herauf.

Da gab es allerorten verzweifelten Kampf. Nicht nur die Pflicht, sondern der Haß spornte beide und erstickte jedes ritterliche Gefühl, jede Rücksicht, jede Großmuth. Den Soldaten brachten die entsetzlichen Strapazen, die ungewohnte, unerhörte Kampfweise zur Raserei. Denn er ging immer den Todesweg. Dem offenen Gefecht mit heiler Haut entronnen, ward er vom verborgenen Feind niedergestreckt. Der Tag zeigte ihm höhnisch seine Ohnmacht wider Granitkolonnen, und die Nacht verdeckte ihm den Ueberfall. Weibeshand — sonst im Kriege die Friedenshand — drückte aus dem Hinterhalt die Büchse ab, und die Kinder schleppten der Mutter die Kugeln zu.

Da war denn nicht nur der Kampf, sondern auch der Sieg ohne Gnade. Bei dem entsetzlichen Ringen um den Strubpaß, welchen Wrede viermal mußte stürmen laßen, bis er ihn nahm, gab man keinen Pardon, alle Gefangenen wurden niedergemacht.

Wenn wir jetzt jene Berge besuchen, wie athmet Alles Frieden auf diesen sonnigen Halden, in den stillen Forsten; damals rauchten nicht blos im Thal Dörfer und Gehöfte, die Rachsucht klomm bis zur Gletschergrenze empor, in Feld und Wald, in tiefen Klüften

und auf schwindelnden Felsengraten geschahen Thaten übermenschlichen Muthes, unmenschlicher Grausamkeit.

Nach dem Siege bei Wörgl rückte Wrede unangefochten am 19. Mai unter dem Geläute aller Glocken in die Landeshauptstadt ein.

Das amtliche Bulletin verkündete: „Das Genie Sr. Maj. des Kaisers Napoleon hat seine Feinde gelähmt, die bewaffneten Bauern kehren reumüthig in ihre Heimat zurück.“ Solchem Wortpraß folgte bald die Enttäuschung.

Die „lateinischen Schützen,“ wie der Tiroler die österreichischen Truppen nannte, zogen sich scheu zurück, mit ihnen Hormayr und seine Beamten, den Tirolern „die Pharisäer und Schriftgelehrten,“ aber die Sturmglocken riefen den Landessöhnen nicht vergebens. Von den Kanzeln predigten die von den Bayern vertriebenen, nun wieder heimgekehrten Mönche den Makkabäerkampf. Nichts schien den Bauern unüberwindlich, nichts unmöglich, das ganze Volk war ein Wille und eine Kraft, welcher der kindlich fromme, wundergläubige Hofer mit der Losung: „Für die Religion und den Kaiser siegen oder sterben!“ die Weihe gab.

Zehn Tage nach dem Einzug Wrede's in Innsbruck wurde um den Besitz des benachbarten Berges Isel gerungen. Auf beiden Seiten stellte Jeder seinen ganzen Mann und mehr! Der Kapuziner Haspinger, nur einen Stecken in der Hand, tummelte sich wie ein Rasender zwischen den Reihen der Kämpfenden, betend, rathend, anfeuernd. „Ich war so dreist geworden,“ erzählte er später, „daß ich mich gegen die Mündung der Kanone gewagt hätte!“ Als die Bayern die Höhen erstürmt hatten und dort Erdwälle aufwarfen, stellte sich Hofer selbst an die Spitze und der Kampf entbrannte auf's Neue. Beim Einbruche der Nacht waren die Bayern zwar nicht geschlagen, aber doch auf das Blachfeld zurückgedrängt. Deroy, der an Stelle des heimgekehrten Wrede das Kommando übernommen hatte, zog in aller Stille in der Dunkelheit ab. Der Rückzug, fast aus der Mitte der an Zahl weit überlegenen Gegner in aller Ordnung durchgeführt, gereicht dem General zur Ehre wie eine gewonnene Schlacht, aber Tirol war frei, die Absicht des ganzen, mit so schweren Opfern erkauften Feldzuges für Bayern vereitelt.

Es war ein entscheidender Wendepunkt. Ueber dem Haupt, dem Dämon aller dieser Kämpfe zog es schwül und schwarz her-

auf. In Norddeutschland gährte es, England rüstete, Oesterreich hatte bei Aspern glänzend gesiegt, — aber die Schlacht bei Wagram lieh dem Stern des Imperators neuen Glanz, stärkte den Glauben an seine Unüberwindlichkeit und lähmte die Entschlüsse der Feinde.

Am 2. Juni war in Brixlegg Bauernrath unter dem Vorsitze Hofer's, Speckbacher's und Eisenstecken's. Ein Schreiben an Kaiser Franz wurde aufgesetzt, in welchem der bisherige Kampf und Sieg der treuen Tiroler geschildert und um Unterstützung mit Geld und Munition und Verstärkung durch Truppen unter thätigeren Führern gebeten ward, damit sie die errungenen Vortheile behaupten könnten. Der leise Vorwurf, der in dieser Bitte lag, wurde von Hofer gewiß nicht bemerkt, denn er betrachtete es als Pflicht, auch ohne Dank und Entgelt, wenn es sein müsse, sich zu opfern; um so lauter und entrüsteter aber äußerten sich die Aufgeklärteren im Lande über die österreichische Lauheit.

Sie sollten noch schlimmere Erfahrungen machen.

Noch am 29. Mai versicherte der Kaiser von Oesterreich in einem Handschreiben an seine „geliebten Tiroler," daß er keinen andern Frieden unterzeichnen werde, als denjenigen, der Tirol unauflöslich an seine Monarchie knüpfe. Am 17. Juli aber verkündeten Freudenschüsse und Glockengeläute in der Festung Kufstein, die vom bayerischen Kommandanten Aicher gegen alle Angriffe behauptet worden war, den Abschluß des Waffenstillstands von Znaim. Die geliebten Tiroler waren von dieser Waffenruhe ausdrücklich ausgeschlossen, demzufolge Franzosen und Bayern alle Kräfte auf ihre Unterwerfung verwenden konnten.

Die Haltung Oesterreichs dem gut kaiserlichen Lande gegenüber wird durch die feindselige Stimmung der Diplomatie gegen die Tiroler Volkserhebung, den „Bauernrummel," erklärt. „Was heute dort für den Kaiser geschieht," entschlüpfte einem österreichischen Staatsmann zu Preßburg gegen die tiroler Abgesandten, „könnte ein andermal gegen ihn geschehen . . ."

Während die letzten in Tirol stehenden Truppen abmarschirten, erschien ein kaiserlicher Aufruf, der „diesen für das Herz des Kaisers Franz so schmerzlichen Schritt" mit dem Drange der politischen und militärischen Ereignisse entschuldigte. Weiter noch ging ein Hirtenbrief des Bischofs von Salzburg, der zur Waffenstreckung mahnte.

Andrerseits kam Kunde, daß Napoleon, durch die von Bauern seinen Waffen angethane Schmach auf's äußerste erbittert, das ganze siebente Armeecorps unter dem Befehl des strengen Marschalls Lefevbre gegen Tirol abordnen werde, um die störrischen Bewohner zu Paaren zu treiben.

Und dennoch geschah das Unglaubliche!

Als Hofer die Nachricht vom Waffenstillstand, die er lange Zeit nur für feindliche „Fineß" gehalten, endlich doch wohl glauben mußte, nahm er die beschönigenden Versicherungen und Vorwände des Wiener Hofes als reinste Wahrheit auf und beschloß, den Widerstand fortzusetzen, damit dem Habsburger Hause sein Tirol erhalten bleibe.

Einige Führer des Aufstandes zwar verließen mit den Oesterreichern das Land, um sich vor den anrückenden Bayern in Sicherheit zu bringen. Auch Speckbacher entschied sich für Flucht. Er saß in einem Wagen mit österreichischen Offizieren, — da, bei St. Nepomuk unfern Bruneck kam gerade das Gefährt des Weges, in welchem Hofer von Lienz zurückkehrte, wo er die offizielle Botschaft des Waffenstillstandes erfahren hatte. Kaum gewahrt er seinen Freund Speckbacher in solcher Gesellschaft, so ruft er ihm zu: „Seppel, auch du willst mich im Stich lassen? Sie führen dich in die Schand'!" Der Vorwurf schnitt dem Bauernhauptmann in die Seele, — ohne sich weiter um die Oesterreicher zu bekümmern, ohne auch nur nach dem Hut zu greifen, springt er aus dem Wagen und kehrt mit Hofer wieder um.

Der Kriegsrath der Bauern faßte den Beschluß, sich ruhig zu halten, wofern die Feinde nicht auf tirolisches Gebiet rückten, da dies im Vertrag, wie natürlich, nicht ausdrücklich festgesetzt war. Als nun aber das Vordringen Lefevbre's bekannt wurde, rief Hofer ganz Tirol zur Abwehr auf. Er weist darauf hin, daß nicht bloß die Pflicht gegen den Kaiser Widerstand heische, daß auch der Religion augenscheinlich Gefahr drohe, wenn die Bayern sich wieder festsetzten. „Halb gethan ist nichts gethan! Das letzte, das einzige Loos von uns allen sei: Für Gott und den Kaiser Franz siegen oder sterben!" —

Hofer und seine Freunde sind nicht deutsche Helden; der Gesichtspunkt, daß es sich um deutsche Ehre handle, war ihnen völlig fremd, aber die Kühnheit, womit sie in einer Zeit, da alle Fürsten und Völker um die Gunst Napoleons buhlten, für ihre

Selbsterhaltung sich dem Uebermächtigen entgegenstellten, machte gewaltigen Eindruck in Deutschland.

Wie ihr Beispiel aufregend wirkte und selbst in Bayern Sympathien gewann, beweist ein wohlbeglaubigter Vorfall in der Münchener Museumsgesellschaft um die Mitte des Jahres Neun. Der Kronprinz Ludwig, dem selbst die Wiedereroberung Tirols übertragen war, trank beim Abschied auf die Gesundheit der tapfern Tiroler und brachte Napoleon ein Pereat, so heftig das Glas anstoßend, daß es zersprang. Ludwig that auch auf dem Zuge durch Tirol sein Möglichstes, um dem Blutvergießen zu steuern, und überwarf sich deßhalb bald mit dem Marschall, der nur durch Gewaltmaßregeln wirken zu können glaubte. Der Herzog schrieb deßhalb an Napoleon nach Schönbrunn: „Wenn ich an meiner Tafel die Augen schließe, so glaube ich wahrhaftig, nach den Gesprächen zu urtheilen, nicht im französischen, sondern im österreichischen Heerlager zu sein!“

Lefevbre mußte sich bald überzeugen, daß die Eroberung Tirols kein gewöhnliches Waffenstück. Seine Kolonnen stießen auf furchtbare Hindernisse: wohl vertheidigte Engpässe, abgebrochene Brücken, verschüttete Wege hemmten auf Schritt und Tritt, und auf den Höhen wuchs von Tag zu Tag die Zahl der schießkundigen Feinde. Nur wo größere Schaaren sich messen konnten, — aber auch da nicht immer — entschied wohlgeordnete Entwicklung geschulter Truppen glücklichen Erfolg.

Wieder kam es am Berg Isel am 13. August zum Entscheidungskampf. Trotz energischer Stürme auf die durch Verhaue und Erdwälle befestigten Waldhöhen gelang es nicht, die Tiroler aus ihrer Stellung zu verdrängen, und der Verlust auf französischer Seite war so bedeutend, daß schon in der folgenden Nacht der Marschall den Rückzug antrat. Napoleon's Adler hatte eine neue Demüthigung erfahren.

Als die aufsteigende Sonne Hofer und den Seinigen den Sieg offenbarte, warf er sich auf die Kniee, und das ganze Volk betete laut mit ihm. Es ist begreiflich, welch mächtige Wirkung solche Vorgänge auf die einfachen Naturmenschen übten. Wie gotterkorene Kreuzfahrer zogen sie still und feierlich in Innsbruck ein. Als ihnen die Studenten mit Fahnen und Musik entgegenkamen — ein bekanntes Volkslied schildert diese Scene — wehrte Hofer ab:

„Jetzt beten, nit schreien und musiciren, i nit, ös a nit, der droben hat's gethan!“

Es war auch ein eigenthümlich theokratisch-patriarchalisches Regiment, das „Andre Hofer, Oberkommandant von Tiroll,“ wie er sich nun nannte, in dem siegreich behaupteten Innsbruck führte.

Er stand jetzt an der Spitze der Landesverwaltung, wie er vorher die Leitung der Vertheidigung inne hatte, nicht durch offizielle Ernennung, auch nicht durch eine besondere Wahl seiner Landsleute, sondern nur durch die öffentliche Meinung auf diesen Posten erhoben. Volle Anerkennung verdient die Mäßigung und Ordnungsliebe, die er auch während dieser Regentschaft zeigte, obwohl ihm viele Eiferer den Spruch citirten: „Die Engel wollen Blut sehen!“ Als sich nach dem Einzug in der Hauptstadt eine Bauernrotte anschickte, die Waffenkammer zu stürmen, erschien noch rechtzeitig Hofer und mahnte eindringlich, nicht eher an Anderes zu denken, als bis ganz Tirol vom Feinde gereinigt sei. Aber Beten und Trinken lag den frommen und von den Strapazen der vorhergehenden Tage erschöpften Landleuten mehr am Herzen, und bald hatten die Innsbrucker, diese mißliebigen „Herrenleut',“ unter dem Druck der neuen Besatzung zu leiden. Als sich gerade eine lärmende Bauernschaar vor dem Stadlerhaus, wo Hofer wohnte, vorbeitrieb, öffnete dieser das Fenster und rief zornig hinab: „Wozu seid ihr noch da? Was habt ihr noch in der Stadt zu thun? Warum nicht dem Feind nach, der noch gar nicht weit weg ist! Hol' aus, in's Unterland, gleich, sag' ich, macht ihr euch fort — und wenn ihr mir nicht folgt, so bin ich euer Führer gewesen!“

Dem Drängen seiner Umgebung nachgebend, bezog er nach einigen Tagen die Hofburg, in deren schmucken Renaissance-Zimmern sich es auch seine Passeirer trinkend und rauchend bequem machten. Vor Allem ließ Hofer ein großes Crucifix aufhängen: „A bißl a christlichs Zeichen kann hier auch nicht schaden!“ Seine Anforderungen an Lebensgenuß blieben mäßig. Er ließ sich die Mittagskost aus dem nächsten Gasthaus holen, ein Fäßchen Etschthaler hatte er in seiner Stube. Abends vor dem Schlafengehen sang er mit seinen Adjutanten geistliche Lieder; es gemahnt das fremdartige Bild an Cromwell mit seinen Rundköpfen im Tower, wenn sich auch der Vergleich zwischen dem einfachen, ideenlosen Tiroler und jenem staatsmännischen Genie nicht weiter fortspinnen läßt. Da die Biographen uns auch getreulich berichtet haben,

daß Hofer das Licht mit der Hand zu putzen pflegte, nicht aus einem Glase, sondern aus der Flasche trank und nur vor geistlichen Herren das Haupt entblößte, so mag auch dies zur Vervollständigung des Conterfeis erwähnt sein. Den Titel „Excellenz," womit ihm Supplikanten zu schmeicheln suchten, wies er zurück. „Ich heiß' Andre! Ich bin nicht besser als die Andern, wir alle sind Bauern und keine Herren!"

Was die Abwicklung der Geschäfte betrifft, so will ich lieber zu den von Beda Weber verspotteten „Schriftgelehrten" gezählt werden, als mit diesem zugestehen, daß „alle Regierungshandlungen Hofer's ein bewunderungswürdiges Gepräge von Billigkeit, Verstand und Herzensgüte tragen," oder als einem anderen Biographen, Rapp, beistimmen, dem das Regiment des Bauernkönigs als ein wahrer Musterstaat erscheint.

Man kann für den Bauer, der seine Berge vertheidigt und für seinen Kaiser ficht, Interesse und warmes Gefühl empfinden, aber für den im Schweiße des Angesichts an Dekreten und Gesetzen arbeitenden „Regenten" haben wir nur die Anerkennung, daß er leistete, was er leisten konnte, und was ihm eben angemessen schien.

Zwar verrathen manche Maßregeln praktischen Sinn, namentlich die Anordnungen für Sicherheit der Grenzen. Für Verwaltungszwecke wurde aus Beamten und Landständen eine provisorische Landesadministration gebildet, Hofer selbst griff aber wiederholt in ihr Wirken eigenmächtig ein. Mit Eintreibung von Steuern hatte er seine liebe Noth. Das Land war einmal aus den Schranken gesetzlicher Ordnung gerissen; wenn sie wieder fortzahlen sollten, meinten die Bauern, hätten sie ja wohl auch unter bayerischer Regierung bleiben können. Die für den Augenblick nöthigsten Bedürfnisse wurden hauptsächlich aus den Erträgnissen des Salzamts in Hall gedeckt.

Weit mehr aber als diese Verwaltungszweige, für welche er kein Verständniß, mithin auch keinen Eifer zeigte, lag dem Regenten das geistliche Wohl seiner Untergebenen am Herzen. Um die der Religion drohenden Gefahren abzuwenden, den Dienst der hl. Jungfrau zu fördern, den Besuch des Gottesdienstes zu heben, wurden Verordnungen über Verordnungen erlassen. In dieser Hinsicht durfte der Klerus auf jedes Zugeständniß rechnen. Wo geistliche Einkünfte von der bayerischen Regierung zu Schulzwecken ver-

wendet waren, wurden diese Bestimmungen aufgehoben, die Klöster kamen wieder in Besitz aller Vorrechte und Güter, — das glaubenseinige Tirol sollte wieder in unbefleckter Reinheit erstehen.

Außerhalb dieses neuen Kirchenstaates waren aber inzwischen Ereignisse eingetreten, die bald ihre Schatten auf das Alpenländchen warfen.

Einem gefangenen bayerischen Offizier, Baron Völderndorff, hatte Hofer gestattet, nach München und Wien zu gehen, um einen Austausch der Gefangenen zu vermitteln. Völderndorff brachte nach seiner Rückkehr nach Innsbruck die Nachricht mit: am Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich sei nicht mehr zu zweifeln, man habe in München stündlich das österreichische Ultimatum erwartet, für Tirol werde wohl eine Amnestie ausgesprochen, aber auf keinen Fall werde es österreichisch werden. Die Häupter des Aufstandes lachten darüber, manche glaubten daran, viele zweifelten.

Hofer selbst soll damals nicht abgeneigt gewesen sein, zu gütlichem Einlenken die Hand zu bieten und von Napoleon eine gnädigere Wendung des Looses für Tirol zu erbitten.

Allein zwei Ueberraschungen wandelten alsbald diese Stimmung wieder um.

Schon im April, nach der ersten Befreiung Tirol's hatte Theimer Streifzüge in das angrenzende bayerische Gebiet unternommen, Ortschaften gebrandschatzt und geplündert und Gefangene nach Tirol geschleppt. Hofer hatte diese Razzia, die mit der Landesvertheidigung Nichts gemein hatte, entschieden mißbilligt und schlimme Folgen prophezeit, ihre Fortsetzung aber nicht hindern können. Da gelang im September bei Lofer und Unken ein verwegener Handstreich Speckbacher's gegen bayerische Truppen über alle Erwartung glücklich, der Kapuziner Haspinger nahm Hallein und Berchtesgaden ein, der Weg nach Salzburg stand ihm offen. Nun schien jedes Ziel erreichbar. Haspinger schrieb an Hofer, es werde ihm ein leichtes sein, den Napoleon selbst zu fangen, und die von ihren Erfolgen berauschten Bauern wähnten sich allen Ernstes vom Himmel dazu ausersehen, das große apokalyptische Thier zu stürzen.

Das zweite Ereigniß war des Kaisers Franz Anerkennung und Belohnung seines treuen Hofer. Obgleich die Friedensunterhandlungen schon dem Abschlusse nahe waren, ließ Franz dem

Haupte des Tiroler Aufstandes eine goldene Ehrenkette und 3000 Dukaten überbringen. In diesem Geschenk sah Hofer nicht blos überhaupt das höchste irdische Ehrenzeichen, sondern es schien ihm dadurch auch über jeden Zweifel erhaben festgestellt, daß der Kaiser von der Wiedervereinigung Tirols mit seinen Landen nie und nimmer abstehen werde. Am 4. Oktober wurde er von allen Behörden in festlichem Zug in die Hofkirche geleitet, und nach einem feierlichen Dankamt hing ihm ein Prälat die Kette um den Hals. Der weichherzige Tiroler weinte Thränen der Rührung, Jubel füllte die ganze Stadt, — aber schon am Abend des nämlichen Tages kam eine Hiobspost aus Südtirol, wo der Landsturm eine empfindliche Schlappe erlitten hatte. Hofer's Adjutant Eisenstecken setzte zwar dem weiteren Vordringen des Feindes Schranken, aber gefährlicher als Nachrichten von feindlichen Siegen wirkten bald die immer bestimmter auftretenden Gerüchte vom Abschluß des Friedens, dessen Bestimmungen mindestens zweifelhaft waren.

Auf drei Linien zugleich, durch Inn-, Puster- und Etschthal, drangen französische und bayerische Corps in Tirol ein. Auch die waghalsigsten Anstrengungen Speckbacher's und anderer Anführer konnten an den Grenzen die überlegene Macht nicht aufhalten. Verwirrung, Schrecken verbreiteten sich im Lande, und Eintracht fehlte gerade da, wo sie am nothwendigsten, im Kriegsrath der Bauern. Die Kirchthurm-Interessen machten sich geltend, Hofer's Plan, die gesammte tirolische Macht auf dem Berge Isel zu vereinigen, wurde verworfen, der Landsturm vertheilte sich zur Vertheidigung der einzelnen Thäler, nur die Passeirer blieben bei Hofer, der auf dem alten Schauplatz der Tiroler Siege die Feinde erwarten wollte.

Mit leichter Mühe wurde der Widerstand der einzelnen Schützencorps von den Feinden gebrochen, die nun schon an die Kampfweise der Tiroler gewöhnt waren und ihre Schwächen zu benützen gelernt hatten. Zwar wurde durch die Flüchtigen Hofer's Schar vermehrt, aber das Selbstvertrauen der Tiroler war dahin, und damit ihre Kraft.

Kronprinz Ludwig erließ an Hofer ein Schreiben, welches den Abschluß des Friedens anzeigte und unter der Bedingung freiwilliger Rückkehr zur Ordnung Allen ohne Ausnahme volle Amnestie zusicherte. Auch von Erzherzog Johann kam ein Brief, der diese bayerischen Angaben bestätigte und den Wunsch

15

ausdrückte, Hofer möchte sich und die Seinigen nicht unnütz aufopfern.

Bei nüchterner Prüfung der Lage mußte sich auch Jedem als Gewißheit aufdrängen, daß die Fortführung des Kampfes nur den Ruin des Landes nach sich ziehen könne. Außerdem machten sich die Wirkungen des Ausnahmszustandes immer peinlicher geltend. Tirol ist auf Einfuhr von Getreide angewiesen; da nun seit Monaten aller Verkehr mit den Nachbarstaaten abgeschnitten war, wurde der Mangel an Lebensmitteln immer empfindlicher, Handel und Industrie des Landes waren vollends lahm gelegt.

Hofer konnte sich diesen zwingenden Gründen nicht verschließen. Er war eben daran, nach Hall zu fahren, wo der bayerische Kronprinz lagerte, als Haspinger, sein böser Engel, eintrat und mit echter Kapuzinerberedsamkeit Alles, was von Frieden gefaselt werde, als eitle Lügenbotschaft und jeden Akt der Nachgiebigkeit als Feigheit und Verrath bezeichnete.

Hofer hatte, sagt Beda Weber, bei diesen Worten einen jener Augenblicke, die man vorzugsweise Schicksal nennen möchte, weil sich dasselbe, so zu sagen, unabhängig von unsrem Willen zu vollziehen scheint und den Widerstrebenden mit sich fortreißt.

Er stand zuerst betroffen und war dann plötzlich wie verwandelt. Mit warmen Worten dankte er dem Mönch für den Rath zur rechten Zeit und beschloß sofort den Kampf gegen die Bayern wieder aufzunehmen, möge das Ende sein was da wolle.

Es war krankhafter Trotz, nicht klare Ueberzeugung, was ihn dazu vermochte. Er selbst schrieb an die Kommandantschaft in Meran: „Wir postirten uns auf dem Berge Isel, aber ich fürchte, wir werden uns hier nicht halten können, indem die Leute völlig in der Furcht sind und bereits niemand haltet."

Am 2. November kam es zum Treffen. Die Bayern hüteten sich diesmal, mit blindem Ungestüm gegen die Bergschanzen anzustürmen, sie pflanzten ringsherum ihre Geschütze auf, — was auf den Höhen nicht niederkartätscht wurde, warf sich in die Flucht.

Diese Niederlage war entscheidend für den ganzen Feldzug. Nur Hofer sträubte sich, dies anzuerkennen. Er war nach Steinach geflohen. Von hier aus schrieb er nach Meran: „Liebe Brüder, wenn auch die Schlacht auf dem Isel verloren ging, so ist doch noch nicht zu verzagen, noch ist nicht alles verloren, denn es lebt noch der alte Gott!"

Sein blindes Gottvertrauen ließ ihn wirklich auf Augenblicke eine glücklichere Fügung hoffen, das Volk müsse nur noch eifriger beten, meinte er. In einem solchen Moment bedrohte er sogar seinen Freund Sieberer, der von Nachgeben sprach, mit Erschießen. „Wie könnte der Kaiser," rief Hofer ganz erregt, „einen solchen Frieden eingehen und die Tiroler in so großes Unglück stürzen!" Seine Stimme kreischte, erzählte Sieberer, sein Bart war zerrauft, sein ganzes Benehmen war das eines Verzweifelten. Mit solcher Stimmung wechselten aber Verzagtheit und Zweifelqual. Als sich aus aufgefangenen Briefen ergab, daß ganz Tirol schon von feindlichen Truppen umzogen sei, gab er den Vorstellungen der Gemäßigten seiner Umgebung nach und unterzeichnete eine Unterwerfungsformel. „Nun, in Gottes Namen, unser Herrgott wird wohl alles recht machen!" Auch seine Unterkommandanten wies er an, die Waffen niederzulegen.

Dies geschah aber nicht allerorten. Da und dort dauerte das Geplänkel noch fort, an der Mühlbacher Klause kam es zu einem blutigen Treffen, und diese Fortstreitenden, wie die Friedfertigen beriefen sich auf Weisungen Hofer's, der, immer neuen Schwankungen unterworfen, oft heimlich bei Nacht Briefe schrieb, die zu weiterem Widerstand aufforderten, während er den Tag über friedliche Kundgebungen veranlaßt hatte.

Die besseren Elemente zogen sich mehr und mehr von der Bewegung zurück, schlechtere rückten dafür ein, Leute, denen es angelegentlicher um Raub und Plünderung zu thun war, als um den Schutz des Vaterlandes. Wieder stellte sich der Kapuziner, dieser unversöhnliche Fanatiker, ein und zerrte an dem haltlosen Mann, bis er abermals offen an die Spitze des Landsturmes trat und noch einmal einen blutigen Erfolg über General Rusca errang. Aber das waren nur noch letzte Lebenszuckungen des Aufstandes. Nur beim ersten Anprall war häufig der Vortheil auf Seite der Bauern, aber die Truppen gaben sich auf solche Schlappen hin nicht mehr wie früher gefährliche Blößen; sobald sie festere Stellung genommen und die Geschütze in Stand gebracht waren, flohen die Angreifer in die Berge zurück.

Der edle Baraguay d'Hilliers, Obergeneral der französischen Truppen, that Alles zur Beruhigung der Gemüther, um nicht zu Gewalt seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er schickte auch an den ob mehrfachen Wortbruches vogelfrei erklärten Hofer einen ver-

trauten Boten und verpfändete ihm sein Wort, daß ihm, falls er sich freiwillig stelle, kein Haar gekrümmt werden sollte, selbst auf die Gefahr der Ungnade Napoleon's wolle der General ihn retten.

Umsonst. Hofer, der sich, nachdem sein Anhang zersprengt war, auf den Pfandlerhof bei Brandach geflüchtet hatte, war nicht zu bewegen, sich dem Anerbieten des Feindes zu fügen oder aus Tirol zu fliehen.

Seine halsstarrige Weigerung, sein mit offener Lebensgefahr verbundenes Bleiben erscheinen wie ein Räthsel: es läßt sich nur erklären aus der verworrenen Stimmung, welche sich Hofer's bemächtigt hatte, aus dumpfer Niedergeschlagenheit über die letzten Schicksalsschläge, aus der Trauer über so viel zwecklos vergossenes Blut, aus einer zähen Anhänglichkeit an die heimatliche Erde, aus einem unbestimmten Trieb der Reue, der ihn drängte bis auf das Aeußerste für seinen Kaiser auszuharren in Elend und Gefahr.

Nur mit Mühe konnte er bewogen werden, eine besser versteckte Alphütte am Eingang in's Hochland Fartleis zu beziehen. Der bayerische Landrichter zu St. Leonhard wußte recht wohl um diesen Versteck, trug aber aus Menschlichkeit Bedenken, der Angeber zu werden. Ein Tiroler spielte den Ephialtes.

Die Erhebung der Tiroler läßt herrliche Bilder von Muth und Selbstverleugnung erblicken, doch fehlt es nicht an dem düsteren Gegenstück: mehr als Einer der Anführer, die sich nach dem Mißlingen der letzten Anstrengungen vor den Nachstellungen des Feindes verbargen — es sei nur an Wallner's Schicksal erinnert — wurde von den eigenen Landsleuten um Geld und Gewinn verrathen.

Ein Passeirer, Joseph Raffel, fand zufällig den Versteck Hofer's. Trotz der Bitten des Flüchtlings, ihn nicht zu verrathen, führte der Elende, um den Blutlohn zu verdienen, eine Schaar italienischer Soldaten über die Bergpfade. Bei Tagesanbruch am 27. Januar 1810 fand Hofer die Hütte umzingelt. Er trat selbst heraus und ergab sich ohne Widerstand. Die Wälschen gebärdeten sich auf das Unwürdigste, sie rauften seinen Bart, so daß Blut von den Wangen floß, und knebelten ihm die Hände auf den Rücken. So wurde er wie eine wilde Bestie in's Thal geführt, dessen Bewohner zwar in stumpfsinniger Neugier sich zusammenschaarten, aber keinen Muth, keinen Arm für ihren gefangenen Führer hatten.

Ich kann rasch hinweggehen über das Ende. Das allbekannte

Lied Mosen's schildert es ja ebenso ergreifend, wie getreu. Die Stimmen des Kriegsgerichts zu Mantua waren getheilt, aber aus Mailand kam der Befehl, daß der Rebell binnen 24 Stunden zu erschießen sei.

Der Gefangene hatte in seinen letzten Lebenstagen die alte Ruhe und Festigkeit wieder gefunden, er zeigte sich auch, als das Urtheil verkündet wurde, ernst und gefaßt. Wenige Stunden vor seinem Tode traf er in einem Brief an seinen Freund Pichler die letzten Anordnungen: „Ade, du schnöde Welt," schließt der Brief, „so leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nicht die Augen naß werden!"

Als er auf die Bastei zum Tode geführt wurde, warfen sich die in den Kasematten eingekerkerten Tiroler auf die Kniee, beteten und weinten. Hofer durfte eine Weile verziehen. Er sprach ein paar ergreifende Worte zu seinen Landsleuten und segnete sie. Noch auf diesem letzten Gange sprach er zu dem begleitenden Priester: er glaube fest, daß Tirol wieder österreichisch werde, mit eben der Zuversicht, als daß auch auf diesen Winter wieder der Sommer folge. Vor dem Sandhügel stehend ließ er noch einmal seinen Kaiser Franz leben und kommandirte mit fester Stimme Feuer. Zwölf Schüsse gingen fehl, erst die dreizehnte Kugel setzte seinem Leben ein Ende.

Zur nämlichen Zeit brachte der Moniteur die Nachricht, daß die Tiroler Rebellen, welche sich nach Wien geflüchtet, dort von der Polizei ausgewiesen würden; man bringe dies mit der hochwichtigen Kunde von einer engen Verbindung zwischen den zwei großen Kaiserhöfen in Zusammenhang. Als Hofer starb, war schon die Wiener Presse mit Beschreibungen der glänzenden Festlichkeiten zu Ehren der Procura-Vermählung der Kaisertochter Marie Louise mit Napoleon so beschäftigt, daß des erschossenen Tirolers fast mit keinem Wort Erwähnung geschah.

Merkwürdige Fügung! Für Oesterreich, wofür Hofer freudig starb, schien sein Tod ein unnützes Opfer, für Deutschland, das der Bauer kaum dem Namen nach kannte, woran ihn kein Band der Anhänglichkeit knüpfte, wurde sein Tod von Bedeutung.

Napoleon hatte auch im Riesenfeldzug des Jahres Neun gesiegt, wie immer, aber mit größerer Anstrengung, als je zuvor, — und zum erstenmal hatte in Tirol das volksthümliche Element eine

rühmliche Kraftprobe bestanden, hatte, nur auf sich selbst angewiesen und vertrauend, mit dem Welteroberer gerungen.

Zur nämlichen Zeit sprach ein Berliner Professor, Fichte, das Wort: „Kein Mensch und kein Gott und kein im Gebiete der Möglichkeit liegendes Ereigniß kann uns Deutschen helfen, sondern allein wir selber müssen uns helfen."

Und wie inmitten der kosmopolitischen Verächter alles Nationalen der Zuhörerkreis dieser ewig denkwürdigen Vorträge sich täglich erweiterte, so wuchs in allen deutschen Landen die Erkenntniß der nationalen Schmach, erstarkte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, reifte der Entschluß, die Kette zu brechen. Für dieses heranwachsende Geschlecht gingen die Schüsse, die auf Napoleon's Geheiß in Mantua den Tiroler zu Boden streckten, ebenso wenig wirkungslos verloren, wie das Ende Palm's in Braunau: Deutschland hatte einen Märtyrer mehr, und diese Blutsaat zeugte M ä n n e r.

Censurwesen in Altbayern.

Auch in Bayern wurde Freiheit der geistigen Mittheilung zuerst zur Abwehr religiöser Neuerung beschränkt; der politische Gesichtspunkt trat für das Censurprincip erst viel später in Geltung. Noch bevor auf dem Speirer Reichstag 1529 Censurbestimmungen für das ganze Reich angeordnet wurden, erließen 1523 die bayrischen Herzoge, um die Ausbreitung der Lehre Luther's in Bayern zu verhindern, ein strenges Verbot gegen Einschleppung der deutschen Bibelübersetzung. 1540 untersagte ein neues Landgebot, da „sich biß anhero zu vilmalen die Puechfürer und ander wieder Röm. Kön. Majestät außgangen Edict, Reichsabschidt, unsere Landpott ꝛc. understanden haben, manicherlay verbotten ergerlich und verfüerisch büecher, gedicht und schmachschrifften in unser Fürstenthumb zu fieren, umbgetragen, auch neben der erlaubten gueten büechern, die sy zum Gesicht fürgelegt, etwen haimblich und arglisteglich under dem gemainen volck ausgebreiten, darauß dann ergernuß, verfüerung und ander übel ervolgt", das Feilhaben solcher Schriften bei Strafe der Wegnahme. Im Religionsmandat vom 15. Juli 1548 wird wiederholt eingeschärft, Bücher und Schriften, „so von Bäbstlicher Hailigkeit und dem Stuel zu Rom als verfüerisch erkhendt oder sonst unsers christlichen glaubens hailsamen leeren und satzungen der heiligen Concilii zugegen sein möchten" nicht in den Häusern zu dulden und zu verkaufen; wer dawider handelt, soll „als Verachter der christlichen Kirchen, der Kayserlichen Majestät und des Landesfürsten" an Leib und Gut gestraft werden. Mit der Bulle „Dominici gregis custodiae Domino" vom 24. März 1564 erschien der erste römische Index librorum prohibitorum, von der eigens damit betrauten Com-

mission von Bischöfen und Theologen, die bei dem Concil zu Trient anwesend waren, herausgegeben. Herzog Albrecht V. ließ sofort das päpstliche Verbot und das Verzeichniß der verrufenen Bücher in seinem Lande nachdrucken und verbreiten und belegte die wegen verbotener Lektüre mit dem Interdict Bedrohten auch mit weltlicher Strafe. Dessenungeachtet mußte ein Mandat des Herzogs vom 1. März 1565 constatiren, daß die bisher ergriffenen Maßregeln nichts gefruchtet, da nach wie vor „die sectischen, unsrer wahren, alten Catholischen Religion widerwertige bicher, tractätl, famose schrifften und ergerlich schändliche gemäll" in's Land eingeschmuggelt würden, da sich die Buchführer, bei denen verbotene Waare gefunden wurde, „mit ihrem Unverstandt entschuldigen und durchbringen wollen, als ob sie, was gutt oder bös oder wo das Catholisch oder widerwertig herzunemen, nit wissen, noch verstehen." Es wird deshalb zu einem drastischen Mittel gegriffen, indem gewissermaßen eine geistige Demarcationslinie gezogen wird: es dürfen nur theologische Schriften fernerhin verkauft werden, die in München oder Ingolstadt, ferner in Dillingen, Mainz, Köln, Freiburg im Breisgau, Wien, Innsbruck, Paris, Löwen, Venedig, Rom, Florenz, Bologna oder in Spanien gedruckt sind. Wer andere Tractätl, Gebet- oder Gesangbücher in's Land bringt, soll von den bürgerlichen Obrigkeiten in Haft gesetzt werden, seine Büchervorräthe sind wegzunehmen, eventuell kann auch, „da die Verbrecher so gar freventlich", Landesverweisung „mit oder ohne offentliche Schandt" verhängt werden. Noch genauer wurde durch einen „Catalogus der Büecher und Schrifften, unser heilige Religion und Geistliche sachen belangendt, welche im Landt zu Bayrn, offentlich fayl zu haben und zu verkauffen, erlaubt seindt", festgestellt, welche Bücher und Schriften fürderhin in Baiern als verbotene Waare anzusehen. Dabei wird auch angeordnet, daß sich die Buchhändler zum Druck erlaubter Bücher nur der katholischen Druckereien in Baiern bedienen sollten. Die Sorge und das Verbot der Regierung erstreckten sich nicht blos auf geistliche Schriften. „Damit aber auch die Buchhandler iren vortl, der weltlichen, als insonderhait Historischer Bücher nit zu weit ziehen, als in deme sie vermainen wolten, sie möchten dergleichen Weltliche Ding, es were getruckht, wo es wölle, ohne scheuch oder sorg ainiger straff, in Bairn herein und undter die Leuth schlaichen", so werden die Chronik des Sleidanus, die Türkischen Historien des Heinrich

Müller, die Werke von Johannes Fox, Sebastian Franck, Flacius Illyricus u. A. verboten, desgleichen auch die neuen Tractätl, die in Teufels Namen intitulirt sind, als Hosenteufel, Spielteufel u. A., „danne ob wohl alle die das ansehen haben, als ob sie allerding politisch und allain gueter zucht halben geschriben seyen, so seindt sie doch der ergerlichen Exempel und anzug halben nit zu leiden und fast also geschaffen, das sie deme, dessen Titl sie tragen, zu seinem Reich am maisten dienen“.

Die Anschaffung von Büchern wurde überhaupt möglichst erschwert; sogar Prälaten durften nur nach dem vom herzoglichen, fast nur mit Jesuiten besetzten Inquisitionsgericht gutgeheißenen Verzeichniß die Auswahl treffen. Noch strengere Vorsichtsmaßregeln traf der Jesuitengönner Wilhelm V; durch Mandat vom 1. August 1580 wurde ausgesprochen, daß Jeder, bei dem ein ketzerisches Buch befunden würde, „mit einer solchen Straf belegt werde, darob andere vil Tausendt ein abscheuchlich Exempel empfachen“. „So wir . . . aus teglicher erfarung, fleissiger nachforschung und warer erkundigung im werckh lauter befünden, daz solche schödliche verdambte Irrthumben, Ketzereyen, Zwyspalt, Aufruer und Abfaal von unserer waaren Catholischen Religion auch erbarmlicher, verderblicher undergang und verwüestung viler Königreich, Fürstenthumb und Landt merern thailß und schier allein aus den verbottnen falschen Ketzerischen Püechern, Tractätlen und schrifften, welche Gott und seiner heiligen Kirchen zuwider, allen Christglaubigen zu höchstem schaden und verderben irer Seelen entspringen und herflüeßen und durch dieselben dem Menschen gleichsam durch ein Instrumentum oder Trachter ein süesses gifft und ewiger Schaden an Leib und Seel eingeschleicht und eingegossen wierdet, welchem wir bey zeiten mit allem vleis zufürkhommen nit allein genedicklich bedacht, sondern es für die höchste notturfft halten . . .“, wird auf's Ernstlichste bei Vermeidung unlöslicher Straf und Ungnad befohlen, alle ketzerischen und verdächtigen Bücher an die weltliche Obrigkeit oder den Pfarrer des Orts abzuliefern, damit sie sofort an die Regierungen und durch diese an den Herzog selbst übergeben würden. Ausdrücklich wird auch hervorgehoben, daß von solchem Verbot, schändliche Bücher zu lesen, auch der geistliche Stand, Prälaten, Pröbste, Dechanten, Pfarrer und gemeine Priesterschaft nicht ausgenommen sein sollen.

Auch Aventin's Chronik gehörte jetzt zu den verbotenen Büchern;

da sie aber doch nicht gänzlich dem Gebrauch entzogen werden konnte, griff man zu einem andern Mittel, um die unverfänglichen Parthien dem Publikum zugänglich zu machen. „Zu Befürderung der ehrn Gottes, unserer heiligen Catholischen Religion und gemaines Nutz und wolstandts des vatterlandts“ beschloß der Herzog, „ein Werckh verfertigen ze laßen, wie vor disem ungeverlich Johannes Aventinus, so aber aus rechtmeßigen ursachen verbotten und hin und wider manglhafft geschriben“. Der herzogliche Archivar Michael Arrodenius wurde mit dieser Aufgabe, die sich im Wesentlichen auf Herstellung einer castrirten Ausgabe Aventin's beschränken sollte, betraut. Arrodenius erhielt zu diesem Zweck vom päpstlichen Inquisitionsgericht durch eine förmliche Urkunde vom 3. Oktober 1589 Erlaubniß, „den verfluchten Geschichtschreiber Aventin“ frei von Sünde und kanonischer Strafe, wie auch behufs der ihm vom Herzog anbefohlenen Arbeit noch einige andere verdammte Schriftsteller zu lesen, jedoch unter der Bedingung, sich länger als fünf Jahre und ganz allein damit zu beschäftigen und nach Ablauf dieser Frist alle Bücher dem Bischof von Freisingen auszuliefern, damit sie sogleich verbrannt würden. In den Schulen wurde natürlich noch sorgfältiger auf Unverfänglichkeit des Lesestoffes gesehen, und der casuistischen Moral der Väter Jesu paßten auch die heidnischen Autoren nicht. Die 1569 von Jesuiten entworfene Schulordnung schreibt vor, daß statt des Vergil Hieronymus Vida und Baptista Mantuanus, statt des Horaz Prudentius Flaminius und Johannes Pedioneus, statt des Ovid Ambrosius Novidius gelesen werden sollen. Auch unter dem glaubenseifrigen Maximilian I. gab man solche Bevormundung nicht auf. Da noch immer verbotene Bücher durch Schleichhandel im Publikum verbreitet wurden, erging sogleich nach Maximilian's Regierungsantritt eine ernste Drohung (13. März 1598), daß demnächst strenge Hausdurchsuchungen vorgenommen und Alle, bei denen sich verbotene Schriften finden würden, „daraus dann eines jeden ketzerisches, verstocktes und halsstarriges Gemüth unfehlbar abzunehmen“, Anderen zu abscheulichem Exempel gestraft werden sollten. Die Verbote wurden in der nächsten Zeit mehrfach wiederholt, und es blieb auch nicht bei der bloßen Drohung; es fanden in der That häufig Visitationen statt, namentlich die fremden Bücherballen in den Buchläden wurden eifrig durchsucht, und man wandte dabei auch dem dazu verwandten Packpapier Aufmerksamkeit zu. Auch

bei Todesfällen wurden die im Nachlaß vorgefundenen Druckschriften untersucht und eventuell die den Besitzern verbotener Bücher angedrohten Strafen über die Erben verhängt. Die Instruction für den geistlichen Rath vom 20. December 1608 schärfte wiederholt ein, die Buchführerläden namentlich auf Dulten und Jahrmärkten zu visitiren und die vorgefundenen sectischen Bücher zu confisciren; alle in Bayern zu druckenden Werke sind vorher der Censur zu unterwerfen und ohne Imprimatur darf keines in den Buchhandel kommen. Erläuternd wurde in einem Generale vom 24. Jänner 1609 hinzugefügt: „Zur Censur der in München gedruckt werdenden Bücher sind zwar jedesmal einige aus den geistlichen Räthen zu deputiren; wenn aber solche Tractätl und Sachen, zum Druck bestimmt, vorgelegt werden, die etwas wichtig und disputirlich sind, sollen auch andere Geistliche und gelehrte Personen beigezogen werden. Es soll auch ferners der Dechant bei U. l. Frau alle und jede censirte Tractate und Schriften cum solita attestatione und Beisetzung seines Tauf- und Zunamens, wie es zu Ingolstadt gebräuchlich, unterschreiben, welche Attestation von den Buchdruckern jedesmal entweder zu Anfang oder am Ende der censirten Schrift bei Vermeidung unausbleiblicher Strafe mitgedruckt werden soll". Da unter den „Geistlichen und gelehrten Personen" nur Jesuiten verstanden waren, so bleibt nicht zweifelhaft, in welchem Sinne die Verordnung gehandhabt wurde. In die herzogliche Bibliothek wurden zwar auch ketzerische Bücher aufgenommen, aber nur Festgläubige, welche eine eigene Dispens vom Papst oder von der römischen Inquisition besaßen, erhielten Zutritt zu dem wie ein Giftgefäß sorgfältig bewachten und verschlossenen Schrank der Remota.

Neue Censurcollegien wurden durch ein Mandat vom 6. Juli 1616 eingeführt. In jeder Stadt und in jedem Markt sollen zwei verständige und eifrig katholische Bürger als herzogliche Commissäre nebst dem Pfarrer oder Prediger jährlich zweimal zu Markts- oder andrer Zeit bei allen Buchführern und Briefträgern unvermuthet visitiren und über die Verkäufer verführerischer oder ketzerischer Bücher und Lieder exemplarische Strafe verhängen. „Ueberhaupt ist der Buchhandel in Zukunft ohne Specialerlaubniß und Ertheilung eines offenen Patents Niemandem mehr zu gestatten und den ausländischen Krämern verboten, vor geschehener Visitation auszulegen." Als auch diese Maßregeln nicht den gehofften Erfolg

hatten, wurde am 22. Februar 1639 eingeschärft, auf die Einschwärzung unzulässiger Prognostiken, Kalender, Praktiken „und wie man andre derley Scartechen zu nennen pflegt", ein achtsames Auge zu haben, und diese Mahnung durch Decret vom 7. April 1644 wiederholt. Der geistliche Rath soll stets ein eigenes Mitglied des Gremium mit dem Visitationswesen betrauen; insbesondere sollen die Visitatoren nicht nur die Stübchen der Buchführer, sondern auch ihre Felleisen, Packete und Truhen durchsuchen, „worin jene gemeiniglich diejenigen Scartechen, deren wegen sie sich zu fürchten haben, verbergen, desgleichen auch das Einschlagpapier wohl beachten, da von Augsburg und Nürnberg viele Ballen solchen Papiers eingeführt würden, welche gemeinlich nichts andres als unzulässige und verbotene Druckschriften seien." Eine Verordnung vom 22. März 1645 bedeutete die Buchdrucker, daß sie neben dem bayerischen Privilegio, wenn sie solches haben, allzeit auch das kurfürstliche suchen und in frontispicio beider Privilegien Meldung thun sollen, widrigenfalls man die Buchdrucker lehren würde, was sie gegen ihren Kur- und Landesfürsten vor Respect zu bezeugen haben.

Unter den nächsten Nachfolgern Maximilian's I. wurden zwar auch wiederholt Verordnungen erlassen, welche namentlich vor Aushändigung gefährlicher Schriften an die Jugend warnten und die früheren Verfügungen bezüglich der Censur und des Imprimatur in Erinnerung brachten, aber im Allgemeinen genoß jetzt doch der geistige Verkehr größere Freiheit, schon deshalb, weil die Jesuiten nicht mehr so ausschließlich als Stützen von Thron und Altar angesehen wurden. Ein Censuredict vom 26. April 1728 betont zum Erstenmal den politischen Gesichtspunkt: „Da man aber Sachen in Druck legen wolte, so Politica oder großer Häuser Rechten betreffen, seynd solche zu unserm geheimben Rath der Revision und Concession willen herein zu geben". Nicht selten wurde vom Ordinariat Freising bei den weltlichen Behörden Bayerns Confiscation und Visitation angeregt; so giebt z. B. ein Schreiben des geistlichen Raths zu Freising an den bayrischen Hofrath vom 28. Juli 1738 den Rath, sorgfältig auf die „Tobacapaltisten" (appaltatore, Händler) zu achten, die den Tabakhandel oft nur zum Schein treiben, in Wirklichkeit aber sich mehr mit Verschleiß gefährlicher Bücher abgeben. Als aber unter Max Joseph III. ein etwas freisinnigerer Zug durch das bayerische Land ging,

erlaubte man sich auch solche Rathschläge abzulehnen. Namentlich waren die weltlichen Behörden in Bezug auf Bücher, welche den Kampf weltlicher und geistlicher Gewalt beleuchteten, nicht immer mit der Ansicht der geistlichen Rathgeber einverstanden. So verwahrte sich z. B. der Kurfürst auf das Energischste gegen die Maßregeln, welche 1766 vom Freisingischen Ordinariat wegen Confiscation der unter dem Pseudonym Veremund von Lochstein (Peter von Osterwald, Mitglied der Akademie) erschienenen kirchenpolitischen Schriften angeordnet worden waren. „Da so viel zu Tag, daß hierin kein Glauben- und Religionssachen, sondern nur landesherrliche Gerechtsame und Befugnisse, welche bereits bei den meisten catholischen Staten in kundiger Uebung seindt, mithin keine ander als zeitlich und solche Dinge abgehandelt werden, worüber die Censur in unsern Landen niemand als uns selbst von Landtsherrschaft wegen gebührt", so werden die gegentheiligen bischöflichen Maßregeln für null und nichtig erklärt, die an den Kirchenthüren angehefteten bischöflichen Decrete müssen abgenommen werden, und den Geistlichen wird bei Vermeidung der Temporaliensperre verboten, gegen den Willen der Landesregierung zu handeln. Nur der Verruf jener Bücher, welche entweder gegen die katholische Religion oder die gute Sitte oder die Grundregeln des Staates verstoßen, wird durch Mandat vom 5. Jänner 1767 erneuert.

In eine neue Phase trat das Censurwesen 1769 durch die Aufstellung eines eigenen Censurcollegiums. Die Mitglieder, welche vom Kurfürsten gewählt wurden, gehörten zwar zum größeren Theil dem Clerus an, vertraten aber jene gemäßigte, ja sogar freisinnige Richtung, welche damals unter den Weltgeistlichen und einigen Orden in Altbayern viele Anhänger zählte, denen die Jesuiten mit und ohne Soutane in erbitterter Feindschaft gegenüberstanden. Aus dieser Besetzung des Collegiums läßt sich erkennen, daß die neue Institution nach dem Sinne des Gründers nicht an sich eine noch weiter reichende Beschränkung der Preßfreiheit bedeuten sollte, sie sollte auch den Obscurantismus, wenigstens den Aberglauben, bekämpfen helfen, nicht fördern. Erst unter dem Nachfolger Max Joseph's wurden diese Censoren die Henker und Todtengräber der Gedankenfreiheit. Freilich waren auch schon unter Max Joseph die Maßregeln, die zum Schutze der strengen Kirchenlehre nothwendig schienen, so streng, daß sie uns befremdend, ja unbegreiflich erscheinen, aber es lag dies im Geiste der Zeit. Be-

fahl ja doch in Oesterreich ein Patent der Kaiserin Maria Theresia vom 12. Juli 1752 den Unterthanen, alle geistlichen Bücher, die sie besäßen oder neu kauften, ihren Seelsorgern zu überantworten, welche sie prüfen, die verdächtigen oder offenbar ketzerischen an sich nehmen, die unverdächtigen aber mit ihrer Unterschrift und Siegel versehen zurückstellen sollten; für jedes ohne Legitimation eines Geistlichen befundene Buch mußte der Besitzer drei Gulden Strafe zahlen, wovon der dritte Theil dem Angeber zufiel. Ja sogar die Buchbinder wurden in Oesterreich 1759 angewiesen, die ihnen zum Einbinden übergebenen Bücher den Seelsorgern zur Prüfung vorzulegen. Dagegen war die in Bayern angeordnete Censurpflichtigkeit noch mild zu nennen. Durch Decret vom 16. Februar 1769 wurden Graf von Paumgarten als Präsident des Censurcollegiums, Baron von Leyden als Vicepräsident, Stiftspfarrer von Bacchiery, der Theatiner P. Edlweck und der Augustiner P. Fulgentius als Referenten für Theologie und Kirchenrecht, Baron von Ickstadt für Staats- und Civilrecht, Osterwald und Oefele für Geschichte und Volkswirthschaft, Walter für Medicin und der Schotte P. Kennedy für Philosophie aufgestellt. Alle sowohl in Bayern gedruckten, als von anderen Ländern dahin kommenden Bücher sollten von diesem Kollegium zu untersuchen sein, das sich monatlich wenigstens einmal oder nach Verhältniß der vorfallenden Geschäfte zu Sitzungen versammelte. Das Mitglied, dem vom Präsidenten die Prüfung eines Buches übertragen wird, hat auf eigene Wag und Gefahr über die Zulässigkeit zu entscheiden und die Approbation schriftlich dem Secretär anzuzeigen, der das Buch in den Catalogus librorum approbatorum einträgt. Wenn sich Zweifel erheben, so steht es nicht in der Macht eines einzelnen Mitgliedes, ein Buch oder Manuscript zu verwerfen, sondern die anstößigen Stellen müssen in pleno untersucht werden; Stimmenmehrheit entscheidet sodann, ob das Incriminirte gegen die Dogmen der christlichen Kirche, gegen den Staat und die Gerechtsame der Regenten oder gegen die guten Sitten verstößt. Verrufserklärungen anderer Staaten sollen nicht maßgebend sein, allein ebenso wenig fremde Approbationen. Nur landesherrliche Verordnungen sind censurfrei, dagegen sind Schulbücher besonders streng zu prüfen. Uebrigens ist Predigern, Professoren und andern distinguirten Personen, bei denen ein periculum perversionis nicht zu befürchten, die Einfuhr des einen oder andern Exemplars von verbotenen Büchern, aber

nur mit kurfürstlicher Specialerlaubniß und gegen einen Revers, daß solche Bücher nur aus gutem Endzweck, allenfalls der Widerlegung halber begehrt und an niemand Anderen ausgeliehen werden, zu gestatten. Jedes Jahr soll ein Catalogus approbitorum (sic!) et prohibitorum gedruckt werden, in welch letztere Classe absonderlich alle unkatholischen Bücher gehören, so gegen die Religion schmählich und mit Lästerungen schreiben. Da es zur Zeit nicht sogleich möglich, einen solchen Catalog an's Licht zu bringen, so gewärtige der Kurfürst vom Collegium gutachtlichen Bericht, ob nicht einstweilen die Wienerischen Cataloge von 1768 pro norma dienen könnten. Letztere Frage wurde verneint. Man sieht, die neue Censurverordnung verräth doch einen ganz anderen Geist, als die Mandate aus dem 16. und 17. Jahrhundert, der weltliche Charakter tritt bestimmender darin hervor, auch wird nicht der einzelne Beamte zum unverantwortlichen Richter in allen Fragen über Staat, Kirche und Wissenschaft bestellt; ebenso findet sich doch wenigstens der Unterschied zwischen Gelehrten und Gebildeten, die auch ein verbotenes Buch ohne Seelengefahr lesen könnten, und den niederen Volksclassen, die mehr der Bevormundung bedürftig. Auch aus den ersten Protocollen des Collegiums erhellt, daß die Censoren ihr Amt nicht im Sinne des weltlichen und geistlichen Absolutismus auffaßten. So erklärt unter Anderem P. Fulgentius: „Wenn Niemand entgegensetzen darf, wird man niemalen zu einer gegründeten Wahrheit kommen. Ex oppositis veritas magis elucescit. Niemand hat das Recht, seine Meinung ohne vorhergehende Prüfung anderen mit Gewalt aufzudringen. Gegen Gebetlein voll Aberglaubens dagegen wird ebenso scharf verfahren, wie gegen nit auferbauliche Theatralia und Meditationes.“ Ickstadt verlangt, daß scharf nachgesehen werde, ob in theologischen Schriften Nichts wider die Jura supremae advocatiae, wider den Religions- und westfälischen Frieden &c. enthalten sei. Durch Mandat vom 1. August 1769 wurden Stellung und Befugnisse des neuen Collegiums geregelt, das aus „gelehrten, bescheidenen und in allen Gattungen der Wissenschaft bewanderten Männern“ zusammengesetzt sei, da „die leidige Erfahrung bezeuget, wie viel Schaden durch die seit einigen Jahrhunderten eingerissene und von der erfundenen Buchdruckerei allzusehr begünstigte Autor- und Bücherschreibsucht der Kirche Gottes nicht allein, sondern auch der weltlichen Staaten vermittelst Ausbreitung höchst gefährlicher und aufrührerischer

Maximen, auch öfters unter dem geheiligten Vorwand der Religion selbst zugefügt werden, welches Uebel bei der heut zu Tage mehr und mehr zunehmenden Bücherschreiberei immer weiter um sich zu greifen beginnt." Es wird verordnet, daß sich alle Collegien und Aemter in Sachen des Bücherwesens an das Censurcollegium zu wenden haben, alle Bücher, Zeitungen, Monat- und Wochenstücke vor dieses Forum gebracht werden müssen. Den Maut- und Accisämtern wird eingeschärft, dem Unterschleif und Einschwärzen schädlicher Bücher nach Kräften vorzubeugen, gleichwohl den freien Buchhandel so wenig als möglich einzuschränken. Bücherpackete, die aus der Residenzstadt anderwärtshin adressirt sind, dürfen nicht passiren, ehe sie dem Collegium zur Kenntniß gebracht worden. Alle Buchhändler haben Verzeichnisse derjenigen Bücher, welche sie zu verschreiben gedenken, dem Collegium einzureichen und zu gewärtigen, welche Schriften simpliciter und unbedingt passiren dürfen, welche zur Censur abgeliefert werden müssen, und welche gar nicht importirt werden dürfen. Für diejenigen der ersten Gattung erhalten sie Freipässe, diejenigen der zweiten müssen in München eingeliefert werden, diejenigen der dritten können nicht weiter in Betracht kommen. Wenn Bücher im Lande selbst verlegt werden sollen, unterliegt das Manuscript der Censur und bedarf zum Druck einer förmlichen Approbation. Auswärtige Buchhändler, welche die bayrischen Jahrmärkte besuchen wollen, müssen wenigstens drei Monate vorher die Cataloge derjenigen Schriften vorlegen, die sie hereinzubringen gedenken; das Collegium hat diese Noten zu prüfen, die unpassirbaren in margine anzumerken, worauf die Noten gestempelt und mit einem schriftlichen Paß versehen werden, was als Legitimation bei den Maut- und Accisämtern dient. Da die Erfahrung lehre, daß die meisten schädlichen Bücher durch die hausirenden Krämer und sogenannte Kraxenträger eingeschwärzt werden, ist diesen der Handel mit Büchern überhaupt nur gegen speciellen Licenzzettel gestattet, aber auch in diesem Falle dürfen sie nur Waare, die sie von inländischen Buchhändlern erhandelt haben, wieder verkaufen; die herumhausirenden sogenannten Dissertationshändler sind zurückzuweisen. Alle diese Verordnungen beziehen sich aber nicht auf die Spedition derjenigen Druckwerke, die durch die bayrischen Lande bloß transitiren; diese können gegen Entrichtung der gewöhnlichen Mautgebühr frei passiren. In Confiscationsfällen giebt es vom Censurcollegium nur Appellation an die höchste Stelle

selbst. Ein andres Mandat vom nämlichen Datum läßt erkennen, daß die Regierung nicht gesonnen war, die strengeren Censurverordnungen nur der geistlichen Gewalt zu Gute kommen zu lassen. Da „mißfällig vernommen wurde, daß in unsren Landen nachgesetzte erst vor Kurzem herausgekommene Schriften öffentlich debitirt und verkauft werden, worinnen irrige und grundfalsche Maximen in Betreff der Grenzen beiderseitiger Mächte (der geistlichen nämlich und der weltlichen) aufgestellt, die Rechte der weltlichen Staaten auf eine verwegene Art angetastet und verächtlich behandelt, die Autorität der geistlichen Macht hingegen und das Regiment der Kirche mit einem weltlichen confundiret und dadurch ihr geheiligtes Ansehen indirecte herab- und den Calomnien ihrer Feinde ausgesetzt wird," so sollen eine Menge polemischer Schriften gegen Veremund von Lochstein, ferner die Abhandlungen Bellarmin's von der Macht des Papstes in weltlichen Dingen, Busenbaum's Medulla Theologiae moralis, Anselm Molitor's von der gesetzgebenden, zwingenden und erklärenden Macht der Kirche ꝛc. verboten und deren Verkauf allen Buchhändlern, Krämern und Kraxenträgern bei Strafe der Confiscation und 50 Thaler für jedes verkaufte Exemplar untersagt sein. Mit Decret vom 28. November 1769 wird den Grenz- und Mautämtern der neu ausgearbeitete bayrische Catalogus librorum prohibitorum zugestellt. „Theils als religionswidrig, theils als denen guten Sitten, theils auch als denen landesfürstlichen Gerechtsamen nachtheilig" werden verboten u. A. Rousseau's Emile und Esprit, Maximes et principes, Bayle's Dictionnaire historique et critique, La Mettrie's Oeuvres, Febronii de statu ecclesiae, Damm's neues Testament, Jacob Böhme's Büchlein von Christi Testament „nebst allen übrigen Schriften dieses fanatischen Schusters von Görlitz", Stoiber's Armamentarium ecclesiasticum, Voltaire's Pensées philosophiques, Épitre à Uranie, Sur la religion naturelle ꝛc., Rathe's Unpartheiische Abhandlung, ob denen Herzogen in Bayern das von so vielen hoch gepriesene Jus regium in ecclesiasticis zustehe, das große Planetenbuch, das Traumbuch des Jacobus Lupius und andere abergläubische Schriften, Freimaurerbriefe, Voltaire's Pucelle, Boccaccio's Decamerone, Crebillon's Contes und andere lasciv-erotische Schriften. Das gleichzeitig an die Grenz- und Mautämter erlassene Decret enthält übrigens eine wichtige Erleichterung, daß nämlich alle jene Bücher, welche an eine öffentliche geistliche oder weltliche Bibliothek adressirt sind

und wofür vom Ordensvorstand oder Inhaber oder Besorger der Bibliothek ein schriftliches Attest beigebracht wird, ohne Visitation frei und ungehindert passiren durften. Noch liberalere Normen der Censur schlägt ein im betreffenden Generalact befindlicher Instructionsentwurf (ohne Datum, „salvo meliori Fr. von Montgelas“ unterzeichnet) vor, dessen Zusätze und Aenderungen zum Censurmandat jedoch nicht acceptirt wurden. Sobald es auf Sätze ankomme, heißt es darin, welche dem Kurfürsten oder dem Kurhause zum Nachtheil gereichen könnten, soll die Rejection oder Approbation aufgeschoben werden, bis Bericht an den Hof erstattet sei, wobei jedoch zu beachten, daß der Kurfürst nicht mit unnützen Fragen belästigt werde, damit „Sr. Kurfürstl. Durchlaucht väterliche Absichten, Verbreitung der Wissenschaften und Beybehaltung der ohne Schaden der Religion, Staat und Sitten nur immer bestehen mögenden Freyheit erreicht werden.“ Die durch das Censurmandat vom 1. August 1769 eingeführte Visitation bei den Maut- und Accisämtern hätte, da sie „den freyen Buchhandel als die Seele der Wissenschaften mehrfältigen beschwere,“ gänzlich wegzufallen, die Buchhändler sollten nur verbunden sein, ihre Kataloge an das Censurcollegium abzuliefern. Auch die ausländischen Buchhändler sollten zur Erleichterung des freien Handels und Wandels von der angeordneten Stempelung der Kataloge dispensirt sein. Die Schriften der Akademie der Wissenschaften sollten keiner Censur unterworfen, dagegen die theologischen Schriften mit besonderer Sorgfalt geprüft werden. „S. Kurfürstl. Durchlaucht sind zwar keineswegs gesinnt, weder durch sich selbst, noch dero untergebene Landesstellen einige Glaubensfragen zu behandeln, sondern sich dem Ausspruche der Kirche durchgehends zu unterwerfen; indem aber die leidige Erfahrung beweist, daß öfters in theologischen Büchern manche anstößige Sätze mit sonst ganz orthodoxischen Lehren vermischt und dadurch nur desto gefährlicher werden, so gehören alle, auch die blos dogmatischen Abhandlungen (wann sie nur den geringsten Bezug auf die Kirchenzucht und bloße Temporaliensachen haben) unter die Censur, darf nichts gedruckt oder verkauft werden ohne Imprimatur des Censurcollegii, das sie durch zwey Geistliche mit Beiziehung eines weltlichen Mitgliedes prüfen läßt, ob nichts darin gegen die Reichsgesetze und gegen die Sr. Kurfürstl. Durchlaucht kraft von Gott verliehener landesfürstlicher Macht zustehende höchste Schutz und Schirm und Gewalt über

das Kirchenwesen (jus advocatiae supremae) und daraus fließender Anordnung deren zur äußerlichen Zucht gehörigen Gegenstände, dann auf feierlichen Verträgen und uraltem Herkommen beruhende Rechten dero Kurhaus (jura majestatica in sacris und circa sacra) enthalten." Obwohl diese Vorschläge nicht Gesetzeskraft erlangten — was schon aus einem neuen, an die in- und ausländischen Buchhändler erlassenen Patent vom 4. August 1772 hervorgeht, das die Mahnung enthält, wenigstens vier Wochen vor der Marktzeit die Kataloge einzusenden, — so läßt sich doch constatiren, daß die Censur sowohl vom Collegium keineswegs so streng gehandhabt, noch die strengen Prohibitivmaßregeln überhaupt pünktlich beachtet wurden. Ein vom Collegialmitglied Widmer ausgearbeiteter Mandatsentwurf vom 3. November 1772 führt mit gelinder Entrüstung Beschwerde, daß von allen den Vorschriften der Mandate vom 1. August und 28. November 1769 Nichts befolgt werde, sodaß man fast vermuthen sollte, als wolle „von Seiten des publici die noch andauernde Existenz ersagten Collegii in Zweifel gezogen werden." Der Entwurf betont übrigens auch vor Allem das Gebot der Vorsicht gegenüber den Lehren auf kirchenpolitischem Gebiet. Die Approbation von Ordensobern allein genüge nicht, denn „es gebiehret Uns als einig regierenden Landsfürsten, auch in dergleichen bloß geistlichen Sachen ohne allen Unterschied darum eine vorläufige Einsicht zu nehmen, damit hiebei nichts unterlaufen möge, so etwa gegen unsre höchste landesherrliche Gerechtsame und Hoheitsrechte zu nahe treten könne." Am 12. Juli 1773 glaubt Widmer in einem Bericht an den geheimen Rath behaupten zu dürfen, die vom Censurcollegium getroffenen Vorkehrungen hätten schon so gut gewirkt, daß nur sehr selten noch ein schädliches Buch auftauche; er regt aber nochmals an, daß auf die Predigten, Dissertationes und Theses besonderes Augenmerk zu richten sei. In einem Bericht an den geheimen Rath vom 7. April 1774 werden schärfere Maßregeln für die Mautämter an der Grenze der Grafschaft Ortenburg beantragt, weil viele Oesterreicher, die unter dem Vorwand einer Walfahrt nach Ortenburg gingen, um sich im lutherischen Glauben unterrichten zu lassen, lutherische Bücher nach Bayern und Oesterreich mitschleppten, und es wurde in Folge dieser Anzeige mit der Regierung zu Linz correspondirt, wie diesem für die Religion in beiden Ländern so schädlichen Bücherschmuggel vorgebeugt werden könnte. Ungeachtet dieser Bethäti-

gung kirchlichen Eifers wurde nun aber doch gegen das Censurcollegium von der Regierung die Anklage erhoben, daß es seine Aufgabe allzu lax auffasse und dem Unwesen der Einschleppung und Verbreitung „schlechter" Bücher nicht energisch genug steure. Es läßt sich ja in den letzten Jahren der Regierung Max Joseph's III. unverkennbar ein Wiedereinlenken in die den hierarchischen Plänen günstige Politik seiner Vorgänger verfolgen; auch der freisinnige Anlauf, den das Volksschulwesen genommen hatte, ermattete, die Jesuiten übten auch nach der Bulle In coena domini in den höheren Kreisen noch mächtigen Einfluß aus. Ein Signat vom 7. Jänner 1775 weist darauf hin, daß der Verschleiß von verbotenen Büchern nach wie vor stark im Schwange sei, fordert Gutachten, was für Vorsichtsmaßregeln fruchten würden, und regt an, ob es nicht besser wäre, wie ehedem durch das Generalmandat vom 1. August 1769 angeordnet gewesen, später aber wieder abgeschafft worden, daß alle Bücher vor dem Verkauf an das Censurcollegium abgegeben werden müßten. Graf Morawitzky sprach sich als Referent des Collegiums dagegen aus; die Ausführung jenes Mandats sei geradezu unmöglich. Er fordert dagegen entschiedenes Auftreten der Polizeigewalt gegen die Schleichhändler. Die hausirenden Buchhändler kümmerten sich ganz und gar nicht um das Censurcollegium. Seit dem Bestehen dieser Behörde sei ein Einzigesmal von einem Hausirer ein Paß verlangt worden, dagegen sei offenkundig, daß sogar durch Knaben und Mägdlein und Bettelleute die gefährlichsten Schriften verkauft würden und das Volk gierig nach diesen billigen und leicht lesbaren Cruditäten griffe. Schärfer noch trat ein Signat vom 20. Jänner 1775 gegen das Collegium auf; es wird ernstlich gerügt, daß man zwei höchst bedenkliche Schulbücher habe passiren lassen, „Kurzer Inbegriff der christkatholischen Lehre" und „Von der Festigkeit und Geisterlehre"; nach solchen Erfahrungen bleibe nichts andres übrig, als anzuordnen, daß künftig alle in's Religion- und Kirchenwesen einschlagenden Druckschriften ad intimum zur Censur vorgelegt würden. Vergebens verweist das angegriffene Collegium darauf, daß den bestehenden Verordnungen gemäß über Schriften, die das Schuldirectorium genehmigte, keine weitere Censur geübt werde, und daß jene Bücher von hochachtbaren Gelehrten und Geistlichen, dem Realienlehrer Westenrieder und dem Theatiner P. Sterzinger, verfaßt seien; vergebens verwahrt es sich gegen eine „die Aufgabe und Competenz des Collegiums vernichtende" An-

ordnung. Das Antwortsignat vom 1. Februar 1775 betont, daß „sich Höchstdieselben von dero untergebenen Censurs Collegio keine Maaß vorschreiben zu lassen gedenken." Bei der Einsendung jener Druckschriften ad intimum verbleibe es und überhaupt „versehen sich Ihro Churfürstl. Durchlaucht zu dero Censur Collegium ernstlich und gnädigst, selbes werde bey heicklichen Materien mit der Censur nicht platter Dingen verfahren, sondern in solchen Vorfällen sich höchster Orthen anfragen, ausserdeme die hierüber entstehende Verdrüßlichkeiten Demselben zu Schuld gelegt werden würden". Umsonst erhob das Collegium nochmals seine Stimme, insbesondere gegen die neue Zumuthung, daß der Name des Censors jedesmal beigedruckt werden müsse, da es sehr bedenklich, daß er dem Autor und dem ganzen Publicum bekannt werde und sich damit alle Welt in censores censoris verwandle.

Ein neues, vom Collegium ausgearbeitetes Mandat vom 28. Juli 1775 wendet sich gegen den Unfug des Hausirens der Kraxenträger und Dissertationshändler, die künftig nur die in offiziellen Specificationen enthaltenen Schriften verkaufen sollen, und gegen die fälschlicher Weise eingebürgerte Annahme, daß bei geistlichen Büchern und Schriften die übliche Licenz und Approbation der Ordinariate, Facultäten und Ordensobern genüge; auch in jenen Fällen, wo bereits eine solche vorliege, könne das kurfürstliche Imprimatur nach Gestalt der Umstände entweder ertheilt oder abgeschlagen werden. Im nächsten Jahr (28. Februar 1776) erging ein Regierungscircular an alle Klöster, worin dem Befremden Ausdruck gegeben war, daß den bestehenden Censurverordnungen so ganz und gar nicht schuldgehorsamst nachgelebt werde.

Weit schlimmer erging es noch dem Hauptorgan der Freiheit und Cultur, als nach dem Tode Max Joseph's III. mit dem prachtliebenden Karl Theodor auch die Mannheimer Exjesuiten, darunter P. Frank, nach Bayern kamen und hier nicht bloß das Kirchenregiment an sich rissen, sondern auf die Regierung überhaupt maßgebenden Einfluß gewannen. Ihnen mußte ja Alles daran gelegen sein, den Fürsten über die wahre Volksstimmung zu täuschen, deshalb mußte das freie Wort verstummen. Namentlich seit das angeblich hochverrätherische Komplot der Illuminaten entdeckt worden war, gab Karl Theodor auch zu strengster Maßregelung und barbarischer Strafe seine Zustimmung. In den ersten Jahren seiner Regierung, als noch die vom vorigen Kur-

fürsten gewählten Mitglieder im Censurcollegium waren, setzten diese noch nach Kräften dem Eindringen der finsteren Reaction Widerstand entgegen. Am 15. März 1779 wurde durch ein kurfürstliches Mandat allen Buchdruckern in Bayern verboten, ohne Bewilligung des Censurcollegiums oder sonstigen kurfürstlichen Specialbefehl irgend etwas zu drucken. Daß dieses Verbot und überhaupt alle bisher zur Beschränkung des geistigen Verkehrs getroffenen Verfügungen schon am 26. September 1780 durch ein neues Mandat mit aller Schärfe in Erinnerung gebracht wurden, war Folge einer Beschwerde der Landschaft, die sich durch Anspielungen in einem bei Joseph Strobl in München verlegten Theaterstück „der teutsche Hausvater" beleidigt glaubte. Zugleich wurde Confiscirung des Buches verhängt und der Verleger sogar bei strenger Strafe angewiesen, auch die verkauften Exemplare wieder zu Händen des Gerichts zu schaffen. Das neue Mandat verbietet, daß irgend ein Buch ohne genaueste Prüfung und Beurtheilung des Censurkollegiums in bayrischen Landen gedruckt oder von Buchhändlern verkauft oder sonst divulgirt werde, und schärft ein, daß nicht einmal für solche Aufsätze, welche die kurfürstlichen Staaten nur indirect betreffen, ohne gutachtlichen Bericht an höchste Stelle und eingetroffene höchste Resolution die Erlaubniß zum Druck ertheilt werde, und ebensowenig für Bücher, welche das Glaubens- und Religionsgeschäft berühren, ohne Berathung mit dem einen oder andren Ordinariat. Umsonst verwahrte sich das Censurcollegium durch Vorstellung vom 10. November 1780 gegen diese neuen Beschränkungen. Die Anordnung, daß über jedes Werk im Collegium ein ordentlicher Vortrag gehalten werde, während dies früher nur in zweifelhaften Fällen zu geschehen hatte, bürde dem Collegium eine größere Arbeitslast auf, als irgend einem Dikasterium im ganzen Lande; dadurch müsse die Entscheidung verschleppt werden und nächste Folge werde sein, daß „die stets des Druckes begierigen Schriftsteller" ohne Censur ihre Werke im Ausland drucken lassen, was bald den Ruin der inländischen Buchdrucker herbeiführen müsse. Gegen die Vorschrift bezüglich der Bücher, welche Staatsverhältnisse indirecte besprechen, sei zu erinnern, daß dieses Wort gar nicht zu definiren und zum Vollzug eine Instruction nöthig wäre, welche die Kenntnisse der Censoren mit den Kenntnissen aller derjenigen in Verhältniß setzte, denen des Staatsruder anvertraut sei. Die neue Anordnung werde überdies eine Quelle

ständigen Haders mit dem geistlichen Rath werden. „Wir wissen, was zum Glauben und Religion directe gehört, aber auch was man durch die Worte indirecte oder quasi zum Schaden der Gerechtsame der weltlichen Macht dahin zog.“ Beweis dafür sei z. B. das jüngste Censurprotocoll, wonach die Paulaner die jura principis circa sacra durch Thesen vertheidigen, welche das Freisingische Ordinariat verbot ꝛc. Ungeachtet dieser Einwendungen wurde die Bitte des Collegiums, nach den alten Instructionen verfahren zu dürfen, nicht gewährt. Die kurfürstliche Regierung erließ sogar am 11. Februar 1783 ein Verbot, daß weder in Zeitungen noch in Intelligenzblättern irgend ein Buch oder eine Druckschrift angekündigt werde. Wieder erhob das Censurcollegium dagegen seine Stimme, wenn auch die Aengstlichkeit des Tones, in welchem das merkwürdige Actenstück gehalten ist, deutlich erkennen läßt, welch furchtbarer Druck bereits durch die Frank und Lippert ausgeübt wurde. „Daß der Verbot dieser Anzeigen der bayerischen Litteratur und Aufklärung einen Stoß gebe, ist zwar durchaus kein richtiger Satz, indem so viele schlechte Bücher, nichts bedeutende Brochuren, dem Vatterland viel mehr Schand verursachende Produkten dadurch dem Publico bekannt gemacht werden, allein mit dem bleibt auch das gute Buch unbekannt, ein wahrer, gesetzter, wohlmeinender Patriot würde nicht mehr schreiben, weil er keinen Abgang seines Produkts sähe, mithin schon zum Voraus überzeugt wäre, daß er auch mit dem besten Willen damit zur Verbesserung seiner Landsleute nichts beitragen könne. Der Buchhandel ist in Bayern sehr schlecht, er war es immer und wird es immer sein; Religion, Sitten, Staatsverfassung verursachen, daß man bey uns billig eine Menge Bücher verbieten muß, welche in anderen Ländern, wo diese Stücke anders beschaffen sind, villen Abgang finden. Der Buchhändler, der also ohnehin schon schlecht zu stehen kömmt, lebt nicht nur allein von seinem Gewerbe in der Stadt, auf'm Land muß sein größter Handel sein. Ein Pfarrer, ein Beamter, auch (!) ein Landcavalier kauft 10 Bücher, bis ein Stadtmann eines kauft, er bedarf solcher mehr, weil er auch mehrere langweilige müssige Stunden hat. Wie kann aber ein solcher ein neues Buch inne werden, wenn er deren Anzeige nicht in dem Blatte liest? Cataloge sind nicht hinreichend, solche kommen in wenige Hände, wohl aber die Mittwochblätter, der Beamte giebt sie dem Pfarrer, dieser dem Benefiziaten oder Caplan und so weiter, sie erscheinen sogar

auch in den Wirthshäusern, wo sie die Bauern zu lesen bekommen und zuweilen doch einen landwirthschaftlichen Kalender kaufen." Um jedem Mißbrauch vorzubeugen, könnte man ja vorschreiben, daß jedes Buch vierzehn Tage vor der Ankündigung in einem Blatt einem Censor in's Haus geschickt werden müsse. Während unter der Regierung Max Joseph's III. die Landesregierung eifersüchtig ihre Rechte gegen die Ordinariate zu wahren suchte, forderte sie jetzt die geistlichen Behörden selbst auf, das Volk durch Hirtenbriefe vor der vergiftenden Seuche unchristlicher Bücher zu warnen, und immer häufiger ergingen Mahnungen, die Censoren möchten strenger zu Werk gehen und die übrigen Landesbehörden vorsichtiger die Einschwärzung schlechter Bücher verhindern. Eine Vorstellung des geistlichen Raths, der gänzlich von P. Frank beeinflußt war, wies darauf hin, daß die bestehenden Vorschriften noch nicht genügen, um dem Mißbrauch der Presse vorzubeugen, und daß die Censurbehörde nicht genug Mitglieder zähle, um ihre Aufgabe zu bewältigen. Das Schriftstück beginnt: „Wie nützlich, räthlich und nothwendig in jedem gut polizirten Staat eine wohl geordnete und eingerichtete Büchercensur seye, muß jedem unbefangenen von selbst einleichten." Darauf wurden durch Erlaß vom 9. Februar 1791 alle Landesregierungen aufgefordert, Filialcensurbehörden zu errichten, deren Mitglieder theils aus dem Gremium, theils aus der Geistlichkeit zu ernennen, und deren Aufgabe die Untersuchung, welche Schriften verbreitet werden dürfen oder nicht. Auch die Haupt-Mautämter wurden angewiesen, alle theologischen, moralischen und belletristischen Bücher ohne in- oder ausländisches Imprimatur oder kaiserliche oder landesherrliche Privilegien sofort ohne Weiteres zurückzuschicken, anonym erschienene Schriften mit verdächtigem Titel schleunig an die Censurcollegien, dagegen volksempörende Libelle, Schmäh- und Lästerschriften an die kurfürstliche Regierung einzusenden.. Ein kurfürstliches Decret vom 11. Jänner 1792 ordnete den Geschäftsgang des Censurcollegiums. Die eingerissene Gewohnheit, daß die zu untersuchenden Schriften von den Respicienten nach Hause genommen würden, sei abzustellen, alle Censursachen müssen in den Rathssitzungen vorgetragen werden. In der Regel soll wöchentlich einmal eine Sitzung stattfinden. Die Censurbestimmungen sollen auch für die Professoren in Ingolstadt und alle Particuliers Geltung haben. Alle in- und ausländischen Buchhändler sollen gehalten sein, für jedes Buch einen besonderen Erlaubnißschein zur Ein-

führung zu erwirken, dagegen wird die früher erlassene Anordnung, daß die Mautämter die ohne Censurzeugniß betroffenen Bücher selbst an die Collegien einzusenden hätten, dahin abgeändert, daß sie nur Specificationen solcher Bücher einzusenden brauchten. Decret folgt auf Decret; alle sind darauf berechnet, jenen Obscurantismus zu befestigen, dessen Herrschaft Karl Theodor's letzte Regierungsjahre zur traurigsten Periode der bayrischen Regierung stempelt. Am 22. November 1793 wird angeordnet, daß auch alle Bücher, die einen wirklichen Censurrath zum Verfasser haben, der ordnungsmäßigen Censur zu unterwerfen seien. Am 14. November 1793 wird ein Gesuch des Censurcollegiums um Anweisung eines Jahresbezuges von 150 Gulden behufs Anschaffung einiger Journale abgelehnt, „da man sich auf die Bücherkritiken, welche in den Journalen eingerückt sind, ohnehin nicht verlassen kann und jedes Buch, welches censirt werden soll, von dem Censor selbst gelesen und geprüft werden muß." Ein Decret vom 12. November 1794 verbietet den in München befindlichen drei (!) Buchhandlungen, Liebesromane zu führen, die „in jedem Anbetracht nichts nützen, wohl aber im Gegentheil für die Leser, besonders für die nach dergleichen Lektüre begierige Jugend äußerst schädlich und verderblich."

Eine merkwürdige Wendung nahm ein Streit, der sich 1796 zwischen dem Censurcollegium und der Oberlandesregierung wegen des von dieser für jene Stelle gebrauchten unziemlichen Ausdrucks „corpus" erhob. Die Oberlandesregierung selbst veranlaßte die Buchhändler und Spediteure, gegen das Censurcollegium „wegen ganz zweckwidriger, eigenmächtiger und drückender Manipulation" Beschwerde zu führen, insbesondere „die ohnehin zum äußersten Schaden der Buchhändler gereichende Rückspedirungsart der nicht erlaubten Bücher müsse bey fast überall gehemmten Posten zum gänzlichen Ruin dieser Bürger wirken." Mit überraschender Deutlichkeit wird von der Oberlandesregierung selbst darauf hingewiesen, daß die Censurräthe nur wegen „eingeschränkter Kenntnisse" eine so ungeheuere Menge Bücher als nicht erlaubt bezeichnen. „Die ganze bisherige Verfahrungsart dieses Collegii macht uns befürchten, daß selbes dermal in diesem kritischen Zeitpunkt manche sehr schädliche Unbescheidenheiten und Inconsequenzen begehen möchte, welchen leichter vorgebogen, als in der Folge abgeholfen werden könnte." Dem daran geknüpften „ohnzielsetzlichen" Antrag, die Verrichtungen

des Collegiums gänzlich zu suspendiren und der Polizeidirection zu übertragen, wurde jedoch vom Kurfürsten nicht Statt gegeben. Die P. Frank und Lippert und ihr Anhang fuhren fort, nach Willkür oder dem beschränktem Maß ihres Wissens über fremde Geisteswerke abzuurtheilen. So erklärt sich, daß Bayern an der klassischen Literaturperiode so gut wie gar nicht Theil nahm, und von dem in Deutschland neu erwachten geistigen Leben wie durch eine chinesische Mauer abgesperrt blieb.

Ein glücklicher Umschwung erfolgte erst, als nach dem am 16. Februar 1799 erfolgten Ableben Karl Theodor's Max Joseph IV. den Thron bestieg, ein Fürst, dessen Herz und Geist alle jene Vorzüge besaßen, welche einem Volke die geistige Freiheit sichern. Zwar konnten nicht sofort alle Mißstände der Verwaltung beseitigt werden, aber schon die ersten wichtigen Neuerungen auf dem Gebiete des Cultus- und Unterrichtswesens gaben Zeugniß, daß die neue Regierung von Josephinischen Grundsätzen geleitet werde. Durch Rescript vom 2. April 1799 wurde das Büchercensurcollegium aufgelöst; an dessen Stelle trat zwar eine neue Büchercensur-Specialcommission, aber sie wurde mit Männern besetzt, die sich nicht verhehlten, daß so engherziger Zwang, wie er in den letzten Decennien geübt worden, doch nur ohnmächtig gegen den Geist der Religions- und Denkfreiheit sei. Die Commission (unterzeichnet ist der bekannte, verdienstvolle Geschichtschreiber Westenrieder) zeigte am 9. April 1799 den Münchner Buchhandlungen (Lentner, Strobl und Lindauer) an, daß ihnen künftig alle vom Ausland kommenden Bücher nach entrichteter Maut- und Accisgebühr unaufgehalten ausgefolgt werden sollten. Jedes Buch aber, das zum öffentlichen Verkauf ausliegen oder in den Mittwochsblättern angekündigt werden soll, muß zuvor der Commission vorgelegt werden; nur Werke über Naturgeschichte und sonstige streng wissenschaftliche Disciplinen trifft diese Censurpflicht nicht. Da ferner die Commission der Ansicht sei, daß auch Bücher, welche wegen ihres Inhalts in mancherlei Rücksicht nicht öffentlich verkauft und angekündigt werden dürften, dem gelehrten Theil des Publikums nicht zu entziehen seien, so habe man beschlossen, daß solche Schriften zum Unterschied von den ganz und gar erlaubten mit dem Worte Permittatur bezeichnet würden. Sie dürfen unter der Hand an Leute von Stand und Beruf abgegeben werden. Die Manuscripte, die von den Buchhändlern in Verlag genommen werden, bedürfen eines Licenzzeugnisses der Com-

mission; es wird aber in Aussicht gestellt, daß sie in kürzester Zeit censirt werden sollen. Auch sind von den Verlagsartikeln künftig nur noch zwei Exemplare einzusenden. Schließlich wird die Erwartung ausgesprochen, die Buchhändler würden als getreue Staatsbürger selbst darauf Bedacht nehmen, Bücher, welche wider Gott und die geheiligte Religion, wider den Staat und wider die Sitten feindliche Grundsätze enthielten, nicht zu verbreiten, damit die Commission nie bemüssigt sei, die oberste Polizeistelle zu ernster Bestrafung eines Schuldigen aufzurufen. Am 10. April 1799 wurde die Aufstellung der Specialcommission öffentlich publicirt. Die Eingangsworte des Mandats verbreiten sich, wie dies bei den legislatorischen Publikationen aus jenen Jahren üblich, ausführlich über die von der Regierung gehegten Absichten. „S. Kurfürstl. Durchlaucht, in Erwägung, daß die wahre Besserung des Herzens von der zweckmäßigen Bildung des Verstandes größtentheils abhange und beide von einander nicht getrennt werden sollen, erachten eine ihrer wichtigsten Regentenpflichten zu seyn, die Nation, welche ihnen die Vorsicht zu regieren anvertraut hat, durch die dienlichste Anstalten zu diesen doppelten Zweck hinzuführen. So wesentlich also die beiden Grundpfeiler des öffentlichen Wohls, Religion und Sittlichkeit, sind, ebenso nothwendig ist die Erforschung vieler nützlicher Wahrheit als Hilfsmittel dazu, welches nicht nur keineswegs erschwert, sondern vielmehr befördert werden muß.“ Diese Aufgabe der Regierung mache insbesondere zur Pflicht, auf eine sachdienliche Einrichtung des Büchercensurwesens das Augenmerk zu lenken, und diese hinwieder hänge vorzüglich von der „männlichen Bescheidenheit“ der damit betrauten Personen ab. Deshalb habe man beschlossen, die collegialische Verfassung des Büchercensurwesens, „welche dem liberalen Gange der Wissenschaften nachtheilich zu sein scheint,“ aufzuheben und nur eine Büchercensur-Specialcommission einzusetzen, welche dem Ministerialdepartement der geistlichen Gegenstände untergeordnet sei. Zu Mitgliedern werden „im vollen Vertrauen auf deren Gelehrsamkeit, patriotischen Eifer und den Bedürfnissen der Zeiten angemessenen Bescheidenheit“ ernannt: Münz- und Bergrath Flurl, Joseph Klein, geistlicher Rath, Joseph Marius Babo, wirklicher Rath und Geheimsecretär, Hofrath von Mann, P. Maximus Imhof, Prior des Münchener Augustinerconvents, und Lorenz Westenrieder, geistlicher Rath; dem letztgenannten ist das Directorium übertragen. Die Commission hat

ihr Gutachten und Anfragen an das ihr vorgesetzte Departement in Antragsform gelangen zu lassen und mit sämmtlichen kurfürstlichen Collegien und Stellen durch Noten zu correspondiren. Alle Behörden werden zur Unterstützung der neuen Stelle angewiesen. Die Commission wendete namentlich dem Zeitungswesen Aufmerksamkeit zu; auf ihren Antrag wurde am 6. September 1799 ein kurfürstliches Preßmandat erlassen. Damit „jede Ausschweifung vermieden werde, ohne der vernünftigen Freiheit zu enge Gränzen zu setzen," werden folgende Normen aufgestellt: Ohne Specialerlaubniß der Regierung darf keine neue Zeitung und sonstiges periodisches Blatt politischen Inhalts in Bayern gedruckt werden; um diese Licenz ist das Ministerialdepartement der auswärtigen Angelegenheiten anzugehen, welches zuerst die betheiligte Polizeibehörde zu vernehmen und sodann Vortrag an den Kurfürsten zu erstatten hat. Vom genannten Departement ist allzeit ein Censor in München aufzustellen, welchem jeder erste Abdruck einer Zeitung vor der Ausgabe an das Publicum vorzulegen ist. In den übrigen Provinzen hat der Chef der politischen Landesstellen aus dem Gremium einen einsichtsvollen, sprachkundigen und bescheidenen Beamten als Censor aufzustellen. Den Zeitungsschreibern wird bedeutet, sie sollten sich alles unanständigen Schimpfens und harter Ausdrücke gegen die allerhöchsten Höfe und bestehenden Regierungen enthalten; die Thatsachen sollen, soviel als möglich, einfach, ohne alle Bemerkungen und Raisonnements, insoweit diese nicht aus der Natur der Sache fließen oder zu ihrer besseren Aufklärung dienen, erzählt, auffallende, aber nicht genug verbürgte Nachrichten können zwar des Reizes der Neuheit wegen dem Publikum angezeigt werden, doch nicht ohne Angabe der Quellen. Wegen Censur der literarischen und der übrigen periodischen Blätter bleibt es bei dem alten Herkommen.

Niemals trat offener zu Tage, wie schädlich die engherzige Beschränkung geistigen Verkehrs auf den Volkscharakter einwirkt, als damals in Bayern. Der Druck des Regiments der Frank und Schneider und Seccardi unter Karl Theodor hatte nur zur Folge, daß ein großer Theil der Bevölkerung sich in die von der neuen Regierung geschaffenen besseren Verhältnisse nicht finden konnte, den Werth der eingeräumten Freiheit nicht zu würdigen wußte und mit billiger Preßfreiheit Erlaubtheit rechts- und gesetzwidrigen Mißbrauchs der Presse verwechselte. Un-

mittelbar nachdem eine Flut von Broschüren dem Jubel über den Regierungsantritt des Monarchen in guter, mittelmäßiger und schlechter Form Ausdruck verliehen, verwandelte sich, wie der Allgemeine literarische Anzeiger klagt, die Preßfreiheit in Preßfrechheit. Begünstigt von den äusseren Verhältnissen, — der Kurfürst hatte mit seiner Familie flüchten müssen, die bayrischen Truppen waren geschlagen, die französischen hatten Land und Hauptstadt besetzt, — erschienen hämische Pasquille auf die Regierung des eben noch vergötterten Kurfürsten, offen die Republikanisirung Bayerns verlangend. Diesen Ausschreitungen gegenüber mußte die Regierung zu Repressalien greifen. In Folge einer Aufforderung von Seite des Kurfürsten, „dem Umlauf mehrerer, ohne diesortige Censur oder Wissenschaft gedruckten, zu Zwietracht und Mißverständnissen führenden Schriften Einhalt zu thun und den Quellen dieses Unfugs nachzuspüren", wandte sich Westenrieder an die Münchener Buchhändler (Joh. Bapt. Strobl, Joseph Lindauer, Anton Franz) mit eindringlicher Mahnung, keine hochverrätherischen Schriften in's Publikum zu bringen, um nicht selbst Maßnahmen hervorzurufen, „wodurch die gut bestehende und äusserst billige Büchercensurordnung geschärft werden dürfte". Zugleich wurden die Polizeibehörden zu strengerer Ueberwachung des Bücher- und Zeitungshandels angewiesen. „Wir haben," erklärt das kurfürstliche Rescript an die Generallandesdirection vom 4. März 1800, „durch Veränderung des ehemaligen Censurcollegii und dessen Umschaffung in eine Specialcommission den liberalen Gang der Wissenschaften und menschlichen Kenntnisse, sohin auch eine vernünftige und mit dem Wohl des Staats verträgliche Preßfreiheit zu bezielen vorgehabt, keineswegs aber vermuthet, daß diese Freiheit mißbraucht und in Preßfrechheit verwandelt werden soll." Da nun aber eine Menge unpassirlicher Broschüren im Publikum verbreitet würden und zwar durch Leute, die gar kein Recht dazu haben, seien ernstlich alle ordentlichen und nötigen Falls auch außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, um solchem Unfug zu steuern. Die Specialcommission wurde angewiesen, bis auf Weiteres ohne Specialbewilligung gar keine Schriften, welche innere oder auswärtige Staatsverhältnisse zum Vorwurf haben, zu dulden. Dessenungeachtet erschienen nach wie vor in Menge Flugschriften und Lieder, welche die erregte Stimmung eines Theils der süddeutschen Bevölkerung bekunden. Hier wird zuerst auf eine nahe Verwandtschaft der Bayern mit

den Franzosen hingewiesen, da ja Bayer und Boier identisch seien. Bonaparte und Moreau werden aufgefordet, mit dem schwerbedrückten Bürger- und Bauernstand Mitleid zu haben und ihn von der Tyrannei der Zwingherrn zu befreien, der offene Aufstand gegen Oesterreich und die damit verbündeten Fürsten wird gepredigt.

In den „Liedern eines Deserteurs“, in einer Sammlung von Gedichten von durchaus revolutionärer Tendenz „Bayerische Nationallieder am Ende des 18. Jahrhunders und im letzten Jahre der Sklaverey“ veröffentlicht, wird unter anderen gegen die kurfürstliche Regierung gerichteten Anklagen auch dem Vorwurf Ausdruck geliehen, daß die „Inquisition“, das geheime Censurcollegium, in München noch immer in voller Thätigkeit:

„Die Du noch mächtig, alte Hyder,
Dein vielfach Haupt erhebst:
Riechst Du schon einen Braten wieder,
Nach dem Du immer strebst? —
Die neuen Köpfe, die Dich zieren,
Die erst entsprossen sind
Und Dein Geschäft so thätig führen,
Sprüh'n Feuer — in den Wind!
Ein Aretin und Westenrieder,
Und Delling, selbst ein Mann,
Der einst der Lippertischen Hyder
Nur durch die Flucht entrann, —
Du, alter Krenner, der vor Jahren
Ganz anders sich gezeigt,
Ist Lippert's Geist in dich gefahren,
Der Dich zum Sklaven beugt?“

Als ein neues Circular der Censurcommission vom 24. November 1800 die Buchhändler aufforderte, den wiederholt eingeschärften Vorschriften strenger nachzukommen, fügte ein Münchener Buchhändler, Strobl, in dessen Laden schon ganze Ballen republikanischer und communistischer Flugschriften confiscirt worden waren, die naive Verwahrung bei: „Ich kann gar nicht begreiffen, wie man bey diesen harten Kriegszeiten, wo man sich so selten um ein Buch bekümmert, sondern vielmehr um den täglichen Unterhalt, als Brod und Fleisch und um die nöthigen Victualien sich jeder zu besorgen hat, noch schärfere Censurmandaten über den hiesigen Buchhandel, der ohnehin ganz darniederliegt, erlassen kann. Man

beliebe doch die schon geleisteten Geldcontributionen und die neue Vermögenssteuer und die tagtäglich lästigeern Quartiere zu beherzigen. Herr Director Westenrieder haben nur ein paar mal einen einzigen Mann in's Quartier bekommen und diese nur auf kurze Zeit, ich bin noch nie befreut gewesen und mich kosten meine Quartiere schon über 600 fl."

Die vom literarischen Anzeiger geäußerte Befürchtung, die bayrische Regierung möchte nach solchen schlimmen Erfahrungen wieder in das alte Fahrwasser einlenken, war nicht unbegründet, erfüllte sich aber glücklicher Weise nicht. Im Gegensatz zur Illuminatenhetze unter Karl Theodor verschmähte die Regierung nach Abzug der Franzosen, Häscher und Tribunale in Bewegung zu setzen. Max Joseph, geleitet von dem Wahlspruch Constantin's: Das Ohr des Fürsten sei geduldig! beobachtete weise Mäßigung. „Zu einer Zeit," — so hatte das Postulatrescript an den ständischen Ausschuß vom 11. Februar 1800 das Programm der neuen Regierung entwickelt — „in welcher den Staaten große und gefährliche Erschütterungen drohen, müssen Staatsgebrechen schnell und mit Entschlossenheit geheilt werden, wenn man anders Anarchie vermeiden will. Mit Klugheit und Entschlossenheit sind die Bewegungen zu leiten, welche vielleicht noch eine Zeit lang aber doch nur mit großem Nachtheil, vielleicht nur mit Verlust des Ganzen zurückgedrängt werden könnten, . . . Neuerungen aufzuhalten, welche das unaufhaltsame Fortschreiten des menschlichen Verstandes und das Bedürfniß der Zeit jeder achtsamen Regierung abnöthigen, liegt so wenig in der Macht der Regierungen, wie das Gebot, einen Strom still stehen zu lassen." In diesem Sinne hielt es die Regierung trotz der Ausschreitungen der Presse während der französischen Occupation für ihre Pflicht, den Ideenaustausch zu fördern, nicht zu hemmen, und hielt an der Ansicht fest, daß Preßfreiheit mit dem Wesen des modernen Staates auf's Innigste verbunden ist. Diese Ueberzeugung vertritt das an das Landesdirectorium gerichtete Rescript vom 13. Juni 1803. Es wird zuerst Bezug genommen auf die Verfügung vom 2. April 1799, wodurch das Censurcollegium, um den liberalen Gang der Wissenschaften nicht aufzuhalten, aufgelöst und nur eine Censurcommission mit der Weisung zu bescheidenem und liberalem Verfahren eingesetzt wurde. Die kurfürstliche Regierung habe jedoch mit Wehmuth sehen müssen, zu welcher Ausartung die gestattete Preßfreiheit

mißbraucht wurde. „Allein wir wollen nicht die ungerechte Maxime befolgen, den Mißbrauch der natürlichen Kräfte durch Untersagung und allgemeine Beschränkung des Gebrauches selbst verhüten zu wollen; wir übersahen deßhalb großmüthig strafbare Angriffe auf Unsere eigene höchste Person, um keinen guten und aufgeklärten Mann abzuhalten, mit Freimüthigkeit und Redlichkeit seine Meinung darüber zu äussern, was nach seiner besten Absicht und seinem Dafürhalten beitragen könnte, das allgemeine Beste zu befördern.“ Da aber die Regentenpflicht erheische, Ordnung und Sittlichkeit kräftigst zu handhaben und einem jeden Unterthanen seinen guten Namen und Ruf zu sichern, seien immerhin einige Maßregeln geboten, wodurch die Lese- und Preßfreiheit in solchen Schranken festgehalten werden könne. „Da nun die bisherige Maasregel, zu welcher man gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit seine Zuflucht seither genommen hat, nemlich die Censur, in ihrer Anwendung auf die einzelnen Fälle weder gerecht, noch zweckdienlich, noch hinreichend ist, so haben wir beschloßen, die in Unsern sowohl alten als neuen bayerischen Landen noch bestehende Censurcommissionen aufzuheben, und in Ansehung der schon gedruckten Schriften für die offenen Buchhandlungen und diejenigen, welche obrigkeitlich zu diesem Gewerbe berechtigt sind, einen freien Verkehr, sowie für die Verleger und Buchdruckereien im Lande eine solche Preßfreiheit zuzulassen, daß von nun an in der Regel keiner verbunden sein soll, seine Bücher und Schriften, die er in Unsern Erbstaaten einführen oder in Druck geben will, der bisher angeordneten Censur und Approbation zu unterwerfen oder zu dem Ende solche denjenigen zur Durchsicht auszuliefern, denen diese Verrichtung bisher übertragen gewesen war.“ Nur um Ausartung in eine schädliche Frechheit zu verhüten, wird eine allgemeine Aufsicht der Polizei jedes Orts und die Bestrafung der Vergehen, welche durch Schriften begangen werden können, den competenten Gerichten übertragen. Zu diesem Zweck sollen künftig alle Buchhandlungen verbunden sein, ihre Kataloge der Polizei zu übergeben. Leute, welche keine obrigkeitliche Concession haben, dürfen, ausgenommen zur Meßzeit, weder mit Büchern, noch mit Bildern handeln; auf unberechtigte Makler, Krämer, Colporteurs, Bänkelsänger und andere unangesessene Leute soll die Polizei streng Acht haben und ihre Lieder und Kalender in Beschlag nehmen. Falls die Polizei in den Katalogen Schriften findet, deren Inhalt sich was immer für illegale Angriffe auf eine

physische oder moralische Person erlaubt, also entweder die Rechte, die Ehre oder den guten Namen eines Dritten verletzt oder verleumderische Urtheile über den Regenten in's Publikum bringen will oder auf freche, unehrerbietige Art die Landesgesetze tadelt oder die im Staat bestehenden Kirchen gesetzwidrig angreift oder die Sittlichkeit untergräbt und zur Wollust verführt, soll ihre Verbreitung verhindert und die vorgesetzte obere Polizeibehörde zur Untersuchung aufgefordert werden. Läßt sich in der That der Charakter eines illegalen Angriffs erkennen, so ist die Schrift öffentlich zu verbieten und die ganze Auflage in Beschlag zu nehmen, überdies bleibt dem Angegriffenen unbenommen, den Verfasser, Verleger, Drucker oder Verbreiter der Schrift vor der competenten Behörde zu verfolgen. Für anonyme Schriften, deren Verfasser Verleger und Drucker unbekannt sind, ist derjenige, der ihren Debit besorgt, verantwortlich. Wenn zwar kein Verbrechen oder Vergehen constatirt wird, die Schrift aber in Rücksicht auf Moralität oder physisches Wohl der Staatsbürger schädlich wirken könnte, so ist blos zu verhindern, daß sie noch weiter in Umlauf gesetzt werde. Die Polizei hat durchaus keine Censur zu üben, sie hat nur zu wachen, daß die Gesetze beachtet und Uebel, die aus schädlichen Schriften erwachsen könnten, rechtzeitig verhütet werden.

Da auf solche Weise zwar für Handhabung der Gesetze und angemessene Bestrafung des Mißbrauchs genügend Sorge, im Uebrigen aber vollkommen dem Bewußtsein unsrer Zeit, daß Censur überhaupt mit Recht und Sittlichkeit im Widerspruch stehe, Rechnung getragen ist, reiht sich das Edict ehrenvoll an die übrigen gleichzeitigen Neuerungen an, welche eine Hebung des geistigen Lebens in Baiern anstrebten und in der That dieses Land, gerade während dessen Söhne unter der französischen Tricolore fochten, für Deutschland wieder gewannen.

Das Tagebuch Kaiser Karl's VII.

Nicht von einer Tragödie können wir sprechen, wenn wir die Blätter der Geschichte Kaiser Karl's VII. aufrollen, wir erblicken ja nicht prometheisches Ringen eines großen, kräftigen Geistes mit unüberwindlichen Hindernissen, — aber jeder, der Geschichte, wie Goethe verlangt, nicht blos mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen in sich aufnimmt, wird wie durch ein rührendes Trauerspiel von dieser Geschichte voll grausamer Wechselfälle von Hoffnung und Täuschung ergriffen werden.

Fast alle Historiker, auch Schlosser und Gfrörer, hatten sich, gestützt auf legendenhafte Tissotiaden, darin gefallen, den auf den Kaiserthron erhobenen Wittelsbacher als unwürdigen und unfähigen Libertin darzustellen und die frivole Politik des „feilen Werkzeugs des französischen Chauvinismus" für alles Unheil, das der österreichische Erbfolgekrieg über Deutschland brachte, verantwortlich zu machen. Als ich vor einigen Jahren in einer zum ersten Mal aus bayerischen Archiven schöpfenden Darstellung des österreichischen Erbfolgestreites nachzuweisen suchte, daß die ehrgeizigen Pläne des Prätendenten nichts weniger als frivol gegen Recht und Moral verstießen, und daß der Charakter Karl Alberts wohl der großen, nicht aber der edlen Eigenschaften ermangelte, wurden Stimmen laut, man könne solches „allzu subjektive Raisonnement" nicht annehmen, das von mir gezeichnete Porträt sei „in Folge patriotischer Regung" allzu schmeichelhaft ausgefallen u. s. w. Eine vom traditionellen Geleise abweichende Auffassung wird sich eben immer, wenn sie nicht von einer allseitig anerkannten Autorität getragen wird, sehr schwer allgemeine Geltung erringen, mag sie

sich auch auf vollwerthige Zeugnisse von Zeitgenossen berufen. Um so froher war für mich die Ueberraschung, als ich vor Kurzem auf eine neue Quelle stieß, woraus sich gerade zur Begründung meiner Anschauung mancher Beleg schöpfen läßt, die sich aber überhaupt als wichtiger Beitrag zur Kenntniß jener bedeutungsvollen Kämpfe auf den Schlachtfeldern und in den Kabineten Europas darstellt.

Gelegentlich der Versteigerung der Bibliothek des Schlosses Neubeuern am Inn, das früher den Grafen von Preysing gehörte, gelangte in den Besitz der Münchener Staatsbibliothek ein in braunes Leder gebundenes, 148 Blätter zählendes Manuscript mit der Ueberschrift: „Memoire sur la conduitte, que j'ai tenu dépuis la mort de l' empereur Charles VI. et tout ce, qui s'est passé à cet égard.“

Jeder Kenner der Handschrift Karl's VII. sieht auf den ersten Blick, daß die hier vorliegenden Aufzeichnungen vom Anfang bis zum Ende vom Kaiser eigenhändig niedergeschrieben sind.

Auch genaue Vergleichung mit anderen Schriftstücken, insbesondere mit einem im Kgl. Hausarchiv zu München verwahrten, von Ludwig Häusser herausgegebenen Fragment, das die Begebenheiten des Jahres 1744 erzählt, konnte nur die Ueberzeugung befestigen, daß die Echtheit des Fundes gar nicht angezweifelt werden kann: Schrift, Sprache, Stilnachlässigkeiten, Papierformat, Wassermarke, kurz, alle äußeren und inneren Merkmale geben dafür Zeugniß.

Auf welche Weise das literarische Vermächtniß des Kaisers gerade in jene Privatbibliothek gelangte, ist leicht zu erklären. Wie Graf Max Preysing der vertraute Rathgeber und Freund des Kurfürsten Max Emanuel, so war der Sohn, Graf Johann Max Preysing, Herr auf Hohenaschau und Neubeuern, Oberst-Stallmeister und wirklicher Geheimer Rath, der Liebling Karls VII., in dessen Umgebung er sich auch im Felde und während des Aufenthalts in Frankfurt und München befand.

Das Memoire ist, wie sich aus den Schriftzügen und noch deutlicher aus dem Inhalt erkennen läßt, nicht ein einheitliches Ganzes. Dem zu Ende des Jahres 1742 niedergeschriebenen ersten Theil folgen mehrere später eingetragene Fortsetzungen.

Der neuaufgefundene Band schließt mit einem frommen Wunsche für das kommende Jahr 1744, so daß sich das oben erwähnte Frag-

ment, das die Ereignisse bis zur zweiten Befreiung Bayerns umfaßt, unmittelbar als Fortsetzung anreiht.

Offenbar lagen dem Verfaßer Depeschen und Briefe vor, deren Inhalt in Kürze eingefügt wird. Den Forderungen historischer Kunst entspricht das Werk nicht. Karl war nicht, wie der Weise von Sanssouci, ein Geschichtsschreiber, ihm fehlten der hohe Gedankenflug, die Originalität des Geistes, die uns in den Werken der größern Zeitgenossen entgegentreten; er brachte auch nicht zur Beschäftigung mit Zeitgeschichte, wie Friedrich, eine gründliche wissenschaftliche Vorbereitung mit. Unvermittelt laufen die politisch-diplomatischen und die militärischen Momente nebeneinander her. Von einem Streben nach stilistischer Sauberkeit, wie es jenen König antrieb, immer wieder seine historischen Schriften zu überarbeiten, findet sich hier keine Spur. Der Kaiser schreibt ein barbarisches Französisch, überall stößt man auf Flüchtigkeit und Unbeholfenheit des Ausdrucks. Allein ein Anderes leiht diesen Denkwürdigkeiten Werth, ja sogar einen gewissen Zauber: ein überraschend ungekünstelter Ton der Wahrheit und Ueberzeugungstreue, wie er in den Memoiren des prahlerischen achtzehnten Jahrhunderts selten hörbar wird. Karl giebt sich, wie er ist, sucht nicht zu gefallen und zu gewinnen, schildert nur in schlichtester Form die Ereignisse und ihre Wirkung, will sich nur gleichsam selbst die Brust erleichtern und demjenigen, der wärmere Theilnahme daran nehmen mag, von seinem Leben und Streben Nachricht bieten.

Schon die Zeitgenossen sahen in der Wahrheitsliebe Karl's einen großen Vorzug. Der preußische Gesandte Klinggräff erklärt, er habe sich in allen Fällen, wenn ihm das Verhalten der bayrischen Regierung Bedenken erregte, unmittelbar an den Fürsten gewendet und nie aus diesem Munde ein unwahres Wort vernommen. Die Offenheit, womit Karl seine eigenen Irrthümer bekennt, gewinnt unsere Sympathie; wir können ihm, wenn er mit einfachen Worten der Sorge, dem Gram, der Verzweiflung Ausdruck giebt, herzliches Mitgefühl nicht versagen. Wohl war er in der Jugend von der Frivolität des höfischen Lebens nicht unberührt geblieben und hatte sich, allzu nachgiebig gegen den Hang zu Ueppigkeit und Prunk, zu einem Aufwand verleiten lassen, der zu den Einkünften seines kleinen Landes in keinem Verhältniß stand, aber in der Epoche, in welcher er uns in den Aufzeichnungen entgegentritt, sah er die Welt schon mit andren Augen an. Nicht Leichtlebigkeit

und Leichtfertigkeit sind hier ausgeprägt, sondern vielmehr der Hang zu ernster Ascetik; er ist im Sinne Plato's ein Dyskolos, zu dessen Wesenheit ein volles Maß von Trübsinn gehört. Er sieht überall die Hand der ewigen Gerechtigkeit, sieht sie aber überall gegen sich: darin vor Allem wurzelt sein Leid, nicht im Verlust irdischer Macht und Hoheit. Denn er ist strenggläubiger Katholik und vom Bewußtsein seiner religiösen Pflichten tief durchdrungen. Auch in seiner Politik giebt sich diese Ueberzeugung kund. Obwohl ihm das Bündniß mit Preußen hochwillkommen ist, betont er doch mit Nachdruck, er habe sich um dieser Gemeinschaft mit einem protestantischen Fürsten willen nie zu Concessionen verleiten lassen, die das Ansehen des Katholicismus untergraben könnten. Ohne Zweifel hat auch er, wie einst Kaiser Leopold, als es sich um eine Allianz mit dem protestantischen Hause Oranien handelte, die Zustimmung seines Gewissensrathes eingeholt. Ausdrücklich hebt er selbst hervor, daß ihn, als er auf seine Erbansprüche verzichten sollte, nur die beruhigende Erklärung des Beichtvaters, die Rechte seines Sohnes seien dadurch nicht gefährdet, zur Nachgiebigkeit bewog. Wenn solche Unselbständigkeit in seiner religiösen Ueberzeugung wurzelt, so zeigt er sich auch sonst nicht frei von Schwäche, und daraus erklären sich wenigstens theilweise seine Mißerfolge, unausbleiblich in einer turbulenten Zeit, wo Jeder der Feind des Andern war und das heute geschlossene Bündniß morgen schon zerrissen wurde. Er vermochte die bewegenden politischen Kräfte seiner Zeit nicht zu meistern, besaß nicht die Energie, die geistige Ueberlegenheit eines Friedrich, der stets zur rechten Zeit Stein oder Flamme war. Allein, wenn er auch nicht frei von Schwäche, so ist er doch nicht ein würdeloser Schwächling, der unsrer Sympathie verlustig gehen müßte. Aus den Memoiren läßt sich erkennen, daß er nicht selten in wichtigen Fällen das Richtige und Nöthige erfaßte und nur die verkehrten Maßnahmen seiner Freunde ihn in eine falsche Stellung hineindrängten.

Seine Freunde! Mit diesem Worte ist berührt, was ihm von vielen Zeitgenossen und noch strenger von der Nachwelt zum Vorwurf gemacht wurde. Und wenn wir auch zur Entschuldigung anführen dürfen, daß die Schuld nicht so fast auf Rechnung des Fürsten, als vielmehr des Zeitalters zu setzen ist, so liefert doch gerade das Tagebuch den Beweis, daß sich Karl mit seiner Beurtheilung der französischen Politik einem gefährlichen Irrthum

hingab. Was einst Christine von Schweden von König Jakob II. sagte, hat auch für Karl VII. Geltung: das traurige Mißgeschick, das ihn verfolgte, ist zu beklagen, aber es war nicht unverdient. Er wähnte an Frankreich einen uneigennützigen, zuverlässigen Gönner zu finden; mit submisser Devotion, die für einen Bewerber um die deutsche Krone am wenigsten passend war, flehte er um die Unterstützung des in Versailles allmächtig schaltenden Kardinals Fleury. Schlosser entnimmt jenem Briefwechsel einige Byzantinismen, um, wie er sagt, an einem Beispiel darzuthun, wie weit man lakaienhafte Speichelleckerei treiben könne. Er hätte aber auch hinzufügen sollen, daß so abgeschmackte Hyperbeln in jener Zeit durchaus nichts Ungewöhnliches waren, schreibt ja doch auch Friedrich der Große an seinen um die Kaiserwürde werbenden Bundesgenossen: nach seiner Ueberzeugung habe seit Karl dem Großen kein Würdigerer die Krone getragen! Die Gunst Frankreichs wurde denn auch dem Bittsteller gnädigst zugewendet. Für das Haus Bourbon war es ja überaus wichtig, daß die seit Jahrhunderten vom Hause Habsburg festgehaltene Kaiserwürde nicht auf den Lothringischen Zweig verpflanzt werde. Bald aber konnte Karl ausrufen: „Mi danno il fumo, ma mi tolgono il arrosto!“ Wie für Jakob II. von England das „Mitleid“ Ludwig's XIV, so wurde für Karl die „Freundschaft“ seines königlichen Cousin und Bruders zum Verhängniß. Es ist wahr, Frankreichs Einfluß hob ihn auf den Kaiserthron, es ließ stattliche Armeen als kaiserliche Hilfstruppen aufmarschieren, Voltaire weiß die Großmuth und die Freigebigkeit Ludwig's XV. nicht genug zu rühmen, — aber der Schützling durfte sich nicht nach eigenem Ermessen dieser Hilfsmittel bedienen, dieselben durften überhaupt nur insoweit verwendet werden, als es nöthig war, um den Krieg auf deutschem Boden nicht erlöschen zu lassen. Man war in Versailles keineswegs gesonnen, dem Bundesgenossen zu wahrhaft kaiserlicher Stellung zu verhelfen; nicht einen ebenbürtigen Freund, sondern ein gefügiges Werkzeug wollte man haben. Karl hätte blind sein müssen, wenn ihm nicht endlich zum Bewußtsein gekommen wäre, welche Demüthigung für ihn die Abhängigkeit von einem so selbstsüchtigen Gönner bedeutete. Aus der Korrespondenz mit dem Grafen Seinsheim, der die Unterhandlungen im Haag mit den Bevollmächtigten Hollands und Englands leitete, erhellt denn auch, daß der Kaiser den redlichen Willen hatte, sich jener Fessel zu entledigen und durch Aussöhnung mit seinen Geg-

nern Frieden zu erhalten. Allein auch von dieser Seite wurde Unwürdiges von ihm gefordert. Er soll sich nicht blos vom Bündniß mit Frankreich lossagen, sondern seine eigenen Truppen dazu hergeben, um seine bisherigen Freunde zu verjagen. Dies weist er entrüstet zurück, verwahrt sich aber auch gegen die ausgestreute Verdächtigung, als ob er durch einen angeblich zu Nymphenburg abgeschlossenen Vertrag deutsches Gebiet an den Nachbar verkauft hätte. „Lord Stair mag wissen", schreibt er an Seinsheim, „daß ich Frankreich nicht ein Dorf als Lohn versprochen habe, daß diese Krone sich nur um meinetwillen in den Krieg einließ. Es ist wahr: durch Unthätigkeit und Lauheit gab es mir gerechten Grund zu Mißvergnügen, obwohl es mich nicht so ganz im Stiche ließ, als man glauben möchte, aber dessenungeachtet, wenn ich mich in dem einen oder andern Falle gezwungen sähe, Partei zu nehmen, müßte es immer unter Bedingungen sein, die sich mit meiner Ehre vertragen." Er will auf alle ehedem erhobenen Ansprüche verzichten, wenn ihm sein Land zurückerstattet wird, aber nun spricht auch die Königin von Ungarn, die sich kaum noch des stürmischen Angriffes auf ihre eigenen Lande zu erwehren hatte, stolz auf ihr junges Waffenglück, von Eroberungsrecht und Gebietsabrundung, der Krieg dauert fort, — Ixion bleibt an's Rad gefesselt, das der Sturmwind unaufhaltsam dahin rollt. —

Wie zu erwarten, finden sich im Tagebuch Karl's nicht gerade viele überraschend neue Thatsachen, wir sind ja bereits durch Veröffentlichung zahlreicher Kabinetscorrespondenzen und officieller Aktenstücke gerade über diesen Zeitraum auf's Beste unterrichtet, und auch die militärischen Ereignisse sind nach allen Richtungen beleuchtet. Immerhin wird durch manche Aufschlüsse der neuen Quelle die traditionelle Auffassung in wesentlichen Punkten umgestaltet. Den wichtigsten Gewinn bringt es, daß hier, wie schon erwähnt wurde, die Grundzüge der Politik des Kaisers selbst offen und ungeschminkt dargelegt sind.

Das Tagebuch führt uns sogleich in medias res.

In München ist wichtige Botschaft angekommen: Karl VI, der letzte Habsburger männlichen Stammes, liegt im Sterben! Es ist charakteristisch für die in Wien herrschende bange Stimmung, daß man dort alles aufbot, um die Verbreitung der

alarmirenden Nachricht zu verhindern. Trotzdem fand ein Diener des bayerischen Gesandten Mittel und Wege, um aus der Stadt unbemerkt nach Bayern zu entkommen. Unverzüglich meldeten nun auch Kuriere in Straßburg und Versailles die längst erwartete, nun doch überraschende Neuigkeit. Unmittelbar darauf trat auch wirklich das Ereigniß ein, auf welches Kardinal Fleury den ungeduldigen Kurfürsten von Bayern seit Jahren vertröstet hatte: es schlossen sich die Augen des letzten Habsburgers in der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober 1740. Was schon der Schriftwechsel zwischen dem Kurfürsten und seinem vertrauten Kanzler Unertl glaublich erscheinen ließ, bestätigen die Memoiren: nur im vollen Bewußtsein seines guten Rechts erhob Karl Anspruch auf die österreichischen Lände. Nach seiner Auffassung handelt es sich um einen Kampf der Legitimität gegen die Usurpation; wenn wir dies als Mittel- und Kernpunkt seiner diplomatischen und kriegerischen Anstrengungen festhalten, werden wir Schlosser's Urtheil nicht gerecht nennen können. Zwar wurde die Hoffnung, die von bayerischer Seite auf das Testament Kaiser Ferdinand's I. gesetzt worden war, einigermaßen enttäuscht. Als sich nach kurzem Sträuben der Wiener Hof zur Edition des Testaments verstand, zeigte es sich, daß nicht für den Fall des Erlöschens der männlichen, sondern der ehelichen Leibeserben der Söhne Ferdinand's I. den Töchtern und ihren Nachkommen, d. h. dem bayerischen Hause, das österreichische Erbe zugesichert war. Allein Karl Albert, sowie alle seine Minister und viele berühmte Staatsrechtslehrer waren der Ansicht, daß auch unter „ehelichen" nur „männliche" Erben verstanden sein könnten; diese Auslegung wurde dadurch unterstützt, daß in den Ehevertrag der Tochter Ferdinand's der Ausdruck „männliche" Erben eingesetzt war.

Als daher die „Großherzogin von Toskana" — von Karl wird ihr nur dieser Titel gegeben — den fremden Höfen ihre Thronbesteigung anzeigte, erhob Karl Protest, und es begann unverzüglich an allen Höfen die diplomatische Fehde für und wider die Geltung der pragmatischen Sanction. Ein Versuch der Kaiserin-Mutter, die entzweiten Verwandten zu versöhnen, mißlang; in Wien wollte man sich höchstens zu Abtretung der österreichischen Besitzungen in Schwaben verstehen, in München wurde das geringfügige Anerbieten mit Entrüstung zurückgewiesen.

Verhieß ja doch Ludwig XV. ausreichende Hilfe, um dem seit

hundert Jahren der französischen Politik dienstbaren Bayern die Stellung des habsburgischen Hauses im Reich, vor Allem die Kaiserkrone zu erobern! Sorglos konnte sich der Kurfürst der Hoffnung hingeben, daß die zur Zeit noch widerstrebenden Kurfürsten im Widerstand nicht allzulang beharren würden, — Versailles war seit langer Zeit in solchen deutschen Fragen einflußreicher, als Wien! Dagegen fehlte es freilich in Bayern an den ersten Erfordernissen einer selbständigen Aktion, an Geld und Truppen. Mit klingender Münze war aber auch Fleury überaus zurückhaltend; andrerseits trug der Kurfürst Bedenken, auf das französische Projekt einer Vermählung seiner zweiten Tochter mit dem Prinzen von Chartres einzugehen. Fast hätte sich um dieser Differenzen willen die Freundschaft der beiden Höfe gelockert. Eine hier zum erstenmal mitgetheilte Depesche enthielt zwar, wie alle früheren, die schmeichelhaftesten Versprechungen, ließ aber durchblicken, daß sich vielleicht der Erhebung Karl's auf den Thron unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen könnten und in diesem Fall die Wahl des Kurfürsten von Sachsen betrieben werden müßte. In gereiztem Ton erwiderte Karl, er werde sich, falls man solche auf's Tapet bringen und Sachsen begünstigen wollte, lieber gleich an den Lothringer anschließen und ihm zur Krone verhelfen, dann würden zwar die bayerischen, aber auch die französischen Pläne durchkreuzt sein. Darauf erhielt Karl einen eigenhändig geschriebenen Brief König Ludwig's, der die Erfüllung aller früheren Verheißungen in Aussicht stellte, und zur beruhigenden Bekräftigung des guten Willens einen auf eine Million Livres lautenden Wechsel. Auch der Kardinal gab gute Worte und rieth sogar, was ihm vor Kurzem noch so verwerflich erschienen war, zum Bündniß mit Preußen, das bereits selbständig den Krieg gegen Karl's VI. Tochter eröffnet hatte. Karl Albert hatte schon bisher freundschaftliche Beziehungen zu König Friedrich unterhalten, trug aber Bedenken, sich mit dem Oberhaupt des evangelischen Körpers enger zu verbünden. Auch dem Kurfürsten von Sachsen, der ebenfalls dem Schwager den Gedanken einer Allianz nahe legte, mißtraute er, da er durch Agenten in Wien erfahren hatte, daß Sachsen insgeheim auch mit dem Wiener Kabinet unterhandle und nach der Kaiserkrone Verlangen trage. Mit standhafter Treue hielt nur der hochbetagte Kurfürst von der Pfalz, Karl Philipp, für welchen denn auch das Tagebuch die wärmste Sympathie kund giebt, an der Wittels-

bachischen Hausunion fest und förderte eifrig die Bewerbung seines Verwandten. Dagegen konnte der Bruder Karl's, Clemens August, Kurfürst von Köln, zu keinem festen Entschluß kommen. So lange er auf Besuch am Münchener Hof weilte, versprach er, was man wollte; kaum war er aber nach Bonn zurückgekehrt, ließ er sich durch den österreichischen Botschafter Grafen Colloredo so einschüchtern, daß er Maria Theresia als rechtmäßige Erbin Karl's VI. anerkannte. Als nun aber auch der französische Gesandte, Marquis Sade, seine Stimme erhob, wurde jene Erklärung erheblich eingeschränkt, und als der zum Frankfurter Wahltag abgeordnete französische Botschafter, Graf Bellisle, in Bonn erschien, gelang es vermöge „des hohen Credits und der liebenswürdigen Manieren" dieses „Fürsten der Jugend," den wankelmüthigen Prälaten zu einer weitreichenden Erklärung zu Gunsten seines Bruders und der Wittelsbachischen Hausunion zu bekehren.

Mit dem Erscheinen Bellisle's, dessen sorgliche Dienste Karl mit wärmsten Dank anerkennt, gingen die Unterhandlungen an den deutschen Höfen überhaupt in ein rascheres Tempo über. In Mainz und Trier bewirkte der Einfluß des Vertreters des mächtigen Nachbarstaates überraschenden Umschwung, wozu freilich die Vertheilung von Jahresrenten, Brillantringen und sonstigen „Convenienzen" nicht wenig beitrug. Auf Betreiben Bellisle's kamen auch die Unterhandlungen zwischen dem französischen Ministerium und dem Kurfürsten zu provisorischem Abschluß; die Stipulationen, die schon aus den offiziellen Dokumenten bekannt sind, werden auch im Tagebuch ausführlich mitgetheilt.

Von den schimpflichen Zugeständnissen, die der später zur Irreführung der öffentlichen Meinung gefälschte, angeblich im Mai 1742 zu Nymphenburg abgeschlossene Traktat enthält, findet sich, wie zu erwarten war, keine Spur. Die Thätigkeit Bellisle's während des Aufenthaltes in Nymphenburg beschränkte sich darauf, den Abschluß der Allianz zwischen Spanien und Bayern zu beschleunigen und die für den bevorstehenden Feldzug erforderlichen Maßnahmen zu berathen. Auch das Bündniß mit Preußen und Sachsen vermittelte Bellisle; überall knüpfte der chauvinistische Diplomat Fäden an, aus welchen ein Netz geflochten werden sollte, das den alten Nebenbuhler des Hauses Bourbon zu Falle brächte. Während Karl diesen Erfolgen Bellisle's bewundernde Anerkennung zollt, läßt keine Aeußerung darauf schließen, daß er den überlegenen

Genius Friedrich's von Preußen zu würdigen verstanden hätte. Freilich war aber auch die überlegene Feldherrnkunst Friedrich's in der Schlacht bei Mollwitz noch nicht zu Tage getreten, war ja doch der Sieg nur dem besonnenen Eingreifen des Marschalls Schwerin, nicht dem voreiligen Elan des jungen Königs zu verdanken gewesen!

Dankbar erkennt jedoch Karl an, daß ihm erst die Hilfe dieses neuen Bundesgenossen zum Kaiserthron den Weg gebahnt habe. König Friedrich mahnte auch unablässig, es möge von bayerischer Seite endlich der Feldzug eröffnet werden, aber die bayerische Armee war in Bezug auf Kriegstüchtigkeit nicht entfernt mit der Schöpfung des Königs Friedrich Wilhelm zu vergleichen. Langsam nur konnte sie mit Hilfe der französischen Subsidiengelder auf den Kriegsfuß gesetzt werden. Karl selbst betrieb die Rüstungen so eifrig, wie möglich, und widmete auch, wie sich aus dem Memoire und den vorhandenen Kabinetspapieren ergiebt, den politischen Geschäften angestrengte Thätigkeit; nicht an Eifer und Ernst, sondern, wie gesagt, an Selbständigkeit fehlte es ihm.

Dies zeigte sich schon bei Beginn des Feldzugs.

König Friedrich rieth, unverzüglich gegen Wien aufzubrechen und durch Einnahme der Hauptstadt den Stoß in's Herz des Feindes zu führen. Dagegen war Karl mit Bellisle übereingekommen, mit Besetzung Böhmens den Feldzug zu eröffnen. Er wagte aber auch nicht, sich dem Wunsche des wichtigen Bundesgenossen zu widersetzen, und beschloß deshalb, sich der Bischofstadt Passau durch einen Handstreich zu bemächtigen und sodann die bayerischen Truppen und das französische Hilfscorps stromabwärts der Donau entlang vorrücken zu lassen.

Inzwischen war es dem unermüdlichen Bellisle gelungen, alle Schwierigkeiten, die der Bewerbung seines Schützlings im Wege standen, zu beseitigen; ein Kurier nach dem andern brachte erfreuliche Nachrichten aus Frankfurt und den rheinischen Residenzen. Während es kurz vorher den Anschein gehabt hatte, als ob der Gemahl Maria Theresia's über die Stimmenmehrheit im Kurfürstenkollegium verfüge, konnte jetzt die einstimmige Wahl des Nebenbuhlers fast als gesichert gelten.

Karl wollte selbst an der Spitze der Armee den Angriff leiten. Wenn er aber auch ein tapferer Soldat, — dies hatte er im Türkenkrieg bewiesen — so war er doch kein Taktiker. Man

braucht, um dies zu erkennen, nur die lahme Kriegführung in Oesterreich mit der Action in Schlesien zu vergleichen. Allein es wäre ungerecht, den angeblichen Führer für alle Mißerfolge verantwortlich zu machen. Er hatte wohl die Befugniß, einen glänzenden Kriegsrath von französischen Generälen um sich zu versammeln, durfte aber auf ihren Gehorsam nicht rechnen. Da uns über diese damals, so gut es ging, geheim gehaltenen Differenzen zwischen Karl und den Franzosen das Memoire genau unterrichtet, ist es eine wichtige Quelle für die Geschichte der vielgetadelten militärischen Operationen.

Anfangs nahm der Feldzug den glücklichsten Verlauf. Die österreichischen Truppen zogen sich beim Anmarsch des Feindes zurück, ohne Widerstand wurden alle Städte und Burgen in Oesterreich besetzt, Adel und Volk wetteiferten in Ehrenbezeugungen für „den rechtmäßigen Erben Kaiser Karl's VI." Während die Bayern bei Ens „das schönste Lager der Welt" bezogen, kam die hocherwünschte Kunde, daß endlich auch Georg von England seinem „lieben Vetter" mit Freuden seine Kurstimme zur Verfügung stellte und den Wunsch aussprach, mit Frankreich und Bayern innige Beziehungen anzuknüpfen. Auch der König von Polen gab in wichtigen Punkten nach, König Friedrich gelobte treueste Freundschaft. Jeder Brief Friedrich's wiederholte aber als dringliches Ceterum censeo die Mahnung: Auf gegen Wien! „Da ich aber über keine Artillerie verfügte," schreibt Karl, „war es für mich ganz zwecklos, gegen Wien zu marschiren, wo ich ohne regelrechte Belagerung Nichts ausrichten konnte; was sollte es aber bedeuten, dahin vorzudringen, nur um wieder zurückzukehren? Trotz dieser guten Gründe gab ich jedoch den lebhaften Vorstellungen des Königs von Preußen nach, von keinem andern Motiv geleitet, als um dem König gefällig zu sein und seiner Freundschaft nicht verlustig zu gehen. Ich wandte mich also gegen Wien, im Widerspruch mit meiner eigenen Ueberzeugung und zu dem früher gefaßten Plan, gegen Prag zu ziehen."

Damit war aber Herr von Bellisle gar nicht einverstanden, sondern wetterte gar unwillig über die nutzlose militärische Promenade an der Donau. Dies genügte, um den Kurfürsten wieder wankend machen, und eine geschickt gesponnene Intrigue des Wiener Hofes bewog ihn vollends zur Umkehr. Die Kaiserin kündigte nämlich ihrer Tochter, der Kurfürstin, gleichsam zur Warnung an, daß der Abschluß des Friedens mit Preußen

bevorstehe; andere Briefe aus Wien bestätigten wenigstens so viel, daß Unterhandlungen im Gange seien. „Obwohl ich Angesichts des feierlichen Vertrags, den der König mit Frankreich geschlossen hatte, und Angesichts der Briefe, worin er sich auf Ehrenwort verpflichtete, sich niemals von mir zu trennen, jenen Versicherungen nicht Glauben schenkte, war ich doch nicht ganz und gar beruhigt, da mir der König von den Anträgen, die man ihm gemacht hatte, gar keine Mittheilung zukommen ließ, was ja doch wie eine Bestätigung der ausgestreuten Gerüchte gedeutet werden mußte. Alle diese wohl erwogenen Gründe erregten in mir Bedenken gegen den Marsch an der Donau. Ich berief deshalb einen Kriegsrath, und hier war Alles darüber einig, daß man in meiner gegenwärtigen Stellung keinen waghalsigen Streich begehen dürfe, daß es Thorheit wäre, über den Strom zu setzen und während des ganzen Marsches Neipperg die Flanke preiszugeben, daß man noch gar nicht wisse, welche Wege man einzuschlagen hätte, daß der Troß vielleicht gar nicht übergesetzt werden könnte," und was dergleichen strategische Erwägungen mehr waren. Den am schwersten in die Wagschale fallenden Grund will Karl offenbar nicht bekennen; wir sind aber darüber aus der geheimen Korrespondenz der französischen Generäle mit ihrem Kriegsminister unterrichtet. Die Herren mit den weiß-blauen Cocarden an den Hüten erklärten kurz und bündig, sie würden sich, falls Karl auf der eingeschlagenen Route beharren wollte, dem mit den Weisungen aus Paris unvereinbaren Kommando nicht ferner fügen.

So wurde denn der Vormarsch gegen Wien aufgegeben und die Straße nach Böhmen eingeschlagen. Mit Rücksicht darauf, daß die Befestigung Wien's keineswegs als vollendet gelten konnte, daß die Stimmung in Adels- und Volkskreisen für die „halsstarrige" königliche Frau nichts weniger als günstig war, daß dagegen Karl Albert, wie sich ja schon aus den Vorgängen in Linz entnehmen läßt, auch auf zahlreichen Anhang in der Reichshauptstadt zählen konnte, ist der harte Tadel König Friedrich's wohl kaum unbegründet zu nennen. Auch in Böhmen ließ sich Anfangs der Feldzug auf's Beste an. Das Volk strömte in hellen Haufen herbei, um den neuen Gebieter zu begrüßen, die Städte wurden ihm zu Ehren beleuchtet, Adel und Klerus erboten sich freiwillig zur Huldigung. Ebenso glücklich verliefen die meisten militärischen Unternehmungen. Am 25. November 1741 wurde fast Angesichts

des von Großherzog Franz zum Entsatz herangeführten Heeres die wohlbefestigte Hauptstadt Prag durch einen nächtlichen Sturm erobert. Der Plan, die Wenzelstadt durch einen Handstreich zu nehmen, ging von Karl selbst aus, der auch die ganze Unternehmung leitete; den Löwenantheil an der Waffenthat konnte der später so berühmt gewordene Graf Moritz von Sachsen in Anspruch nehmen. Froh bewegt schreibt Karl: „So kam die Stadt Prag unter meine Herrschaft. Am nächsten Morgen hörte ich die Messe auf dem Weißen Berg in einer Kapelle, genannt „Hl. Maria zum Siege," wo einst mein Ahnherr, Kurfürst Maximilian, den großen Sieg erfocht über Friedrich von der Pfalz, genannt der Winterkönig." Ahnungslos nennt er den Namen eines Fürsten, mit dessen Geschick sein eigenes so traurige Aehnlichkeit erlangen sollte!

Die Krönungsfeier auf dem Hradschin bildet gleichsam die Peripetie im Drama, das mit so glänzenden Erfolgen begann und in den grauenvoll verwüsteten bayerischen Landen seinen Abschluß fand. Dem neuen König Böhmens entging nicht, daß jetzt oder nie der Augenblick gekommen, die durch das Glück der Gegner entmuthigte österreichische Armee zum Entscheidungskampf zu zwingen. Er stieß aber auf zähen Widerstand der französischen Generäle, die nur von Winterquartieren, nicht von neuen Märschen und Treffen hören wollten. Auch Bellisle, ohne Zweifel der Ehrlichste und Fähigste, dessen glänzende Eigenschaften sogar Friedrich der Große anerkennt, blieb unerbittlich. Dem Kardinal, der alle diese Schachzüge leitete, schien der in Böhmen errungene Vortheil völlig ausreichend, und es war vergebliche Mühe, ihn überreden zu wollen, daß dieser Vortheil erst gesichert werden müsse. Die Gelegenheit dazu hätte nicht günstiger sein können. Schon auf die Nachricht vom Anrücken der combinirten Armeen zog sich der Großherzog hastig zurück, die Desertion in seinem Heere nahm täglich größeren Maßstab an, die Verwirrung stieg auf's Höchste. Nochmals beschwor Karl in Prag seinen Gönner Bellisle, durch rasches Handeln die Entscheidung herbeizuführen, erhielt aber nur die kühle Antwort, es sei für Verproviantierung der Truppen nicht genügend gesorgt und die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Die überlegene, siegreiche Armee verharrte in unverantwortlicher Unthätigkeit und ließ den Gegnern Zeit, die böhmische Armee in Sicherheit zu bringen und neue Streitkräfte an der Donau zu sammeln. Graf Khevenhüller, der Anführer dieser Truppen, in Wahrheit der Retter der Habs-

burgischen Monarchie, eroberte Oberösterreich zurück und näherte sich unglaublich rasch der Grenze Bayerns. Ich kann als Laie nicht beurtheilen, inwiefern die in unserem Memoire mitgetheilten militärischen Vorschläge des Kurfürsten zur Vertheidigung Böhmens und Bayerns den Regeln der Kriegskunst entsprechen; so viel aber scheint festzustehen, daß für das Kriegsunheil, das nun wie eine Sturmfluth über Bayern hereinbrach, der Kurfürst nicht verantwortlich zu machen ist. Als der Tag der Kaiserwahl herannahte und Karl vor der Reise nach Frankfurt nochmals seine Hauptstadt besuchen wollte, konnte er der feindlichen Invasion halber nicht mehr den nächsten Weg einschlagen, sondern mußte über Sachsen und Franken gehen. In Dresden wurde er von seinem Schwager, dem König von Polen, auf's Freundlichste empfangen: Die Königin stellte dem Gaste ihre Kinder vor; die heitere Familienscene wird anmuthig geschildert. „Elf Prinzen und Prinzessinen drängten sich heran, um mir die Hand zu küssen; ich konnte mich des Angriffes kaum erwehren, ihre Zahl gab ihnen ein so absolutes Uebergewicht, daß ich ihnen keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnte. Ich blieb einige Zeit in dieser reizenden Gesellschaft meiner nächsten Verwandten, endlich mußte ich Lebewohl sagen; der Abschied war von beiden Seiten so zärtlich, wie nur denkbar, immer wieder erneuerten wir das herzliche Gelübde, an unserer Freundschaft und an unserm Bündniß unverbrüchlich festzuhalten." Und doch sollte schon nach wenigen Monaten auch dieser Freundschaftstraum verflogen sein!

„Ich schlug sodann die Straße nach Leipzig ein, wo ich mich nur während des Mittagsmahles aufhielt; zwei Poststationen darüber hinaus blieb ich zur Nacht. So ging glücklich dieses Jahr zur Neige; ich hoffe, daß sich das neue ähnlich dem verflossenen anlassen werde." Noch war ein ansehnlicher Theil der Reiche, auf welche er Anspruch erhob, von seinen Heeren besetzt, fast mit Sicherheit durfte er erwarten, demnächst den stolzesten Titel der Christenheit zu tragen, noch besaß er zahlreiche und mächtige Freunde, — aber freilich nur „Freunde, die Lieb' für Lieb' und Hand für Hand mit hohlem Herzen boten." Der Weg führte den Kurfürsten nach Bayreuth. Er fuhr unrekannt durch das Städtchen, ließ aber, nachdem er eine Poststation zurückgelegt hatte, durch einen Cavalier dem Markgrafen und seiner geistvollen Gattin, Friederike Wilhelmine, König Friedrich's Schwester, einen Gruß überbringen.

Unverzüglich stieg der Markgraf zu Pferde und holte durch einen raschen Ritt den erlauchten Reisenden ein, und auch diese Begegnung endete mit einer herzlichen Verbrüderung der beiden Fürsten. Die Markgräfin ging denn auch später zur Krönungsfeier nach Frankfurt, und wir verdanken ihr eine lebendige Schilderung jener geräuschvollen Feste. Sie pflegt bekanntlich über alle Welt gar streng und kaustisch zu urtheilen; auch von Karl's Gemahlin entwirft sie ein stark karikirtes Bild. Dagegen ist ihre Aeußerung über Karl selbst ebenso mild, wie treffend: „Er hätte ein besseres Schicksal verdient; er war sanft, menschlich, herablassend, er hatte die Gabe, die Herzen zu gewinnen, von ihm konnte man wohl sagen: in einem zweiten Rang hätte er geglänzt, während ihn ein erster verdunkelte; sein Ehrgeiz war größer als sein Geist, seine Lage reichte über seine Sphäre, und zum Unglück hatte er Niemanden, der seine fehlenden Talente ersetzt hätte."

Froh begrüßt von Familie und Unterthanen traf Karl in München ein, aber schon der nächste Morgen brachte eine Hiobspost. Khevenhüller hatte die Schanzen an der Ens durchbrochen, Segur war in Linz eingeschlossen, die Grenze Bayerns bedroht. Ebenso waren in Steiermark die bayerischen Truppen in Gefangenschaft gerathen, von Tirol aus drohten bewaffnete Bauernrotten in Südbayern einzufallen, die von General Bernclau geführten Panduren und Kroaten verwüsteten schon die fruchtbaren Innufer. Bis zur Ankunft neuer französischer Hilfstruppen konnte schon Alles verloren sein, rasche Hilfe war nur von Sachsen und Preußen zu erwarten. Beide Könige zeigten sich auch dazu bereit, aber bald ließ sich erkennen, daß von gemeinsamer Operation dieser durch eine unnatürliche Allianz zeitweilig verbundenen Mächte wenig Ersprießliches zu erwarten sei. Die von Karl entworfenen Pläne wurden von König Friedrich abgelehnt, aber auch der Feldzug in Mähren hatte nicht den gewünschten Erfolg. Von trüber Ahnung erfüllt, verließ Karl seine Residenz, um sich zunächst zur Doppelhochzeit zweier Verwandten an den Mannheimer Hof zu begeben. „Alle Tage waren nun durch prächtige Feste ausgefüllt, es gab glänzende Opern, eine herrliche Stadtbeleuchtung, kurz, Vergnügen und Pracht, wohin man sah! Ich aber konnte nur mit getheilten Empfindungen anwesend sein, da bange Sorge an meinem Herzen nagte und mich nicht zur Ruhe kommen ließ; ich mußte ja immerfort an die meinem Vaterlande drohende Gefahr denken." Dazu

kam die Furcht, daß noch in zwölfter Stunde das mühsam aufgerichtete Gebäude zusammenstürzen, die Wahl rückgängig gemacht werden könnte. Es war ihm wohl bekannt, daß in Frankfurt am grünen Tisch gar Manche saßen, die mit heller Schadenfreude vom Einfall der Oesterreicher in Bayern hörten. Endlich wurde doch wenigstens diese Besorgniß gehoben. Am 24. Januar traf der junge Graf Elz, ein Neffe des Kurfürsten von Mainz, in Mannheim ein und brachte die vertrauliche Meldung, daß in Frankfurt Alles glücklich abgelaufen, die Wahl einhellig auf den Kurfürsten von Bayern gefallen sei; bald nach dem Eintreffen dieses Privatkuriers gegen Mitternacht kamen vierundzwanzig lustig blasende Postillons auf dem Schloßplatz an, mit ihnen der Erbreichsmarschall Graf Pappenheim, der als officieller Vertreter das Wahlergebniß zu verkünden hatte. Nun gab es Tag für Tag Audienzen und Festlichkeiten, von allen Seiten brachten Kuriere die Glückwünsche europäischer Potentaten, und als endlich die Reise nach Frankfurt angetreten wurde, glich sie einem Triumphzug. Dazwischen aber brachte ein Bote aus Bayerland die Meldung, daß sich Linz den Oesterreichern ergab und Passau durch schmählichen Verrath in die Hände des Feindes fiel. „Ich mußte mich darauf gefaßt machen, ganz Bayern von den Feinden überschwemmt zu sehen, denn nach der Einnahme von Passau und Schärding war es wehrlos preisgegeben. Ich wußte auch, daß eine andere Abtheilung von Tyrol aus einzufallen beabsichtige, der Ruin Bayerns schien unvermeidlich, und ich hatte kein Mittel zur Hand, um es zu retten. Auch die Armee Khevenhüller's rückte mit größter Schnelligkeit gegen Braunau vor, die Unsern mußten die Festung räumen, und der Feind setzte sich hier, wie in Burghausen, fest und verhängte über Bayern alle Greuel der Verwüstung. Ich aber mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und mich zum Einzug in Frankfurt rüsten, wo man auf's Fröhlichste meiner Ankunft harrte."

Am 31. Januar ging dann der festliche Einzug vor sich; er vollzog sich mit nie gesehener Pracht, die nur noch durch die eigentliche Krönungsfeier überboten wurde. Wie traurig ist aber der Bericht des Gefeierten zu lesen, welch verhängnißvolle Kehrseite hatten diese gleissenden Feste! Während der Gedanke an die Vorgänge in Bayern die Seele peinigte, quälten den Leib Gicht und Steinschmerzen so furchtbar, daß der Arme kaum noch gehen und stehen konnte und oft gänzlich die Besinnung verlor. Tausende

von Festgästen kamen nach Frankfurt, die vornehmsten Kavaliere drängten sich in den Vorzimmern des kaiserlichen Prunkgemachs, aber hier saß am Schmerzenslager des Kaisers allein Frau Sorge und berichtete von Kapitulationen und Niederlagen, von rauchenden Dörfern und kläglich jammerndem Volk. So kam denn der 12. Februar heran. „Der anbrechende Morgen sah mich auf meinem Lager, Leiden des Körpers und des Geistes stürmten grausam auf mich ein. Dennoch beschworen mich meine Freunde und Alle, die mir aufrichtig zugethan waren, die Ceremonie nicht länger aufzuschieben, da meine Feinde daraus Kapital schlagen möchten. Man wies darauf hin, daß, so lange ich nicht gekrönt wäre, meine Wahl beanstandet und bemängelt werden könnte, sei ja doch durch das Unglück in Bayern die ganze Lage von Grund aus geändert. Ich konnte in der That nicht daran zweifeln, daß Viele diesen Wechsel gern ausnützen möchten, daß ich in Wahrheit erst nach der Krönung als Kaiser anzusehen wäre. So mußte ich denn die Schwäche des Körpers zu überwinden und die seelische Aufregung zu bemeistern suchen.“ Als die Sturmglocken erschollen, Musik in allen Straßen ertönte und Kanonenschüsse den Takt gaben, wurde dem neuen Cäsar, dessen Name heute auf allen Lippen lebte, der schwere Ornat angelegt, man hob den armen, kranken Mann auf einen reichgeschmückten Zelter, die Krönungsfeier nahm ihren Anfang. Eine ungeheuere Volksmenge drängte sich in den Gassen, — ein französischer Publicist wird durch den herrschenden Tumult an den Thurmbau von Babel erinnert, — etwa sechzig Reichsfürsten und mehrere Tausend Edelleute nahmen im reichsten Putz am Festzuge Theil. „Man hätte gern hundert Augen und hundert Ohren gehabt,“ heißt es in einer Schilderung, „um alle Festfreude in sich aufzunehmen.“ Lebhafter Zuruf begrüßte den Kaiser, denn wenn auch die Mehrzahl der Bürgerschaft österreichische Sympathien hegte, so zollte man doch auch dem Gewählten Achtung und Verehrung. Auch Goethe erzählt bekanntlich, daß die ernste, würdige Gestalt und die hellblauen Augen Karl's VII. großen Eindruck auf das Volk, namentlich auf die Frauen machten. Hören wir aber, wie der Gefeierte seine Seelenstimmung beschreibt: „Alles ist darüber einig, daß keine Krönung jemals herrlicher und glänzender war, als die meine, der Luxus und die Verschwendung, die sich an Allem und Jedem kundgaben, überstiegen alle Vorstellung. So konnte ich wähnen, den höchsten Gipfel menschlicher Größe erklommen zu

haben, mußte aber unwillkürlich der allmächtigen Hand Gottes gedenken, der zur selben Zeit, da er uns so hoch steigen ließ, gar dringlich daran erinnert, daß wir nur seine Geschöpfe sind, und stets im Auge behalten müssen: Wir sind nur Menschen!" Welch ein Contrast! In der Krönungskirche vollzieht sich mit allem erdenkbaren Pomp die altehrwürdige Ceremonie, die das längst verschüttete römische Kaiserthum wieder auf einen Augenblick lebendig darstellt, die Blüthe des deutschen Adels umgiebt unterthänig den Gekrönten, ein reicher Damenflor füllt die Tribünen, Alle richten die Blicke auf den Träger der höchsten irdischen Majestät, — dieser aber vermag sich kaum aufrecht zu halten, die schmerzliche Krankheit wühlt in seinen Eingeweiden, die Kroninsignien drohen den schlaffen Händen zu entsinken.

„Nie fühlte ich so tief, daß ich nur ein schwacher Mensch, ja mehr als Andere all den Gebrechen unterworfen, welche eine Welt in sich birgt, die scheinbar mir unterworfen ist."

Die Aufregung des Tages zog denn auch schlimme Folgen nach sich, die Krankheit steigerte sich. Während die Krönungsstadt Tag für Tag die glänzendsten Feste sah, deren vielumschwärmte Königin Madame Bellisle war — obwohl sie nur das Air einer Soubrette hatte, bemerkt ironisch die Markgräfin von Bayreuth, — war der Kaiser selbst nicht mehr im Stande, das Lager zu verlaßen. Trotzdem sah er sich genöthigt, die letzte Kraft aufzubieten, um gegen die von allen Seiten aufziehende Gefahr Maßnahmen zu treffen.

Verhängnißvoll war vor Allem der Sturz des englischen Ministeriums Walpole, denn ein erbitterter Feind Frankreichs, Lord Carteret, trat in's Cabinet. Karl selbst sieht mit Recht in diesem Systemwechsel gleichsam die Wurzel aller nachfolgenden Unglücksfälle. „Der König von England, an welchem ich einen aufrichtigen Freund zu haben wähnte, schien sich mit Einemmal auf die Seite meiner Gegner zu stellen; er unterstützte den Wiener Hof und trug durch seine Geldspenden am meisten dazu bei, daß jener Hof weniger denn je an Frieden dachte, da er sich dadurch in den Stand gesetzt sah, den Krieg fortzuführen und die wildesten Völker Ungarns, die man vorher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, in's Feld zu rufen."

Die Nachrichten aus Bayern hätten nicht trauriger lauten können. Am nämlichen Tage, da Karl VII. in der Bartholomäus-Kirche zu Frankfurt den Kaiserthron bestieg, zog der ungarische Reitergeneral Menzel in der Hauptstadt Bayerns ein, das ganze Land litt unsäglich unter dem Druck der feindlichen Besetzung.

Die französischen Streitkräfte wären stark genug gewesen, um solche Schmach abzuwehren, aber freilich hätte Broglie, der Befehlshaber der in Bayern stehenden Truppen, mit Bellisle, der den Rest des böhmischen Corps commandirte, nach einheitlichem Plane zusammenwirken müssen. „An ein Einverständniß dieser beiden Heerführer war aber gar nicht zu denken," klagt Karl, „zum schwersten Nachtheil für die gemeinsame Sache." Unser Memoire, sowie ein Tagebuch des kaiserlichen Adjutanten, Grafen Seyssel d'Aix, der abwechselnd die französischen Armeen besuchte, bieten unglaubliches Detail über die Kriegführung der französischen Marschälle, die ja auch Friedrich der Große als mittelmäßige Köpfe verspottet.

Ebenso der Kenntniße, wie der Kühnheit baar, suchten sie noch überdies sich gegenseitig zu hindern und zu schaden, so daß es einem geschickten Strategen, wie Khevenhüller, nicht schwer fiel, über solche Unfähigkeit zu obsiegen.

Auch die an König Friedrich's Sieg bei Czaslau geknüpften Erwartungen wurden getäuscht. Karl mußte die Erfahrung machen, daß dieser Bundesgenosse nur reale Politik treibe und sich seiner Verpflichtungen für entbunden erachtete, wenn sie mit seinen Interessen nicht länger vereinbar waren. „Der König von Preußen," schreibt Karl, „hatte einen seiner Adjutanten zur französischen Armee abgeordnet, um über alle Vorgänge genau informirt zu werden. Da war vom Rückzug und von der Demoralisirung der ganzen Armee nur das Trostloseste zu berichten. Ich weiß nun nicht, ob die gefährliche Lage selbst oder die Unthätigkeit der Franzosen, die er als Mangel an gutem Willen auslegte, oder Ueberdruß am Krieg oder einzig Selbstsucht die Ursache war, kurz, der Fürst faßte plötzlich den Entschluß, seine Bundesgenossen im Stiche zu laßen und einen Separatfrieden zu schließen, der ihm ganz Oberschlesien, sowie den größten Theil von Niederschlesien mit der Grafschaft Glatz sicherte. Mir machte er erst von der vollendeten Thatsache Mittheilung. Der Schlag traf mich um so schwerer, da die ganze Lage dadurch von Grund aus umgestaltet

war. Gott gab mir die Kraft, das Furchtbare zu ertragen, ohne ganz zu unterliegen; ich hoffte, daß nun meine anderen Verbündeten ihre Anstrengungen verdoppeln würden, damit wir uns trotz jenes Mißgeschicks behaupten könnten. Bald mußte ich aber die Erfahrung machen, daß es für die Gedanken der Menschen keine festen Gesetze giebt, daß wohl die Einen in Beharrlichkeit ihre Zuflucht suchen und auf Mittel sinnen, die Lage zu verbessern, die Andern aber erlahmen und sich verderblicher Hoffnungslosigkeit ergeben. So kam es, daß sich Sachsen, eingeschüchtert durch den Abfall des Königs von Preußen und die Annäherung des Feindes, zur schmählichsten Erniedrigung, welche die Geschichte kennt, herbeiließ."

Auch Sachsen folgte nämlich dem Lockruf der englischen Diplomatie und zog seine Truppen aus Böhmen zurück. Dies mußte den Verlust der Stadt Prag, die Bellisle bisher tapfer vertheidigt hatte, unvermeidlich nach sich ziehen; die Uebergabe war nur noch eine Frage der Zeit. Nicht minder glücklich waren die österreichischen Heere auf andren Kampfplätzen, und damit war auch ein entschiedener Sieg der englischen Politik erfochten. „Die weitreichenden Pläne Englands zielten auf nichts Geringeres, als auf Vernichtung Frankreichs; nur aus diesem Grunde leerte es seine Schatzkammern, um den Wiener Hof zu unterstützen. Auch an mich wurden wiederholt Anträge gebracht, um mich von Frankreich abzuziehen und mich zum Verbündeten zu gewinnen; man versprach mir Elsaß und Lothringen und Franche Comté als Königreich und versicherte mir, daß ich von Frankreich ja doch nur betrogen werde. Nun war ich zwar auf's Höchste entrüstet über die Lauheit und Unthätigkeit der französischen Regierung, aber ich hielt für unmöglich, daß sie mich verlaßen, geschweige denn verrathen könnte. So erwiderte ich denn, daß man, um mir einen solchen Verrath glaublich zu machen, unwiderlegliche Beweise vorlegen müsse, daß ich meine Ehre und meinen Ruhm vor Allem darin erblicke, ein ehrlicher Mann zu sein, daß ich mich nie zu einem Schritte, der damit in Widerspruch stände, herbeilassen würde. Der Krieg tobte also fort, und Bayern hatte unerhörte Drangsal zu leiden. Das Städtchen Cham im bayrischen Walde hatte sich bisher tapfer vertheidigt, endlich erlag es und wurde gänzlich eingeäschert, ein Theil der Bürgerschaft fand dabei den Tod, die Besatzung wurde dem klaren Wortlaut der Kapitulation zuwider gefangen genommen.

Die Grausamkeit, deren sich hier die Ungarn schuldig machten, hat vielleicht in der ganzen Geschichte nicht ihres Gleichen; drei Tage haben sie geplündert und nicht eher abgelaßen, bis Alles vernichtet und der Erde gleich gemacht war." Mit Entsetzen erfüllt ihn, daß für das Volk, das er aufrichtig liebte, seine Erhebung nur Untergang bedeute, daß um seiner eigenen Sünden willen, wie er fürchtete, der Herr das Land mit Dornen peitsche. Er beschwor die französischen Heerführer, sie möchten sich endlich des schwer bedrängten Bayerlandes thatkräftiger annehmen und eine entscheidende Schlacht wagen, — vergebens!

Nun ist sogar die Langmuth Karl's erschöpft. Während er sonst nur die vorsichtigsten Ausdrücke wählt und sogar, wie wir oben sahen, nach Gründen sucht, um treulose Freunde zu entschuldigen, läßt er dem Unwillen über die Feigheit der französischen Marschälle freien Lauf. „Nie hat eine große Nation eine klägliche Rolle gespielt." „Dahin kamen wir," ruft er gelegentlich der Nachricht von Prag's Uebergabe aus, „durch die armselige Kriegführung der Marschälle, die mehr als schuldbeladen wären, wenn sie solche Fehler ohne ausdrücklichen Befehl begangen hätten; man hat aber nie davon gehört, daß sie, wie sie ja doch verdienten, zur Bestrafung gezogen worden wären, wenigstens ist mir Derartiges nie bekannt geworden. Somit muß man annehmen, daß sich das schwache französische Ministerium durch Vorstellungen des Wiener Hofes — der wollte ja immer nur Armeen auflösen, ohne sie zu schlagen, — einschläfern ließ, sich der Hoffnung hingab, billig vom Handel loszukommen, und deshalb geheime Weisungen erließ, die Truppen keinem Wagniß auszusetzen." Endlich konnte dem Zweifelnden sogar schwarz auf weiß der Beweis geliefert werden, daß er von Frankreich verkauft und verrathen war. Es wurde ihm eine vom Grafen Gundaker von Stahremberg beglaubigte Copie eines Schreibens Bellisle's an Minister Amelot zugestellt; darin war eines ausdrücklichen Befehls des Königs gedacht, daß nicht bloß Böhmen, sondern auch Bayern gänzlich geräumt werden sollte, ohne daß von irgend einer Maßnahme zur Sicherung des Kaisers oder zur Zurückgabe Bayerns auch nur mit einer Sylbe die Rede war, im offensten Widerspruch mit den Verträgen.

„Dieser schändliche Verrath, dieses abscheuliche Betragen Frankreichs haben mir endlich die Augen geöffnet!" Jetzt hielt auch er sich für berechtigt, mit England geheime Unterhandlungen anzu-

knüpfen. Gern wolle er, ließ er durch seinen Gesandten erklären, den eigenen Ehrgeiz der allgemeinen Wohlfahrt unterordnen und auf alle Ansprüche verzichten, wenn Bayern zum Königreich erhoben und durch eine Gebietserweiterung die kaiserliche Civilliste um sechs Millionen vermehrt würde. Das Cabinet von St. James und der Wiener Hof gingen anscheinend auf das Anerbieten ein, Maria Theresia eröffnete sogar Aussicht auf eine Vermählung ihrer Tochter mit dem bayrischen Kurprinzen, allein bald glaubte Karl annehmen zu müssen, daß dieses scheinbar ritterliche Entgegenkommen seiner Feinde nur darauf berechnet war, ihn in Unthätigkeit zu erhalten, während englische und holländische Truppen immer näher an die Reichsgrenze vorrückten.

Lord Carteret versicherte freilich, er werde niemals feindselig gegen den Kaiser auftreten, ja er wünsche aufrichtig die Vermehrung der Wittelsbachischen Hausmacht. Als Mittel zum Zweck bezeichnete er die Säkularisirung geistlicher Fürstenthümer, die sich ja ohnehin aus innerer Berechtigung und eigener Kraft nicht mehr behaupten könnten und nur noch ein politisches Scheinleben führten. Karl war aber diesem geheimen Plane noch gar nicht näher getreten, da brachten schon öffentliche Organe die Sensationsnachricht, der Kaiser denke an Säkularisirung und Mediatisirung! Das ganze Lager der geistlichen Fürsten gerieth in leidenschaftliche Aufregung, das Reich widerhallte von ihren Klagen: der Kaiser selbst bricht die Verfaßung!

So aufgeregt und unheilvoll endete das erste Jahr der Regierung Karl's VII., noch der letzte Tag brachte die Nachricht vom Tode des Kurfürsten von der Pfalz, des einzigen treuen Anhängers der kaiserlichen Sache. Wie jener sechste Heinrich klagt

„Saß wohl ein König je auf ird'schem Thron,
Dem nicht zu Dienst mehr Freude war, als mir?“

so verliert sich Karl in bittere Betrachtungen.

Wir glauben ihn vor uns zu sehen in seinem nicht allzu glänzend ausgestatteten Gemach im Barkhausischen Palaste auf der Zeil. Das Haupt ist von der Allonge bedeckt, das Gesicht schmal und fleischlos, die Nase nach habsburgischer Familienart auffällig groß und gebogen, unter feingeschwungenen Brauen blicken die Augen nicht geistvoll, aber klar und gutmüthig, um die Mundwinkel spielt ein schmerzlicher Zug. So sitzt er am Schreibtisch und zieht in seinem Tage-

buch aus den traurigen Ereignissen des abgelaufenen Jahres die traurige Bilanz: „Mit Ausnahme des Tages meiner Wahl hat das ganze Jahr, dem so viel Bitteres vorherging und folgen wird, auch nicht einen glücklichen Augenblick gebracht; dagegen konnte ich so recht die Unbeständigkeit des Glückes, der Freundschaft, der Größe, der Lebensfreude, kurz, alles dessen erfaßen, was die Welt scheinbar Glänzendes bietet, was aber in Wahrheit nur ein falscher, nichtiger Schimmer ist. So stellte ich Narr des Glücks einen Kaiser vor und that, als ob ich Frankfurt zu meiner Residenz erwählt hätte, weil es in der Mitte des Reiches liegt, in Wahrheit aber war ich ein Verbannter, der keine Heimath hatte, da mein Land vom Feinde besetzt war und ich nicht für passend hielt, als Fürst eines deutschen Staates an die Spitze eines fremden zu treten. Da hieß es, den Kopf hoch halten, sich durch das Mißgeschick nicht entwaffnen laßen, das Traurigste ertragen, ja sogar kalten Blutes ihm in's Antlitz schauen, — und doch ist die Lage verzweifelt, das nackte Elend ist mein Loos, ich habe keine Freunde, keine Truppen, kein Geld und soll noch den Schein der Größe wahren, da ich doch in Wirklichkeit so ganz klein geworden bin."

Der Neid des Glücks war noch nicht besiegt. Seit der französischen Heerführung allein die Aufgabe oblag, das Interesse des Kaisers zu wahren, geschah noch weniger oder vielmehr Nichts, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. „Man wollte mich eben nicht unterstützen, sondern opfern und mit mir den Marschall Bellisle und seine ganze Armee. Ich kann nicht der Bosheit der Generäle die Schuld geben, denn man würde sie bestraft haben, wenn sie ohne gemessenen Befehl so schamlos die Ehre ihrer Nation preisgegeben, eine französische Armee dem Untergang überlaßen, den Bundesgenossen ihres Königs geopfert hätten. Da gingen mir endlich die Augen auf, ich erblickte mich in gefährlichster Lage und nirgend einen Ausweg, wie ich mich mit Ehren und Glück aus der Schlinge ziehen möchte." König Ludwig ließ jetzt sogar durch Bellisle in Frankfurt offen erklären, er könne für den Kaiser Nichts mehr thun, da sein eigenes Land bedroht sei. Er rathe dem Bundesgenossen, sich an's Reich zu wenden und gegen Herausgabe seines Landes Verzicht auf alle Ansprüche und Rechte seines Hauses anzubieten; der König interessire sich lebhaft für diesen Plan und werde, damit er gelinge, seinen ganzen Einfluß aufbieten. „Wenn

mich der König verlaßen will," erwiderte Karl, „so habe ich auch seine Einmischung nicht mehr von Nöthen, lieber will ich ganz verlaßen dastehen, als Frankreichs Verhalten gutheißen und für mich selbst einen schimpflichen Frieden erbetteln."

Inzwischen rückte die sogenannte pragmatische Armee immer näher gegen Frankfurt heran. „In diesen Tagen, während ich schon erwägen mußte, was im Fall der Ankunft des Feindes vor Frankfurt zu beginnen wäre, traf mich die Hand Gottes an empfindlichster Stelle. Inmitten aller Drangsal und Betrübniß war mir ein Trost geblieben: ich sah, daß meine theuren Kinder wie an Alter, so an Anmuth zunahmen. Ich konnte dem Allmächtigen nicht genug Dank zollen, daß er sie mir geschenkt und in guter Gesundheit bewahrte. Meine Befriedigung wuchs, als ich sah, daß Jeder, der durch Frankfurt kam, sein Wohlgefallen an ihnen zu erkennen gab. Meinem väterlichen Stolze schmeichelte es, daß insbesondere meine zweitälteste Tochter die Augen aller Welt auf sich zog. Ihre Tugenden, wie ihre Manieren verdienten alles Lob, und man sagte mir auch, daß ihre Züge nicht minder anmuthig, wie ihr Wesen. Ich hatte alle erdenkliche Sorgfalt auf ihre Erziehung verwendet und konnte mich des besten Erfolges versichert halten. Das theure Kind hat mir keinen Augenblick Kummer verursacht, mit einem Wort, all mein Hoffen ruhte auf dieser Tochter. ihr hatte ich voll und ganz mein väterliches Herz geschenkt, ich hätte sie nicht inniger, nicht zärtlicher lieben können, — da, in der schönsten Blüthe der Jugend — sie stand eben im siebzehnten Lebensjahre, ihre Schönheit war voll entwickelt, ihre Gesundheit ließ nichts zu wünschen übrig, — bekam sie plötzlich die kleinen Blattern, angesteckt durch meine Nichte, die ich ebenfalls zärtlich liebte; zuerst starb diese, nach zwei Tagen folgte ihr mein Kind, in dieser Spanne Zeit traf mich der schwere Schlag des Verlustes beider Mädchen. Die Worte fehlen mir, zu schildern, in welche Aufregung mich dieses Mißgeschick stürzte, mein Schmerz, mein Gram waren unsäglich; alles andere Unglück hatte mich nicht zu beugen vermocht, aber diesem Herzeleid konnte ich nicht Stand halten, ich brach ganz zusammen, und es war und es ist noch meine feste Ueberzeugung, daß ich durch diese Schmerzen gegen alle Trübsal, die mir noch während des Restes meiner Lebenstage begegnen mag, gefeit bin, denn grausamer, entsetzlicher kann mich andres Leid nicht treffen!"

Nun war des Bleibens nicht mehr länger in den durch den Tod des Lieblings verödeten Räumen. Im Frühjahr kehrte der Kaiser nach München zurück. Daß ihm dies möglich war, verdankte er den glücklichen Erfolgen seines eigenen Heeres. Törring war auf Betreiben Bellisle's des Oberbefehls enthoben — Karl sagt schonend bloß, er habe der Hilfe des Grafen im Cabinet bedurft, — und der zu Lebzeiten Karl's VI. in kaiserlichen Diensten gestandene Marschall Seckendorff damit betraut worden. Diesem bewährten Führer gelang es, den Feind allmälig an die Grenze zurückzudrängen. Durch die Energie des Grafen Moritz von Sachsen wurde auch Marschall Broglie aus seiner lethargischen Haltung aufgerüttelt, der Krieg nahm plötzlich eine für die Besiegten günstigere Wendung, es gewann auf einen Augenbick den Anschein, als ob das Boot, dessen Mast schon über Bord gestürzt war, durch freundlichere Wellen in den sicheren Hafen getragen werden sollte. Auf die im Memoire ausführlich behandelten Wechselfälle des Feldzugs näher einzugehen, wäre hier nicht am Platze. Es war aber nur ein kurzes Aufflackern des Kriegsglücks! Bald wiederholten sich die alten Klagen über die Langsamkeit der französischen Kriegführung und über den Starrsinn des Marschalls Broglie, — alle Tapferkeit der Truppen, alle Bravour der Officiere waren eitel verschwendet. Schon im Mai mußte Karl aus seiner Hauptstadt flüchten, und die Bürgerschaft öffnete den anrückenden Ungarn, wie Karl nicht ohne Unmuth urtheilt, allzu eilig die Thore. Der Kaiser begab sich zunächst nach Augsburg, wo er im Fugger'schen Hause ehrenvolle Aufnahme fand. Bald fanden sich aber auch österreichische Officiere in der neutralen Reichsstadt ein und promenirten demonstrativ vor dem kaiserlichen Quartier auf dem Weinmarkt. In nächster Umgebung Augsburg's schien sich ein entscheidender Kampf vorzubereiten, — da zog Broglie unerwartet mit seiner ganzen Armee ab und räumte ganz Bayern. „Er opferte die Staaten und gab sogar die Person des Bundesgenossen preis, indem er mich inmitten der Feinde in der Stadt Augsburg internirt ließ, und noch dazu in einer Zeit, da unsere Armeen den Oesterreichern, wenn nicht überlegen, so doch ebenbürtig waren, da Proviant zur Genüge vorhanden, unsere Stellung die denkbar günstigste war, der Feind bei Ingolstadt und Straubing, die noch von den Unsern besetzt waren, noch nicht frei über die Donau verfügen konnte, mithin genöthigt war, auf Kähnen über-

zusetzen: sicherlich hat die Welt noch nie ein solches Preisgeben oder vielmehr Aufopfern gesehen, das traurigste Loos für einen Kaiser, der unbedingt der Treue seines mächtigen Verbündeten vertraut hatte.“ Noch einmal wiederholt er voll Entrüstung den schon früher gebrauchten Ausdruck: „Da gingen mir endlich die Augen auf!“

Durch Vermittelung des Prinzen Wilhelm von Hessen suchte er wieder um Englands Hilfe nach, aber auch diesmal fand sein Antrag nur kühle Aufnahme. Zu gleicher Zeit gab er dem Marschall Seckendorff Befehl, mit seinen Truppen auf neutrales Reichsgebiet zu rücken und eine Erklärung zu veröffentlichen, daß sich die Armee auf eigene Kosten verpflegen und mit den Oesterreichern nicht mehr schlagen werde. Karl selbst ging wieder nach Frankfurt. Von Geldmitteln gänzlich entblößt, sah er sich genöthigt, Ehrengaben der Bürgerschaft in Anspruch zu nehmen; auch der Marschall Herzog von Noailles gab Vorschüsse, um, wie er in seinen Memoiren prahlerisch erklärt, zu verhüten, daß ein deutscher Kaiser Hungers sterbe. Kaum war Karl wieder in Frankfurt angelangt, so kam es bei dem nahe gelegenen Dettingen zum Treffen zwischen dem von Noailles befehligten französischen Corps und der pragmatischen Armee. Es endete nicht gerade mit einer Niederlage, aber doch mit einem Mißerfolg der Franzosen. Auch von Marschall Seckendorff kam befremdende Kunde. Er hatte im Kloster Schönfeld mit General Khevenhüller einen Vertrag abgeschlossen, der weit über die vom Kaiser gebilligten Zugeständniße hinausging; die Uebergabe von Straubing und Braunau, ja sogar von Ingolstadt und Eger war darin zugesagt. Der Kaiser erhob zwar unverzüglich Protest und erklärte den Vertrag für null und nichtig, aber dies bedeutete ungefähr so viel, wie das Eingreifen in die Radspeichen eines Gefährts, das unaufhaltsam den Abgrund hinabrollt. Die Hilflosigkeit des Kaisers trat so recht zu Tage, als holländische Truppen in Frankfurt einmarschirten und einige Generäle die Forderung erhoben, dem Kaiser vorgestellt zu werden. „Es war gewiß für alle Welt ein merkwürdiges Schauspiel,“ bemerkt Karl, seine eigene Lage ironisirend, „die Officiere der Hilfstruppen meines Feindes wollten mich besuchen! Ich fand die Sache seltsam und für mich in hohem Grade peinlich und mußte die äußerste Gelassenheit aufbieten, um sie mit erheuchelt freundlicher Miene zu empfangen.“ Uebrigens erwiesen die Holländer dem Schattenkaiser mehr Ehrer-

bietung, als er von seinen deutschen Unterthanen gewohnt war; sie betheuerten, die kaiserlichen Interessen im Kriege und in den Unterhandlungen nach Kräften wahren zu wollen. Für den von König Friedrich ausgesprochenen Verdacht, Seckendorff sei vom Wiener Hof bestochen worden, findet sich in den Memoiren kein Anhaltspunkt. Obwohl der General wiederholt Anordnungen seines Gebieters, wie dieser selbst erzählt, nicht beachtete, scheint doch Karl dem nach seiner Ueberzeugung tüchtigen General sein Vertrauen nicht entzogen zu haben, wenigstens beließ er ihn in seiner Stellung.

Um Ingolstadt, die einzige bayerische Stadt, die noch nicht in die Gewalt der Feinde gefallen war, zu retten, ging Karl damit um, sie den Holländern auszuliefern; während der Unterhandlungen capitulirte aber der französische Kommandant, ohne daß die Festung einen Schuß abgegeben hatte. Reiche Kriegsbeute, vor Allem das Arsenal mit den neuhergestellten Geschützen fiel in die Hände der Feinde, nur auf Sicherung der eigenen Bagage hatten die Franzosen Bedacht genommen. Mit der Einnahme Ingolstadt's war die Besetzung des ganzen Landes vollendet. Als bald darauf Prinz Karl von Lothringen am Rhein eine empfindliche Schlappe erlitt und sich zum Rückzug genöthigt sah, trug auch dieser Erfolg der kaiserlichen Sache nur dazu bei, das Kriegselend in Bayern zu steigern. „Dieser Rückzug, so beschämend für diese Prahler, die immer nur wohlfeile Eroberungen machten, ohne auf ernsten Widerstand zu stoßen, hat das arme Bayern vollends vernichtet, das ganze Land war von Truppen überschwemmt, die Einwohner zwang man, zuerst den Treueid zu schwören, um sie in Sicherheit zu wiegen, dann wurden sie mit einer unter christlichen Völkern unerhörten Unmenschlichkeit behandelt. Die Armeen nahmen hier Winterquartier und belasteten das Volk durch Brandschatzungen und andere Abgaben so übermäßig, daß sich Viele genöthigt sahen, ihre Häuser zu verlassen und Heil in der Flucht zu suchen. Welch ein betrübendes Schauspiel für mich, der ich Kaiser genannt bin, aber unthätig zuschauen muß, wie mein Land unter entsetzlichem Unglück erdrückt wird, ohne Hilfe bringen zu können."

Noch mehr der Schmach! Der Bruder Karl's, Clemens August von Köln, nahm die hannöverschen Truppen in sein Gebiet auf! Der Kurfürst von Mainz veröffentlichte, ohne den Kaiser nur zu fragen, österreichische Proteste, worin die Frankfurter Wahl als

ein nichtiger Akt bezeichnet, Karl nur als Kurfürst von Bayern titulirt war! Zwar wurde dem Kaiser gegen Ende des Jahres 1743 eine kleine Genugthuung zu Theil. Es gelang ihm, die Wahl seines jüngeren Bruders Theodor zum Bischof von Lüttich durchzusetzen; hocherfreut erzählt er, daß sich bei dieser Gelegenheit auch sein Bruder Clemens August großmüthig und freundlich erwiesen habe. Allein noch die letzten Tage des Jahres brachten neues Mißgeschick: Sachsen verbündete sich mit Oesterreich. Daß es dabei zur Bedingung setzte, nicht am Kriege gegen den Kaiser selbst Theil nehmen zu müssen, war doch nur ein schwacher Trost. „So endete dieses Unglücksjahr mit dem Abfall eines meiner ersten Bundesgenossen. Möge der gute Gott denjenigen, die mir noch bleiben, mehr Treue und Festigkeit und mir mehr Glück im kommenden Jahre verleihen!“

Trotz aller Enttäuschung gab jedoch Karl nicht Alles verloren. In Versailles waren sich endlich König Ludwig XV. und seine Minister der Pflicht bewußt geworden, das schwer geschädigte Prestige der Nation mit Aufwand aller Kräfte wieder zu heben; der König selbst übernahm das Kommando über die flandrische Armee, eine zweite überschritt den Oberrhein. Auch König Friedrich trat wieder auf den Kampfplatz. Dank dem unvergleichlichen Genie des Königs, der Treue des Volkes und der Disciplin des Heeres war der preußische Staat wie ein mächtiger Baum emporgewachsen, während Karl mit so vielen Opfern nur nichtige Scheingröße erkauft hatte. Die Machtstellung Preußens war aber ernstlich gefährdet, wenn Oesterreich fortfuhr, auf Kosten der Kaisergewalt sein Ansehen im Reiche zu stärken. Friedrich erbot sich also freiwillig, dem Kaiser hilfreiche Hand zu bieten. Auch der empfindliche Verlust, den die österreichische Armee durch den Tod des tüchtigsten Generals, Khevenhüller, erlitt, konnte im andern Lager als günstiges Vorzeichen aufgefaßt werden. In ganz Europa flammte der Krieg gewaltiger auf denn je zuvor, in den Niederlanden, in Italien, in Deutschland und auf allen Meeren der alten und der neuen Welt kam es zu erbitterten Kämpfen. Von glücklichster Bedeutung für des Kaisers Sache versprach der im Mai 1724 in Frankfurt abgeschlossene Unionstractat zu werden. Frankreich, Preußen, Kurpfalz und Hessen traten mit dem Kaiser zu einem Bund zusammen, der Aufrechthaltung der bisherigen Reichsverfaßung, Vertheidigung der kaiserlichen Stellung Karl's und Befreiung Bayerns bezweckte.

Nach Friedrich's Wunsch sollten auch alle übrigen deutschen Fürsten beitreten. Der Kaiser konnte sich der Hoffnung hingeben, daß diese Reformen eine kräftigere Concentrirung der Centralgewalt und damit einen Aufschwung des Reichs zur Folge haben würden. Zum ersten Male seit langer Zeit hatte er auch wieder Nachrichten von siegreichen Gefechten und Stürmen in sein Tagebuch einzutragen.

Die Einnahme Weißenburg's glaubt er den glorreichsten Waffenthaten der Geschichte an die Seite stellen zu dürfen. Vor Allem freut ihn, daß sich seine eigenen Truppen auf jeder Wahlstatt am rühmlichsten auszeichneten. Darin seinem Vater Max Emanuel unähnlich, verläugnete er nie die Anhänglichkeit an sein Vaterland; wiederholt wurden ihm vortheilhafte Austauschprojecte angeboten, aber er schwankte keinen Augenblick, sie zurückzuweisen. Dagegen ließ der Wechsel des Kriegsglücks rasch auch die in den letzten Jahren gewonnenen Erfahrungen vergessen. In den Worten, welche er der Krankheit Ludwig's XV. widmet, tritt wieder unbemäntelt die Abhängigkeit von Frankreich zu Tage. „Kaum war der König in Metz angelangt, ergriff ihn eine heftige Krankheit, die sich so bedrohlich steigerte, daß man für sein Leben fürchtete, ja sogar ihn schon verloren gab. Aber der gute Gott hat es bei der Drohung belassen, hat mir diesen mächtigen Freund am Leben erhalten, ihn, der bisher mein Halt und meine Stütze war, dem ich nächst Gott das bessere Geschick, das ich erhoffe, zu verdanken haben werde." Es dauerte aber gar nicht lange, so gaben die in Bayern und Böhmen kämpfenden Marschälle zur alten Klage Anlaß. Insbesondere König Friedrich führte über ihre unverantwortliche Indolenz Beschwerde. Nur den Operationen dieses Königs, die den kaiserlichen Truppen Luft schafften, war es zu danken, daß eindlich für das aus tausend Wunden blutende Bayern die Befreiungsstunde, freilich auch fast nur eine Stunde, schlug. Um die französischen Hilfstruppen zu neuen Anstrengungen zu nöthigen, beschloß Karl, sich selbst an die Spitze zu stellen. Am 18. September verließ er Frankfurt. Nicht ohne gewiße demonstrative Weitschweifigkeit erzählt er, wie ceremoniös er im Verlaufe der Reise vom Herzog von Württemberg und von anderen Fürsten aufgenommen wurde, es gereicht ihm offenbar zur Befriedigung, daß an Allem, was die Etiquette für den Verkehr mit dem Kaiser vorschreibt, auch ihm gegenüber pünktlich festgehalten wurde. Von allen Fürsten

aber, die den Kaiser mit tiefstem Bückling bis zum Wagenschlag begleiteten, war kaum Einer bereit, ihm uneigennützig auch thatkräftige Unterstützung zu gewähren. Das ganze Reich war eben nur noch durch die Etiquette zusammengehalten; nur die Eifersucht der Fürsten untereinander verhinderte, daß es gänzlich aus den Fugen wich!

Am 22. October traf Karl bei seinen um Dachau zusammengezogenen Truppen ein und hielt sogleich eine Heerschau ab. Das günstige Ergebniß wirkte auf ihn förmlich enthusiasmirend. „Ich kann gar nicht beschreiben, in wie hohem Maß mich das Aussehen der ganzen Armee befriedigte, sie kann in Wahrheit als eine Elitetruppe bezeichnet werden. Echt kriegerischen Eindruck machten Alle, namentlich aber die Kaiserlichen, denen man so recht ansah, daß sie zu Krieg und Strapazen wie geboren sind, wenn sie auch gerade deshalb in Bezug auf Sauberkeit den übrigen nachstehen. Die nationalfranzösischen Truppen erschienen vollzählig, lauter kräftige Männergestalten! Ihre fremden Truppen, die mit den Kaiserlichen die Strapazen des Feldzugs durchgemacht hatten, gleichen ihnen in allem Uebrigen. Auch das Aussehen der hessischen Truppen war geradezu glänzend zu nennen; ihre Regimenter waren wie neu uniformirt, die Pferde sammt und sonders gleichfarbig und hoch gebaut, wie diejenigen meiner Garden."

Am nächsten Morgen rückte die stattliche Armee in München ein. „Der Einzug in meine Hauptstadt war ebenso ergreifend für mich, wie für das Volk, das schaarenweise herbeigeströmt war. Vor Weinen konnten die guten Leute kaum die Stimme gebrauchen. Das herrliche Schauspiel einer siegreichen Armee, die aus unwürdigem Feindesjoch Befreiung brachte, die Genugthuung darüber, daß an der Spitze dieser Retter ihr Herr heimgekommen war, die traurige Erinnerung an die Vergangenheit, die Freude an der Gegenwart wirkten betäubend auf sie ein, so daß sie nur durch Thränen in den Augen mir ihre treue Anhänglichkeit kundgeben konnten. Auch mein Herz war erfüllt von Liebe zu meinem Volk, war tief erschüttert durch jene Empfindungen, die in so denkwürdigem Augenblick einem wohlgesinnten Fürsten nahe treten müssen, kaum konnte ich mich enthalten, mit meinen Getreuen zu weinen."

Mit dieser Schilderung eines Freudentages voll echter patriotischer Rührung schließen unsere Memoiren; die übrigen Blätter des Tagebuchs sind leer geblieben. Es ist zu bedauern, daß die

Ereignisse der nächsten Monate — denn nur noch wenige Monate waren dem Leben Karl's zugemessen! — nicht mehr zur Aufzeichnung gelangten, gerade dieser letzte Theil würde gewissermaßen als politisches Testament gelten können.

Erfreuliches wäre nicht mehr zu berichten gewesen.

Wohl mochte Karl nach seiner Rückkehr beim Gebet an der Mariensäule auf dem Hauptplatz schmerzlich bewegt jenes Tages gedenken, da er von dieser Andachtsstätte weg in den Krieg gezogen war! Ein Meer von Leid lag dazwischen, aber die Hoffnung schlug eine Brücke. Er durfte erwarten, daß auf den Morgenstern ein neuer, schöner Tag in Gold und Purpur folgen werde, aber auch der letzte Sonnenstrahl war rasch wieder verflogen. Schon die nächsten Wochen brachten neue Niederlagen der kaiserlichen Truppen, in kurzer Frist waren die Oesterreicher abermals Herren der Oberpfalz und des Donaugebiets. Karl mußte dem Leidensbecher bis auf den Grund blicken, für ihn hatte das furchtbare Wort des Philosophen wahrhaft Geltung: „Das Unglück überhaupt ist die Regel!" Zu seinen alten körperlichen Gebrechen war noch ein anderes gekommen; ein Geschwür am Herzen verursachte ihm unsägliche Schmerzen und zog auch endlich den Tod herbei, die Nachrichten von neuen, schweren Unglücksfällen beschleunigten das Ende. Am 20. Januar 1745 verschied er. Wenige Tage später sah die Hauptstadt auf's Neue den Feind vor ihren Mauern.

„Das Unglück," soll Karl sterbend ausgerufen haben, „wird mich nicht eher verlaßen, bis ich es verlaße." Ich konnte für dieses von Hormayr zuerst mitgetheilte Wort eine Bestätigung in den gleichzeitigen Quellen nicht finden. Dagegen stieß ich auf eine andere Nachricht über das Lebensende des Kaisers in einem Briefe des ohne Zweifel gut unterrichteten Ministers Grafen Josef Seinsheim an seinen Bruder Adam Friedrich, damals Domherrn zu Bamberg; in ihrer Schlichtheit scheint mir die hier mitgetheilte letzte Bitte die Vertheidigung des Schwergeprüften beredter zu führen, als ich es vermochte. Als der Kaiser fühlte, daß seine Lebenskräfte am Erlöschen, zog er die Hände seiner Kinder an die welken Lippen und flüsterte: „Mes pauvres enfants, ma pauvre patrie, pardonnez à votre pauvre père!"

Nymphenburg.

„Das Schloß und das Zeughaus zu Berlin, die Reichskanzlei und die Kirche des hl. Johannes Borromäus (sic) zu Wien, das Schloß zu Nymphenburg in Bayern, die Elbbrücke und der chinesische Palast zu Dresden, das kurfürstliche Schloß zu Mannheim, das Schloß des Herzogs von Württemberg zu Ludwigsburg: diese Bauwerke kommen zwar denen zu Athen und Rom nicht gleich, aber sie übertreffen doch die gothische Baukunst unsrer Vorfahren.“ Mit diesen wunderlichen Worten bezeichnet Friedrich der Große in der „Histoire de mon temps“ diejenigen Bauwerke, die zu seiner Zeit als die schönsten galten. Dagegen schickte ein halbes Jahrhundert später, während in München die Geschmacksrichtung Klenze's herrschte, der Verfasser einer Monographie über Nymphenburg gleichsam zur Entschuldigung die Bemerkung voraus, am Schloß werde freilich der Kunstkenner wenig Freude haben, da „der Stil den Stempel eines Jahrhunderts an sich trägt, dessen verirrter Kunstgeschmack nur zu bekannt ist,“ und der gleichzeitige Kunstschriftsteller Marggraff versteigt sich in einer Schilderung des Schlosses zur Behauptung, Alles, was das vorige Jahrhundert an derartigen Bauten geschaffen habe, zeige „den höchsten Grad der Entartung der Kunst.“

Solche Kontraste können nicht überraschen. In allen menschlichen Dingen herrscht die Mode, und diese erzeugt intoleranten Sektengeist, der häufig als Fortschritt des Zeitgeistes gepriesen wird. Auch der Künstler ist nicht über diese menschliche Schwäche erhaben, ja er vermag sich selbstverständlich am schwersten von subjectiver Voreingenommenheit frei zu halten. Dessenungeachtet steht ein für allemal fest, daß der Künstler, der wirkliche Künstler allein ein richtiges Urtheil

über Werth oder Unwerth einer Kunstschöpfung fällen kann. Ich werde demnach berufeneren Kritikern die Aufgabe überlaßen, die Leistungen der Künstler, die Nymphenburg geschaffen haben, kritisch zu zergliedern und abzuwägen; einem Historiker steht nur zu, an der Hand zuverlässiger Quellennachrichten die einzelnen Entwicklungsstadien klar zu legen und die sich daran knüpfenden geschichtlichen Erinnerungen auf einen Augenblick zu beleben. Der subjektiven Empfindung über das eine oder andere Kunstwerk Ausdruck zu geben, kann, wenn die hiefür gezogene Schranke respektirt wird, nicht verwehrt sein. Es wäre wohl überhaupt viel unnötiger Lärm zu vermeiden, wenn man in ästhetischen Streitfragen bescheidener auftreten, sich weniger in Superlativen ergehen, lieber im Positiv und beim Positiven bleiben möchte.

Daß auch zu richtiger Beurtheilung der künstlerischen Erscheinung Kenntniß der geschichtlichen Daten nicht wohl entbehrlich ist, mag eine kleine Notiz zur Baugeschichte Nymphenburg's beweisen.

Nach Sighart's Ansicht geht die Schloßfaçade des Charakters eines korrekten Kunstwerks dadurch verlustig, daß sich die einer späteren Zeit entstammenden Flügel nicht harmonisch mit dem in italienischem Palaststil aufgerichteten Mittelbau verbinden. Meinem eklektischen Kunstgeschmack widerstrebt diese Mischung nicht, ja mir scheint gerade dadurch die Starrheit der Symmetrie, die an dem größeren Vorbild, dem Schloßbau zu Versailles, erkältend auftritt, glücklich überwunden, ohne daß es an einer gewissen einheitlichen Wirkung mangelt. Nun belehrt uns aber die Geschichte, daß für die fragliche Anordnung überhaupt ganz andere Faktoren maßgebend waren. Ein zuverläßiger Gewährsmann, der Beichtvater des Kurfürsten Max Emanuel, P. Pierre de Bretagne, erzählt, daß der Fürst trotz des Widerspruchs der Baumeister nur aus Pietät für seine verstorbene Mutter, die den Mittelbau aufgeführt und bewohnt hatte, dessen Erhaltung anbefahl.

Treten wir über die marmorne Freitreppe in die Empfangsräume des Schlosses ein!

Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, in verödeten Hallen und Gemächern eines umfangreichen Palastes umherzuwandern. Während man den Gang entlang über die schallenden Fliesen dahinschreitet, führt uns das Echo des Fußtritts fast in Versuchung, umzuschauen, ob nicht ein mit Hackenbüchse oder Partisane ausgerüsteter Gardist nachfolge.

Nun treten wir in eins der Prunkgemächer, der Fensterladen wird aufgestoßen, ein Sonnenstrahl fällt herein, im grellen Schein tanzt eine Wolke feinen Staubes. Die Liebesgötter auf dem Deckenfresko lassen sich in ihrem Lächeln nicht beirren, zornig aber scheinen von den Wänden die Ahnen des erlauchten Hauses auf die Eindringlinge zu blicken, fremdartig und doch wieder traulich muthet uns das allen möglichen Geschmacksperioden entstammende Geräth an, hier ein venetianischer Lüster mit blinden Glasperlen, dort ein Ofenschirm mit Napoleonischen Bienen, Meißener Nippes neben einer schwerfälligen Stockuhr, Schlachtenbilder aus den Befreiungskriegen über einem koketten Rosenholztischchen. Wir blicken durch's Fenster in den Park, und die Phantasie versetzt uns in eine jener Nächte voll trunkener Entzückungen, wo Lichterschein, Farbenpracht, der Ruhm, die Künste, die Töne, die Frauen, kurz, wo Alles vereinigt war, was im Menschenherzen den schönen Götterfunken Freude entfacht, — doch ich darf nicht vergessen, daß dem Historiker am allerwenigsten traumseliges Geplauder ansteht, — ich komme zur Sache.

Die Geschichte Nymphenburg's fällt zusammen mit der Geschichte der Fürsten, die dort ihren Wohnsitz aufschlugen. Fast Jeder griff in die bauliche Entwicklung ein; im Allgemeinen aber lassen sich vier Hauptperioden erkennen: die Anfänge des Lustgebäu's bis zum Tode der Kurfürstin Adelaide, der Ausbau von Schloß und Park im französischen Stil unter Max Emanuel, die unter Karl Albert hinzugefügten ergänzenden Bauten und endlich die tiefeingreifende Wandlung, die Schloß und Garten zu Anfang unsres Jahrhunderts erfuhren.

Als Adelaide von Savoyen ihrem Gatten, dem Kurfürsten Ferdinand Maria, das erste Kind geschenkt hatte, kaufte dieser, um der Freude und dem Dank Ausdruck zu geben, am 1. Juli 1663 um 10,000 Gulden die Schwaige Kemnat, die seit hundert Jahren als eine mannsritterlehenbare, geschlossene Hofmark dem Edlen von Gassner gehört hatte, sowie zwei anstoßende Höfe des Klosters Dietramszell und überließ die neuerworbenen Grundstücke seiner Gemahlin, damit sie, einem langgenährten Wunsche entsprechend, nach eigenem Gefallen und Geschmack ein Lustschloß aufführe. Für die Wahl des Platzes war ebenso die Nähe der Hauptstadt, wie der ebene Charakter der Landschaft maßgebend, denn nur auf einer nach allen Seiten unbeschränkten

Fläche, — so ist in d'Argenville's tonangebendem Katechismus konstatirt, — konnte ein fürstlicher Wohnsitz wohlanständig konstruirt werden. Noch im nämlichen Jahre wurde der Grundstein gelegt, der Bau selbst ging jedoch nur langsam von Statten, die Ausgaben bis zum Jahre 1679, dem Todesjahr des Kurfürsten, belaufen sich durchschnittlich nur auf 4000 Gulden jährlich. Bis vor Kurzem war man auf ein paar Rechnungsfragmente, die über den Bau und die dabei beschäftigten Künstler dürftige Aufschlüsse boten, angewiesen; man wußte nicht einmal mit Bestimmtheit, wer den Plan entworfen habe. Erst aus einer jüngst von Gaudenzio Claretta mit Benützung von Familienpapieren verfaßten Biographie Adelheid's erfuhren wir Genaueres. Zuerst wollte die Kurfürstin den Turiner Architekten Grafen Amadeo Castellomonte mit dem Bau betrauen; weil ihr aber die von diesem eingeschickte Skizze nicht gefiel, übertrug sie dem nach München berufenen Bologneser Agostino Barella den Bau des Schlosses, dem sie selbst den Namen Borgo delle nimfe, Nymphenburg, beilegte. Ueberhaupt waren für Bau, Ausschmückung und Einrichtung ein volles Jahrhundert hindurch fast ausschließlich Italiener und Franzosen thätig, nur selten stoßen wir auf Namen von Deutschen, die aber auch nur wieder Schüler der Welschen waren.

Nicht Liebe zur Einsamkeit bewog die Fürsten jenes Zeitalters, zeitweilig ihren Wohnsitz außerhalb der Hauptstadt aufzuschlagen; nur eine glänzendere Fortsetzung höfischen Brauchs war dabei beabsichtigt. Deßhalb wurde auch nach Nymphenburg alsbald ein stattlicher Verbindungsweg mit der Stadt angelegt, eine geradlinige Auffahrt zum Schloß war jedenfalls von vornherein projectirt, ebenso eine ähnliche Avenue auf der Gartenseite; wie hier in gerader Linie das Dorf Piping, so war gegen Norden der Kirchthurm in Schwabing sichtbar. Die zum ersten Stockwerk führende Freitreppe zeigt sich schon auf der ersten bildlichen Darstellung des Schlosses in Wening's malerischer Beschreibung des Churfürstenthums Ober- und Niederbayern, in den Baurechnungen wird sie erst 1714 erwähnt. Im Uebrigen präsentirt sich auf dem genannten Bild nur der jetzige Mittelbau, isolirt und schmucklos. Zur Rechten steht in einiger Entfernung das Kirchlein St. Magdalena, das sich schon damals am Festtag der Heiligen großen Zulaufs aus der Stadt erfreute, zur Linken ein für das Hofgesinde bestimmtes, kleineres Gebäude, und weiter entfernt, von Holzplanken

umgeben, die alte Schwaig, deren Nutzung „hauptsächlich in Feldbau, Gartengewachs, Geflügel und Viehzügl besteht.“ Der Garten scheint wenig umfangreich gewesen zu sein. Schon bevor durch Le Notre's Triumphe der französische Geschmack in ganz Europa zur Herrschaft gelangte, pflegte für fürstliche Gärten der reguläre Stil, den ja schon Pinius auf seinen Villen angewendet hatte, gewählt zu werden. Er bedeutet gleichsam nur ein Hervorschreiten der Architektur aus dem Haus in's Freie, der Garten war nur ein luftiger Salon für die förmlich und feierlich lustwandelnde Gesellschaft. Auch die Natur durfte hier nicht in freier Urwüchsigkeit, sondern mußte in gefälliger Abhängigkeit von der Majestät des Hofes erscheinen. Deshalb wurde der zum Garten bestimmte Landstrich sorglich geebnet und ausgerodet, jedes Blümchen hatte seinen bestimmten Platz in den regelrecht zugeschnittenen Beeten, steife Hecken zogen den geradlinigen Wegen entlang, eine Steinmauer schied das einförmige Parterre vom weithin sich dehnenden Forst.

Nach dem Tode Adelaidens und ihres Gatten verflossen zwei Jahrzehnte, ehe der Nachfolger Max Emanuel auf Nymphenburg sein Augenmerk richtete. Erst nach der Rückkehr aus den Niederlanden beschloß er plötzlich den bisher eifrig betriebenen Ausbau Schleißheim's einzustellen und beträchtlichere Mittel auf die Verschönerung der Schöpfung seiner Mutter zu verwenden. Während 1701 nur die bescheidene Summe von 698 fl. 35 Xr. für Nymphenburg verausgabt wurde, steigen die Kosten im nächsten Jahr einschließlich der Kanalanlagen auf 38,286 fl. 37 Xr. 2 Hl. Aehnliche Summen erscheinen in den Rechnungen der beiden nächsten Jahre. Nach der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt stockte natürlich auch der Bau des kurfürstlichen Schlosses; nach der Rückkehr des Kurfürsten aus zehnjähriger Verbannung wurde aber damit fortgefahren, von 1714 bis 1718 beliefen sich die Kosten ungefähr auf 400,000 Gulden.

Als zur Feier der Verbindung des Kurprinzen Karl Albert mit der österreichischen Erzherzogin Maria Amalia 1722 mehrere Wochen hindurch glänzende Feste veranstaltet wurden, verfaßte — charakteristisch für das Zeitalter — der kurfürstliche Beichtvater, P. Pierre de Bretagne, eine panegyrische Schilderung aller Opern, Jagden, Bälle u. s. w. und verband damit eine überaus dankenswerthe Beschreibung der kurfürstlichen Schlösser, welche die Scene

für den Festzauber boten. Als erwünschte Beilage dienen treffliche Stiche des kurfürstlichen Gartenbauingenieurs Diesel. Wort und Bild unterrichten uns, daß sich die Physiognomie des eigentlichen Schlosses seither nicht mehr wesentlich verändert hat. An den alten Mittelbau reihten sich bereits auf jeder Seite, durch schmale Galerien verbunden, drei niedrigere Pavillons; die auf dem Stich sichtbaren großen Flügelbauten kamen in der projektirten Gestalt nicht zur Ausführung. Den Bau leitete Giovanni Viscardi, der, schon in jungen Jahren in bayrische Dienste gezogen, 1678 zum Hofmaurermeister, 1688 zum Hofarchitekten ernannt worden war; sein Werk ist u. A. auch die Klosterkirche zu Fürstenfeld. Seit 1718 führte Baumeister Effner, der früher im Verein mit Zuccali am Schleißheimer Schloßbau beschäftigt gewesen war, in Nymphenburg die Oberleitung. Der Mittelbau erhielt durch den Pariser Stuccator Dubut geschmackvollen Zierrath. Den seither durch andere Fresken ersetzten Wandgemälden zollt P. Pierre begeistertes Lob. Ueber dies biete sich vom Grand Salon eine Aussicht, wie an wenig anderen Punkten der Erde; über reizende Gartenanlagen und Wasserwerke hinweg öffnet sich eine Landschaft, anmuthig wie ein Gesang der Georgica, und majestätisch heiter schließen die blauen Berge das Panorama ab. Die Familienporträts waren größtentheils von dem gefeierten Vivien, dem Schüler Lebrun's, gemalt; um den Besitz des Künstlers geriethen sogar die Brüder Max Emanuel und Josef Klemens in ernstlichen Streit. Allenthalben gab es hohe Spiegel, Marmorcheminets, schwere Seidenvorhänge, japanesische Tapeten, reich vergoldete und gestickte Möbel, sodaß sogar die an den Glanz der Hofburg gewohnte Erzherzogin „starr vor Bewunderung" wurde. Unvergleichlichen Reiz lieh der langen Flucht von Sälen und Kabineten eine reiche Sammlung von Gemälden, Meisterwerken der Kunst, die Max Emanuel theils während seines Aufenthalts in Brüssel, theils bei Ausflügen nach Venedig erworben hatte. Viele von diesen Teniers, Rubens, Breughel, Salvatore Rosa &c., die P. Pierre namhaft macht, sind uns wohlbekannt; sie sind heute der Stolz und die Zierde der Münchener Pinakothek. Nicht so erfreulich wirkt, was von den damals in Nymphenburg selbst geschaffenen Gemälden erhalten ist. Sie scheinen mir im Allgemeinen wenig Ausdruck und Charakter zu haben, die Farbe ist kraftlos, die Komposition theatralisch. Glücklichere dekorative Wirkung erreicht der Venetianer Amigoni, der u. A. das große, durch virtuose

Lichtheit und Klarheit des Kolorits ausgezeichnete Deckengemälde des Salon in der Badenburg malte. Zartheit und Durchsichtigkeit der Farbe rühmte man auch an den Arbeiten des Nicolas Bertin, der das Deckenbild im Badezimmer um den ansehnlichen Preis von 1500 Gulden herstellte. Zahlreiche Gemälde in Nymphenburg stammen von dem schon unter Kurfürstin Adelaide nach München berufenen Antonio Triva, einem Schüler Guercino's; er erhielt kontraktmäßig für eine ganze Figur 60, für eine halbe 30 Gulden, was ihm in sechs Jahren die stattliche Summe von 11,128 fl. 36 Xr. einbrachte. Stillleben malte der bayrische Hofmaler Franz von Hamilton. Der Münchener Joachim Franz Beich, den man in Schleißheim als Schlachtenmaler kennen lernen kann, schmückte in Nymphenburg die Galerien mit Veduten bayrischer Lustschlösser in Dughet's Manier. Landschaften und Schlachten malte auch der aus den Niederlanden berufene Dominique Nollet, dem zugleich die Obhut über alle Kunstsammlungen des Kurfürsten anvertraut war.

Während sich demnach in den inneren Räumen eine Geschmacksrichtung von internationalem Charakter kundgab, gelangte das französische Rokoko im ansehnlich erweiterten Garten ganz und voll zur Herrschaft. Man wird die Diesel'schen Stiche, die uns ein getreues Konterfei dieser Herrlichkeiten bieten, nicht ohne getheilte Empfindung betrachten können. Die Architektur schüttelt alle konstruktiven Formen kaleidoskop-artig durch einander, die Plastik verirrt sich in's Gebiet der Malerei, Manierirtheit und Koquetterie treten an allen den Allegorien und Apotheosen, wenn man die Einzelwirkung in's Auge faßt, störend hervor, allein das Neben- und Miteinander der Schwesterkünste entbehrt trotz alledem eines eigenthümlichen Zaubers nicht — man braucht nur an die Ueberreste der künstlerischen Hungerperiode des Klassicismus heranzutreten, um rasch zur Ueberzeugung bekehrt zu sein, daß im pittoresken Rokoko ein frischerer Odem weht, mag er auch mit einem Bischen Parfum versetzt sein.

Den Unterschied zwischen den französischen und den englischen oder vielmehr chinesischen Gärten charakterisirt Schopenhauer dahin, daß diese in objectivem, jene in subjectivem Sinne angelegt sind, daß in diesen der Wille der Natur zu möglichst reinem Ausdruck gebracht, in jenen aber durch den Willen des Besitzers unterjocht ist, sodaß die Natur statt ihrer eigenen Ideen Abzeichen der

Sklaverei zu tragen gezwungen ist. Anmuthig vergleicht Tieck den regelmäßigen Garten mit einem Calderon'schen, den englischen Park mit einem Shakespeare'schen Lustspiel: hier scheinbare Willkür, von einem unsichtbaren Geist der Ordnung geleitet, gefällige, natürliche Grazie, dort künstliche Form, Entfernung alles unmittelbar an Natur Erinnernden, heiteres, aber zugleich feierliches Pathos.

Das unmittelbar hinter dem Schloß angelegte grand parterre glich einem mit buntfarbigem Teppich geschmückten Empfangssaal. In Zeichnung grotesker Schnörkel innerhalb der symmetrisch abgesteckte Beete, sowie in Malerei mit Farben und Schattirungen der Blumen konnte der Gartenkünstler seine Phantasie zeigen. Marmorvasen und Statuen schmückten, Wasserkünste belebten den heiteren Raum. In der Mitte sprang eine große Fontäne. Eine Flora, über deren Haupt ein Genius die Krone hob, Tritone und Amoretten zierten das breite Bassin. Die im Garten zerstreuten Skulpturen waren größtentheils Arbeiten des Bildhauers und Gießers Wilhelm de Groff, der 1716 aus Paris nach München berufen wurde und hier eine großartige Thätigkeit entfaltete. Welch originelle Grazie dem niederländischen Meister zu Gebote stand, läßt sich heute nur noch — der Schmuck des Bassins mußte ja längst einer neuen Mode weichen, — an zwei Figürchen erkennen, die wenig passend in Brunnenschalen des Salon in der Badenburg angebracht sind; sie wurden dem Vernehmen nach aus dem „Baustadel" unlängst dahin versetzt. Ein Blick auf Beich's Vedute belehrt, daß diese Amoretten ehedem der Brunnengruppe angehörten. Wer doch den Zauberspruch wüßte, der zu jenem mysteriösen Baustadel, wo vielleicht noch andere Gefährten der reizenden Kleinen in Dunkelhaft stecken, den Eingang erschlösse!

Sowohl in Mitten, als zu beiden Seiten des Parterre liefen breite Wege, auf welchen sich der Corso der Karossen und Sänften entfalten konnte. Mauerförmigen Abschluß bildeten geradlinige Taxuswände, über welche die zu Kugeln und Pyramiden verschnittenen Baumkronen hervorragten. Engere Wege führten von hier aus nach den verschiedenen Theilen des Gartens, Mittelpunkt der ganzen symmetrischen Anlage ist das Parterre. Nach heutigen Begriffen wird solche Gleichförmigkeit als peinliche Einförmigkeit angesehen, aber in Vielem wird man dem eifrigen Vertheidiger des französischen Geschmacks in Tieck's Phantasus nicht Unrecht geben können. Es mochte sich ganz behaglich promeniren unter den

dichtverschlungenen Laubgewinden; in anmuthigem Wechsel boten sich Ruhebänke, Trophäen und Statuen dar, bald führte der Weg zu einer von bunten Vögeln belebten Volière, bald ließ sich unvermuthet das Sprudeln einer Quelle vernehmen, wie die Stimme eines lang entbehrten Freundes. Unter den Statuen galten als die schönsten diejenigen des Giuseppe Volpini, wahrscheinlich eines Sohnes des berühmten Mailänder Künstlers gleichen Namens, dessen Meisterwerke die Certosa bei Pavia besitzt. Noch andere Ueberraschungen bot die Promenade unter den Laubgängen. In lauschiger Stille that sich ein natürliches Theater auf, dessen Kulissen nur aus Taxushecken gebildet waren. Ein andrer Rasenplatz diente dem jeu de passes, einer Art Croquetspiel, das, wie Pater Pierre erzählt, Kurfürst Max Emanuel selbst erfunden hatte. Ein frischer Hagebuchenhain geleitete von hier zu einer für das jeu de quilles, das Kegelspiel bestimmten Terasse. Und überall rauscht und rieselt es von natürlichen Brunnen und burlesken Wasserkünsten. Auch das Mailspiel war beliebt, jedoch endete es, wie der Beichtvater berichtet, selten ohne Disput, — man möchte gar nicht für möglich halten, daß diese Herren in gesticktem Degenkleid und diese in breiten Krinolinen und hohen Frisuren prangenden Damen jemals zanken konnten! Als Ruheort für die durch das Mailspiel Ermüdeten wurde 1716 die Maison des Indes oder Pagodenburg gebaut, ein zierlicher Pavillon in Form eines Malteserkreuzes, wozu Max Emanuel selbst den Plan gezeichnet hatte. Das Innere war, wie es dem Namen und dem Zeitgeschmack entsprach, wie eine indische Pagode ausgeschmückt. Im Hauptsalon waren der Estrich mit rothem und weißem Marmor, die Wände mit Porzellanplatten ausgelegt, die Ornamente und Figuren „auf indianische Art" in den Jahren 1717—1718 durch den Kammermaler Gumpp, der einer in Tirol und Bayern weitverzweigten Künstlerfamilie angehörte, hergestellt.

Die Perle des Lustgartens war die 1718 erbaute Badenburg, ein Sommerhaus, leicht und luftig, wie ein flüchtiger Liebesgedanke. Als „Meisterwerk der Kunst" preist es begeistert der offenbar nicht rigorose Gewissensrath des Kurfürsten. Sogar der grämliche Nikolai nennt es „ein in seiner Art vollendetes Kunstwerk in bester sanfter Eurythmie." Heute freilich ist das Schlößchen fast alles architektonischen und plastischen Schmuckes beraubt, auch das Innere ist kahl und öd. Damals führte von einem hell-

blinkenden Schwanenteich eine Freitreppe zum Salon. Außer den Fresken von Amigoni und Bertin strotzten alle Räume von plastischem Bildschmuck in Metall, Marmor und Stucko. Eine berühmte Gruppe der Jahreszeiten, die fein individualisirten Frauenköpfe im Badekabinet, die Basreliefs, Festons und andrer Zierrath waren Arbeiten des Claudius Dubut. Dieser Pariser Bildhauer — bei Kunstwerken der Vergangenheit darf man ja vom Preis sprechen — bezog die höchste Gage am kurfürstlichen Hofe, 300 Gulden monatlich, während de Groff 250, Volpini 240, der einheimische Meister Beich nur 16 Gulden bezog; es finden sich aber für alle diese Künstler noch einzelne Posten für specielle Leistungen in den Hofbauamtsrechnungen. Vor dem Eingang in den Pavillon waren Sphinxe aufgestellt, was Niklai zur gesuchten Erklärung Anlaß giebt, der Künstler habe damit den in Ueppigkeit versunkenen Fürsten zum Nachdenken über sich selbst ermahnen wollen. Auf der entgegengesetzten Seite führte unmittelbar aus den mit allem erdenklichen sinnlichen Zauber ausgestatteten Baderäumen eine Marmorterasse auf ein lauschiges Rosenparterre, das von dichten Laubgängen umschlossen war.

„Es war mir schrecklich, zu hören," schreibt Nikolai, — wir glauben ihn vor uns zu sehen, wie er voll frommer Entrüstung den Blick aufwärts richtet, — „daß eben der Kurfürst Max Emanuel, welcher das Badhaus bauete, auch die (Magdalenen-) Kapelle aufführen ließ." Solches Nebeneinander von Kontrasten war jedoch in den Fürstengärten jener Periode überhaupt nichts Ungewöhnliches; neben dem Tanzsaal baute man eine Einsiedelei, mitten in blühenden Rosenhag ein Beinhaus. Allerdings war auch hierbei nur eine sinnliche Wirkung berechnet, „les extremes se touchent" und insbesondere in jener Welt berührten sich nachbarlich Frivolität und Ascetik, Kapri und Pathmos. Die Kavaliere und Damen bereiteten sich zu Religionsübungen, „pour faire leur salut," wie zu weltlichen Festen, es war nur ein changement des coulisses, eine minutiöse Etiquette war hier wie dort erstes Gebot. Uebrigens ist die als künstliche Ruine aufgeführte Kapelle zwar unter Max Emanuel begonnen, aber erst unter seinem Nachfolger vollendet. Die theatralischen Scenen aus dem Leben der heiligen Büßerin sind von dem Münchener Nikolaus Stuber gemalt. Als seltenes Kleinod galt das noch vorhandene Krucifix aus Narval. Das schöne Eisengitter ist von dem Pariser Schlosser Mottée ge-

fertigt, der für die eigene Arbeit allein 3520 Gulden erhielt. Am Tag der hl. Magdalena 1728 wurde die Kapelle von Klemens August, Kurfürsten und Erzbischof von Köln, dem zweitältesten Sohn Max Emanuels, eingeweiht. Der Reisende Keysler, der ein Jahr später Nymphenburg besuchte, weiß zu erzählen, daß es gelegentlich der Eröffnungsfeier gar lustig herging, sodaß u. A. für 200 Thaler Trinkgeschirre zerschlagen wurden.

Den Abschluß der eigentlichen Gartenanlage gegen Norden bildete die große Kaskade. In zwei Absätzen rauschte hier der Kanal in Becken von buntfarbigem Marmor; Flußgötter, Tritone und Delphine spendeten Wasserstrahlen, an beiden Seiten erhoben sich auch hier hohe Taxuswände, die auf Diesel's Stichen erscheinenden Arkaden wurden nicht gebaut. Der Entwurf zur Kaskade rührte von dem französischen Maler François Roëttier her, die Ausführung leitete der Fontanier Girard, dem ein eigener Dolmetsch, Peter de Cler, zur Verfügung gestellt war.

Von der damals vielbewunderten Kaskade aus durchzog, von Hecken begleitet, der Kanal pfeilgerade den Garten. Ein acht Meilen im Umfang messender Wald schloß sich unmittelbar an. Hier wurden die großen Parforcejagden abgehalten, für die kleine Jagd boten die südlich gelegenen, mit niedrigem Gebüsch besetzten Felder reiche Beute. „Die umbliegenden Waldungen", heißt es in einem Festbericht von 1727, „lassen ihr geflügelte Inwohner von fruhe Morgen bis in die Nacht auf die umb dieses Schloß herumb gesetzte Bäume wandern und mit ihrem annemblichsten Gesang allda eine Erquickung machen; die Hirschen, Wildstuck und Wildschwein seynd in solcher Menge herumb, daß sie selbsten sich im freyen Feld genugsamb sehen lassen, Rebhühner und Wildtauben fliegen fast selbst an die Flinten." Namentlich das Fest des hl. Hubertus am 3. November jeden Jahres wurde durch große Jagden gefeiert. Morgens wohnte der ganze Hof einem Hochamt bei, die von der kurfürstlichen Kapelle aufgeführte Messe war von dem in München angestellten Maëstro Torri komponirt. Ausschließlich Jagdinstrumente begleiteten mit Fanfaren den Gesang; leider scheint die originelle Komposition verloren gegangen zu sein. Nach der Messe stieg Alles zu Pferd, die Hirschjagd begann und endete mit stürmischem Hallali. Dann gab es große Tafel im Salon; bei jedem Trinkspruch erklangen vom Garten her Jagdfanfaren. Als denkwürdiges Ereigniß galt es, wenn nach der Mahlzeit ein dunkel-

farbiges Getränk, Café, in chinesischen Schalen präsentirt wurde; nur die beherztesten Nimrode aber vermaßen sich, „Tabak zu trinken.“

Bei nächtlichem Korso waren die Bassins und Kanäle durch schwimmende Lichter erhellt, von Baum zu Baum schwangen sich strahlende Guirlanden, der ganze Mittelraum glich, indem die Beleuchtung der Zeichnung der Beete angepaßt war, einem ungeheuren Strauß von Feuerblumen. Und wenn die Girandola niedergeprasselt war, und nur noch das Mondlicht wie heller Schnee auf den Rasenflächen blinkte und die Fontänen leuchtende Silberkränze emporwarfen, bestieg die geputzte Gesellschaft die Barken — in den Listen der Hofdiener sind zahlreiche Gondoliers aufgeführt — und ein unsichtbares Orchester ließ feierliche Weisen ertönen. Wie stolz paradirte der Herr Botschafter aus Flachsenfingen, — der wohlgeborne Herr Komizialsekretarius erklärte seiner hochbusigen Schönen, wie alle Statuen „so überaus fürtrefflich in Ordnung gestellet sind,“ — scherzend, zürnend, seufzend folgte manch verliebtes junges Paar. Zur Winterszeit gab es Schlittenfahrten in Park und Umgebung. Die zierlichen Gefährte und Geschirre, die uns noch erhalten sind, verrathen, welch geschmackvolle Pracht bei diesen Festen verschwendet ward. Abends versammelten sich die geladenen Gäste im grand salon zum Tanz; der anmuthige Brauch des Jahrhunderts, daß die Damen ihre Tänzer wählten, kam der Kunst Terpsichorens trefflich zu Statten. Hierher kamen auch phantastische Abenteurer, Todtenbeschwörer und Goldmacher, die den bedrängten Finanzmännern mit Goldträumen, den Damen mit Nativitäterklärungen die Köpfe verdrehten, bis ihnen plötzlich gemessener Befehl zuging, ihre Destillirkolben und magischen Spiegel, Gespenster and Dämonen wieder einzupacken und schleunig das Weite zu suchen. Hierher kam auch in den ersten Jahren der Regierung Karl Albert's der galante Pölnitz, der in seiner Jugend am Hofe der Mutter des Herzogs von Orleans eine gewisse Rolle gespielt hatte und später, verachtet und gehudelt, aber doch geduldet, der Oberintendant der kleinen Zerstreuungen verschiedener deutscher Fürsten war. In der Beschreibung seiner Reisen rühmt er Nymphenburg als das Muster eines fürstlichen Prunkwohnsitzes. „Nach dem Garten zu Versailles ist keiner prächtiger und schöner angelegt als dieser.“

Karl Albert bevorzugte Nymphenburg vor allen übrigen Lustschlössern, ja diese Gunst flößte sogar, wie Keysler 1729 in Er-

fahrung brachte, den Münchnern einigermaßen Besorgniß ein; sie fürchteten, daß in Folge der vom Kurfürsten beabsichtigten Vergrößerung seines Lieblingsaufenthalts ihre Stadt überflügelt werden könnte. Der Kurfürst scheint sich wirklich mit solchen Plänen befaßt zu haben. Wenigstens befindet sich unter gräflich Preising'schen Schriftstücken im Reichsarchiv eine bis auf Unterschrift und Siegel fertig gestellte undatirte Urkunde, wodurch einer zwischen München und Nymphenburg anzulegenden „Karlstadt" Stadtrecht verliehen werden soll. Mannigfaltige Begünstigungen sollen den Kolonen, die hier Bürgerrecht nehmen, zugestanden werden, unbeschränkte Freiheit in Ausübung von Gewerbe und Handel, Befreiung von allen Zöllen, freie Wahl der städtischen Behörden u. s. w. Veröffentlicht wurde eine derartige Einladung nicht. Es ist jedoch in einem Schriftstück vom 20. November 1729 von Gründen „in der sogenannten Carlstadt zu Nimpfenburg" die Rede. Franz Christof Hieber, ein Schwager des berühmten Geschichtsforschers Andreas Felix von Oefele, Hofkontrolor und Eigenthümer einer „Tafern- und freien Bäckenstattsbehausung" — jetzt Wirthschaft „zum Kontrolor" — erbaute auf einem ihm vom Kurfürsten geschenkten Platz „die erste Behausung in dero daselbst vorgehabten Statt Karlstatt."

Auch die Kurfürstin hielt sich am liebsten in Nymphenburg auf. Sie war eine leidenschaftliche Jägerin, in grüner Mannskleidung, eine kleine Perrücke auf dem Haupt, pflegte sie schon mit Tagesanbruch in den Forst zu reiten, um einer Reihebeize oder einem Fuchsprellen beizuwohnen. Treffliche, von Desmarées gemalte Porträts des Kurfürsten und nachmaligen Kaisers und seiner Gemahlin im Jagdkostüm schmücken noch heute den gelben Salon in der Amalienburg, ein anderes Gemach ist mit zahlreichen Jagdbildern von Horemans ausgestattet. Dem zum „Konversationsmaler" ernannten Niederländer gefiel es in München so gut, daß er sich als Bürger aufnehmen ließ und die lockendsten Einladungen andrer Höfe ausschlug.

Die Amalienburg wurde, wie der Name sagt, der Kurfürstin zu Ehren 1734 nach dem Plane des Hofbaumeisters Cuvillies aufgeführt. Ringsumher lief ein Fasangarten; von der auf der äußeren Seite der Salonkuppel angebrachten Galerie aus schoß die Kurfürstin die aufgejagten Fasanen im Flug. Wie ja die Bauten Cuvillies' überhaupt, der Preysing'sche, der Törring'sche

Palast, das Museum, das Residenztheater ꝛc. zu den glücklichsten Schöpfungen des Rokoko zählen, so darf auch der Amalienburg, insbesondere der inneren Ausschmückung das freudigste Lob gezollt werden. Der erwähnte, mit versilberten Ornamenten auf gelben Seidentapeten reich dekorirte Saal, sowie der anstoßende, mit Schnitzwerk auf duftig blauem Grunde geschmückte Spiegelsaal sind den vielbewunderten Prunkgemächern des Hotel Soubise ebenbürtig. Nirgend ist eine „organische Belebung des Rahmens“ so gelungen, wie in der Ornamentik dieser Räume. Auch was sonst von der alten Ausstattung erhalten ist, — es sei nur an die reizende kleine Hängeuhr erinnert, — steht auf hoher Stufe technischer Vollendung.

Das Schloß selbst wurde durch Karl Albert ansehnlich erweitert. Zur Rechten des Mittelstocks wurden für die Hofkavaliere, zur Linken für französische Nonnen vom Orden Notre Dame neue Flügel aufgeführt. Auch ein zum Jagdschlößchen Neuhausen führender Kanal wurde in den Jahren 1728—1730 angelegt.

So glich das Leben in Nymphenburg einem beständigen Fest. Die geradlinigen Taxuswände und Alleen waren gleichsam die Pulsadern einer nicht bedeutenden, aber prächtig schimmernden Welt. Ein jährlich ausgegebener Hofkalender schrieb genau vor, wann sich der Hof zu den einzelnen Solennitäten zu versammeln, dem colloquio pastorale beizuwohnen oder die Kirche auferbaulichst processionaliter zu besuchen habe, „wobei pünktlichst nach des Kurhauses Etiquett und Observanz zu verfahren.“

Es begreift sich leicht, daß der Geschichtschreiber der Mark Brandenburg, Gercken, der 1764 nach Nymphenburg kam, verwundert die Frage aufwirft: Wie war es den Fürsten eines verhältnißmäßig kleinen Landes möglich, den zu solchen Lustbauten erforderlichen Aufwand zu bestreiten? Zur Aufklärung kann darauf hingewiesen werden, daß nicht bloß die Einnahmen aus reichen Domänen zur Verfügung standen, sondern, wie fast allen deutschen Fürstenkassen, auch dem Münchner Hof aus Frankreich große Summen zuflossen. Diese Thatsache kann nur bedauert, nicht in Abrede gestellt werden. Dagegen hat die jüngste Forschung den angeblich zu Nymphenburg im Mai 1741 unterzeichneten Vertrag, wonach Kurfürst Karl Albert die Hilfe Frankreichs durch Abtretung der deutschen Westgrenze schimpflich erkauft hätte, als Fälschung aus der Geschichte gestrichen. Allerdings kam in jenen Tagen der

Botschafter Frankreichs, Graf Bellisle, der „Fürst der Jugend“, wie ihn höfische Schmeichelei nannte, nach Nymphenburg und wurde mit fürstlichen Ehren aufgenommen, aber es galt nur, die Vorkehrungen zum Krieg mit Oesterreich zu berathen. Mit Spanien aber wurde in Nymphenburg in diesen Tagen, — deshalb war auch als Vertreter Sr. Katholischen Majestät Graf Montijo eingetroffen, — ein Schutz- und Trutzbündniß vereinbart.

Wie wenig Glück die Verbindung mit den Fremden dem nach der Kaiserkrone greifenden Wittelsbacher brachte, ist bekannt. Bald fielen auf den bunten Festreigen düstere Schatten. Der ungarische Reitergeneral Menzel besetzte die Hauptstadt des ohnmächtigen Kaisers, und in Schloß und Park zu Nymphenburg tummelte sich wüstes Steppenvolk.

Nach dem Tode Karl's VII. faßte der Sohn angesichts der rauchenden Dörfer und zerstampften Saatfelder, ohne das politische Für und Wider lange abzuwägen, den Entschluß, Frieden zu machen. Ihm blieb es Zeitlebens eine wahre Herzenssorge, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, Arbeitsgeist, Sittlichkeit, Aufklärung zu fördern. Nymphenburg zeigte seit dem Regierungsantritt dieses edlen Trägers wahren Menschenthums eine gänzlich veränderte Physiognomie. Zwar wurden auch jetzt noch bei besonderem Anlaß glänzende Feste veranstaltet, aber in Vielem, was in und für Nymphenburg geschaffen wurde, trat der nüchterne, praktische deutsche Sinn des Fürsten zu Tage. Im sogenannten grünen Zimmer des Schlosses hängt ein vom älteren Dorner gemaltes Bild, das uns den Kurfürsten zeigt, wie er an der Drehbank arbeitet, sein Freund, der aufgeklärte Graf Salern, steht ihm zur Seite. In der Eremitage sieht man noch mehrere vom Kurfürsten hergestellte kunstvolle Schnitzwerke. Charakteristisch ist auch die Vorliebe des Fürsten für die Biber, denen er im Schloßpark ein paar Häuschen einrichten ließ. Wo früher nur eine Heimstätte welscher Pracht, errichtete er 1758 eine Porzellanfabrik. Die Versuche eines Münchner Töpfers, Josef Niedermayer, aus bayrischer Erde Parzellan zu gewinnen, gaben den Anstoß zu dem Unternehmen, das sich unter der Leitung des Akademiepräsidenten Grafen von Haimhausen raschen Aufschwungs erfreute. Eine Zeit lang waren 200 Arbeiter beschäftigt, man gab sich allen Ernstes der Erwartung hin, mit Meißen in Konkurrenz treten zu können, aber

die spätere Entwicklung des Instituts entsprach nicht völlig so hoffnungsvollen Anfängen.

Während Wissenschaft und Kultur unter der Regierung des Friedensfürsten Max Josef die erfreulichsten Fortschritte aufweisen, ist in der künstlerischen Produktion eher ein Rückschritt erkennbar. Die Unparteilichkeit zwingt zum Geständniß, daß gerade von dem Zeitpunkt an, da fast ausschließlich nur noch deutsche Künstler beschäftigt waren, eine Minderung des künstlerischen Werthes der Leistungen hervortritt. Die Beweise bieten sich auch in Nymphenburg dar. Die Stuccaturarbeiten des Johann Zimmermann aus Steingaden sind ohne Zweifel vortrefflich, aber Niemand wird das gleiche Lob den im großen Empfangssaal vom nämlichen Künstler ausgeführten Fresken zugestehen wollen. In Rubens Manier, aber eben nur manierirt, malte Johann Schöpf zahlreiche Bilder für die kurfürstlichen Schlösser. Auf noch niedrigerer Stufe stehen die Fresken des Tirolers Josef Mölck, der seinen Namen, damit nur ja die Nachwelt dessen nicht verlustig gehe, mit fingerlangen Buchstaben auf alle Wände pinselte. Zahlreiche Ansichten von Jagden und Seefahrten sind von Josef Stephan, einem Schüler Watterschot's, gemalt, erfreulichere Genres von Jakob Dorner, dem Vater des Landschaftsmalers. Während aber die deutsche Kunst selbst noch darniederlag, vollzog sich eine Neuerung, die nicht wenig dazu beitrug, einen Aufschwung herbeizuführen. Bisher waren die von kunstsinnigen Fürsten gesammelten Meisterwerke in den Lustschlössern untergebracht, wo sie nur den geladenen Gästen und wenigen bevorzugten Liebhabern zum Genuße dienten. Dagegen beschloß Kurfürst Karl Theodor, dem edlen Beispiel anderer Mäcene folgend, seine Schätze für Jedermann, auch den Geringsten seines Volkes zugänglich zu machen, und ließ für die reiche Sammlung, der auch die besten Stücke des Nymphenburger Inventars eingereiht wurden, ein eigenes Haus an der Nordseite des Hofgartens errichten.

Ueberhaupt dankt München gerade diesem Fürsten, der sich in den wenig ehrenvollen Tauschhandel mit dem Wiener Hofe einließ und deßhalb von den Bürgern mit scheelen Blicken betrachtet wurde, die ersprießlichsten Wohlthaten. Er hob die Festungseigenschaft der Stadt auf und schaffte durch Niederlegung der Wälle und Bastionen Luft und Licht, er ist der Schöpfer des englischen Gartens, er verwandelte den Hofgarten neben seiner Residenz in

ine öffentliche Anlage, er gestattete auch zuerst zum Nymphenburger Park freien Zutritt. Jetzt fand hier auch der schlichte Wanderer, wie Westenrieder mit wunderlichen Worten der Rührung preist, „Pracht der Majestät, naives Lächeln der Grazien, Freude und Ermunterung und stilles Sehnen und Ausruhen der schweigenden Melancholie.“ Zumal Sonntags gehörte jetzt das fürstliche Lustgebäu dem Volk. Mit kühn geschweiftem Hut und apfelgrünem Bratenrock angethan, promenirte Herr Biedermayer in den holländischen Parterres, Frau Apollonia bewunderte die in den Berceaux stolzierenden Pfauen und Fasanen, und die rundlichen Kleinen jubelten vor Freude, wenn sie im Thiergarten, der seit 1780 in der Nähe des Schlosses angelegt war, die zahmen Hirsche füttern durften.

Nikolai, der 1781 hierher kam, kann zwar nicht umhin, den Prachtbauten mit grämlicher Miene Lob zu spenden, fügt aber hinzu: „Wenn ich zuweilen einen Blick neben der Allee auf das Land that und sah, wie kaum die Hälfte davon bebaut war, so klopfte mir das Herz.“ Der Vorwurf an sich ist nicht unbegründet, allein man darf daraus nicht übertriebene Folgerungen ziehen. Freilich darbten auch als Nachbarn dieses fürstlichen Prachtwohnsitzes arme Leute in schlechten Hütten, aber einen eigentlichen Pauperismus, eine Massenarmuth, gab es in den gesegneten bayerischen Landen nicht. Deßhalb rüttelte auch nie der Sturm einer Revolution an den Pforten dieses Klein-Versailles; es blieb ihm erspart, durch Frevelthaten eines entmenschten Pöbels eine traurige Berühmtheit zu erlangen.

Zwar blieb auch diese Schöpfung der absolutistischen Aera vom Geist der neuen Zeit nicht unberührt, aber die Wandlung war eine friedliche und freundliche. Die Rückkehr zur antiken Tradition, die sich an der Wende unsres Jahrhunderts in Zierrath und Einrichtung der inneren Räume vollzog, möchte kaum als eine gesunde, glückliche Entwicklungsphase zu bezeichnen sein. Die antikisirende Richtung der napoleonischen Aera entbehrt nicht einer gewissen feierlichen Würde; da man aber über ein konventionelles Formenschema nicht hinauskam, wirkt die Imitation des edlen Vorbilds nüchtern und trocken, insbesondere am Hausgeräth von rein architektonischer Disposition.

Inzwischen ergriff aber draußen eine fröhliche Revolution Busch und Hain. Auf allen Linien war der Kampf gegen den französischen Geschmack in der Gartenkunst eröffnet worden.

Milton's Schilderung des Gartens Eden, die Satiren Addison's und Pope's und die Anweisungen des Malers Kent hatten zur Ueberzeugung bekehrt, daß der Garten eine Landschaft im Kleinen sein soll, daß Abwechslung der Scenerie vor ängstlich ausstudierter Geputztheit den Vorzug verdiene, daß auch in dieser Kunst das schönste Ziel erreicht sei, wenn sie wieder als Natur, aber in edelster Form auftritt.

1804 gab Kurfürst Max Joseph dem Hofgartenintendanten Friedrich Ludwig Sckell den Auftrag, den französischen Garten zu Nymphenburg in einen Park in modernem Geschmack umzuwandeln. Sckell, der zweifellos zu den tüchtigsten Meistern seines Faches zählt, trat nicht als prinzipieller Gegner der alten symmetrischen Kunst gegenüber; er behielt den in großem Stil angelegten Mittelgrund mit den majestätischen Alleen, dem geradlinigen Kanal und der terassenförmig aufgebauten Kaskade bei. Indem aber Busch und Baum nicht mehr beschnitten und zu kleinlichem Spiel mißbraucht werden, ergiebt sich von selbst ein harmonischer Uebergang zu den Anlagen im sogenannten Landschaftstil. Wie verstand Sckell mit Bäumen, Wiesen und Wasserflächen zu malen! In reichem Wechsel und doch voll anmuthiger Ruhe ziehen die ländlichen Bilder an uns vorüber. Durch glückliche Verbindung von geometrischen und Naturformen, Anlage von Hügeln voll Schwung und Leichtigkeit, sorgfältige Auswahl der Baum- und Straucharten ist für schlichte, nichtsdestominder entzückende Ueberraschungen gesorgt. Bald wird das Auge durch Kontraste, bald durch sanfte Verbindungen erfreut. Laubholz voll Farbe und Rundung unterbricht an glücklichster Stelle das ernste Tannendickicht, die dunkelblättrige Rothbuche, die saftig grüne Hainbuche, die schlanke Fichte, die bewegliche Esche, — Eins steigert die Schönheit und den Reiz des Andern. Und wenn irgendwo, so ist hier das Wasser die Seele des Gartens. Spiegelklare Bäche und springende Brunnen bringen Leben und Bewegung in die Natur. Wer an mildem Sommerabend längs dem größeren See den mit durchsichtigem Strauchwerk umsäumten Uferweg wandelt, wird frohen Muthes bekennen, daß hier Lessing's Wort zur That ward:

„Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
So hat Natur und Kunst gehandelt!" —

Doch die Chronik hat nicht bloß von friedlichen Arbeiten im Dienste der Schönheit zu berichten; auch von den seit der großen

Revolution immer wieder entfachten Kriegen blieb Nymphenburg nicht verschont.

Als im Juni 1800 Moreau's Armee München besetzte, wurde das Hauptquartier nach Nymphenburg verlegt. Auch aus diesem Schloß wurden, wie aus der kurfürstlichen Residenz zu München, werthvolle Kunstschätze entführt; auf die Klagen und Beschwerden der Beamten erwiderte der zum Stadtkommandanten bestellte General Desolle: „Es kann nicht die Rede sein von Bedingungen und Schwierigkeiten zwischen Sieger und Besiegten; der Erste befiehlt, der Andere gehorcht gutwillig oder weicht der Gewalt!" Die französischen Offiziere thaten sich in den Palästen der Stadt auf Kosten der entflohenen Wirthe gütlich und veranstalteten Tag für Tag Gelage und Feste. Moreau dagegen blieb einsam in Nymphenburg. Sein einziges Vergnügen war frühmorgens die Pürschjagd. Den ganzen Tag widmete er der Arbeit, nicht bloß der militärische Dienst beschäftigte ihn, er conspirirte schon damals mit jenen Männern, die Frankreichs Freiheit gegen den Ehrgeiz Bonaparte's vertheidigen wollten.

Der neue Cäsar selbst kam sechs Jahre später als Protektor des Landes und Verwandter der Regentenfamilie nach Nymphenburg. In einem Zimmer im ersten Stockwerk des rechten Flügels pflegte auch der „kleine Korporal" ernst und einsam am Schreibtisch zu sitzen, zur Erholung diente ein rascher Ritt durch die Laubgänge des Parks.

Und wieder wenige Jahre später bewohnte die nämlichen Räume der Ueberwinder des Gefürchteten, ein schöner Mann, ritterlich und kokett wie Lucius Verus, Czar Alexander I., dem zu Ehren aller Prunk des königlichen Hofes aufgeboten wurde.

Als aber endlich die Kriegsfanfaren verhallt waren, verweilte hier mit besonderer Vorliebe **der** Fürst, der eine dauerhaftere Herrschaft, die der Liebe, aufgerichtet hatte, nachdem die hassende und die gehaßte vergangen waren. Im Erdgeschoß des linken Flügels sind noch heute die Zimmer oder, richtiger gesagt, die Kämmerchen im nämlichen Zustand, wie sie „Vater Max" bewohnt hatte, erhalten. Die Ausstattung könnte nicht einfacher sein. Den einzigen Schmuck der Wände bilden ein paar bilderbogenartige Darstellungen von Episoden aus den Napoleonischen Kriegen, Familienporträts und Bleistiftzeichnungen, „verfertigt von Charlotte", „verfertigt von Auguste", den zärtlich geliebten Töchtern des Königs.

In dem von grünseidenen Vorhängen umschlossenen Bett entschlief Max Josef in der Nacht des 12. Oktober 1825, nachdem er noch am Abend einem Ballfest des russischen Gesandten beigewohnt hatte. Wie der heitere Glaube der Alten die Lieblinge der Götter durch jähen Tod der Erde entrückt werden läßt, so war auch er hinübergegangen, während noch auf jenem Feste Trinksprüche auf Gesundheit und Leben des geliebten Fürsten ertönten.

Den Thron bestieg der Königssohn, der oft, wie er in einem Gedichte schildert, an einsamem, schattigem Plätzchen im Nymphenburger Park seinen Homer gelesen und sich in ideale Pläne und Hoffnungen versenkt hatte. Daß er dessenungeachtet auch für praktische Unternehmungen ein scharfes Auge hatte, beweist die Thatsache, daß lange bevor Stephenson's Lokomotive ihren Eroberungszug durch die Welt antrat, auf Anregung und mit Unterstützung des Kronprinzen das Modell einer Eisenbahn nach einem Plane Josef von Baader's gefertigt wurde. Im Nymphenburger Garten, wo auch eine sinnreich konstruirte, hydraulische Maschine, vom technischen Genie des nämlichen Erfinders Zeugniß ablegt, wurde der Versuch im Großen ausgeführt, und mit Staunen sahen die Münchner Gäste, daß von einem einzigen Pferd große Lasten auf Eisenschienen mittels Bergwinde und Kompensationsmaschine über jedes Terrain fortbewegt wurden.

Zur Verschönerung Nymphenburgs geschah in der Aera Ludwig's I. wenig. Des Königs Streben war ja darauf gerichtet, durch die Kunst veredelnd auf das Volk einzuwirken; deßhalb waren fast alle Unternehmungen für das öffentliche Leben der Hauptstadt bestimmt und trugen vorzugsweise monumentales Gepräge.

In diese Zeit hoffnungsvoller Kunstblüthe fällt ein Ereigniß, das wie der letzte, schönste Ring einer Kette die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet und sich als würdigster Abschluß unsrer Erinnerungen darbietet: im Schloß zu Nymphenburg stand die Wiege eines Fürsten, der ein Schutzherr echt idealen Strebens geworden ist, an dessen Thron lange noch nur die Freude weinen möge.

Im gleichen Verlage sind erschienen:

Bezold, Fr. von, Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir mit verwandten Schriftstücken. I. Band. 1576—1582. gr. 8. 37 Bogen. 1882. Preis ℳ 16. —.

Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts, mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus.

I. Band: **Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—1551.** Bearb. von **Aug. v. Druffel.** gr. 8. 58 Bogen. 1873. Preis ℳ 18. —.

II. Band: **Beiträge zur Reichsgeschichte 1552.** Bearb. v. **Aug. v. Druffel.** gr. 8. $55^1/_4$ Bogen. 1880. Preis ℳ 16. 80.

III. Band 1. Abth.: **Diejenigen Acten aus der Zeit von 1546—1551, auf welche im I. Bande verwiesen.** Bearb. von **Aug. v. Druffel** gr. 8. 22 Bogen. 1875. Preis ℳ 6. 70.

III. Band 2. Abth.: **Die grösseren Actenstücke aus der Zeit von 1552.** Bearb. von **Aug. v. Druffel.** gr. 8. 20 Bogen. 1882. Preis ℳ 6. —.

Briefe und Akten zur Geschichte des 30 jährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher.

I. Band: **Die Gründung der Union 1598—1608.** Bearb. von **M. Ritter.** gr. 8. 47 Bogen. 1870. Preis ℳ 10. —.

II. Band: **Die Union und Heinrich IV. 1607—1609.** Bearb. von **M. Ritter.** gr. 8. 40 Bogen. 1874. Preis ℳ 12. —.

III. Band: **Der Jülicher Erbfolgekrieg.** Bearb. von **M. Ritter.** gr. 8. $35^1/_2$ Bogen. 1877. Preis ℳ 10. —.

IV. Band: **Die Politik Bayerns 1591—1607.** I. Hälfte. Bearb. von **F. Stieve.** gr. 8. 37 Bogen. 1878. Preis ℳ 10. 80.

V. Band: **Die Politik Bayerns 1591—1607.** II. Hälfte. Bearb. von **F. Stieve.** gr. 8. 62 Bogen. 1883. Preis ℳ 18. —.

Die historische Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften. Denkschrift, verfaßt von **von Giesebrecht** und **von Sybel.** gr. 8. 7 Bogen. 1883. 3 ℳ

Heigel, K. Th., Die Wittelsbacher. Eine Festschrift zum 700 jährigen Jubiläum des Hauses Wittelsbach. 8. mit 20 Holzschnitten, geb. 1880. Preis ℳ 1. —.

— — Münchens Geschichte 1158—1806. Mit dem Erläuterungsblatt zu Piloty's Kolossalgemälde im Rathhaus zu München. 8. 4 Bogen. 1882. Preis ℳ 1. 50.

Holtzendorff, F. v., Wesen und Werth der öffentlichen Meinung. 8. 2. Aufl. 1880. Preis ℳ 3. —.

Markhauser, W., Der Geschichtsschreiber Polybius, seine Weltanschauung und Staatslehre. 8. 1858. Preis ℳ 2. 20.

Mayer, M., Geschichte der Burggrafen von Regensburg. 8. 1883. Preis ℳ 3. —.

Mühling, C., Die Geschichte der Doppelwahl des Jahres 1314. 8. 8 Bogen. 1882. Preis ℳ 3. —.

Pichler, A., Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident. 2 Bände. 8. 1864. 1865. Preis ℳ 22. 60.

Schöppner, A., Sagenbuch der bayer. Lande. Supplement zu allen Geschichtswerken über Bayern. 3 Bde. gr. 8. 90 Bogen. 1874. Preis ℳ 10. 80.

Stieve, F., Die Reichsstadt Kaufbeuren und die bayer. Restaurationspolitik. Ein Beitrag zur Vorgesch. d. 30jährigen Krieges. 8. $6^1/_2$ Bogen 1870. Preis ℳ 2. —.

— — Der Ursprung des 30 jährigen Krieges 1607—1619. I. Buch: Der Kampf um Donauwörth im Zusammenhang der Reichsgeschichte dargestellt. gr. 8. 40 Bogen. 1875. Preis ℳ 12. —.

— — Das kirchliche Polizeiregiment in Bayern unter Maximilian I. 1595—1651. 8. 5 Bogen. 1876. Preis ℳ 1. 20.

Stumpf, Pl., Denkwürdige Bayern. Kurze Lebensbeschreibungen verstorbener, verdienter Männer, die in dem Ländergeb. d. jetz. Kön Bayern geboren oder durch längern Aufenthalt ihm angehörig waren. 8. 30 Bogen. 1865. Preis ℳ 6. —.

Das Tagebuch Kaiser Karl VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, nach dem Autograph herausg. von K. Th. Heige gr. 8. 17 Bogen. 1883. Preis ℳ 8. —.

Des Viglius van Zwichem Tagebuch des schmalkaldischen Donaukrieges. Nach dem Autograph des Brüsseler Staatsarchivs herausg. u. erl. von Aug. v. Druffel. Mit einer Skizze der Truppenaufstellung vor Ingolstadt, entworfen von L. von Langlois. gr. 8. 22 Bogen. 1877. Preis ℳ 10. —.